Elephant Hunting in East Equatorial Africa

By

Arthur H. Neumann

Neumann, Arthur Henry Elefantenjagd in Ost Äquatorial Afrika 1898

ELEFANTENJAGD IN

OST-ÄQUATORIALAFRIKA

EIN BERICHT ÜBER DREI JAHRE ELFENBEINJAGD

AM FUSSE DES MOUNT KENIA UND UNTER DEN NDOROBO-

WILDEN DER LOROGI-BERGE, EINSCHLIESSLICH

EINER REISE ZUM NORDENDE DES RUDOLFSEES

VON

ARTHUR H. NEUMANN

Mit zahlreichen Illustrationen

von J. G. Millais, E. Caldwell und G. E. Lodge

Farbtafel und Karte

LONDON

ROWLAND WARD, LIMITED

166 PICCADILLY

1898

DEM

MacLeod of MacLeod

MEINEM GÜTIGEN FREUND SEIT VIELEN JAHREN, MIT DEM ICH

IN VERGANGENEN TAGEN EINIGE GEFAHRVOLLE, WENN AUCH

ANGENEHME ZEITEN AN DEN GRENZEN DES ZULU- UND SWASILANDES

VERBRACHTE, ALS ICH UNTER IHM IM STAATSDIENST STAND,

UND IN DESSEN HEIMAT, DUNVEGAN CASTLE, DER

GRÖSSTE TEIL DAVON GESCHRIEBEN WURDE, IST DIESER KLEINE

BERICHT ÜBER MEINE ELEFANTENJAGD-ABENTEUER

IN LIEBE GEWIDMET

VORWORT

Die Erfahrungen anderer wandernder Jäger hatten für mich stets ein so großes Interesse, dass ich es gewagt habe – vielleicht vermessen –, zu schlussfolgern, dass meine eigenen möglicherweise von jenen mit ähnlich „wildem" Geschmack einer Lektüre für würdig befunden werden könnten. Selbst dann hätte ich kaum den Mut aufgebracht, eine so ungewohnte Waffe wie die Feder zu führen, wäre es nicht so, dass meine Elefantenjagd in Regionen stattfand, die bisher von keinem Jäger besucht wurden. Dieser Umstand und die Tatsache, dass mein Bericht von recht jünger zurückliegenden Abenteuern handelt und nach bestem Wissen und Gewissen das Land und das Wild so beschreibt, wie sie heute tatsächlich sind – eine wichtige Eigenschaft für den Wert eines solchen Stoffes –, mögen, wie ich hoffe, dazu beitragen, mein jetziges, gewagteres Unternehmen zu rechtfertigen. Denn obwohl ich in Südafrika jagte, als das „High Veldt" noch schwarz von Gnus war und das „Bush Veldt" noch von wilden Tieren wimmelte, ist nicht *A Hunter's Wanderings* – um in den Klassikern der Großwildjagd nicht weiter zurückzugehen – zu unerreichbar faszinierend als aktuellster Rekord der dortigen Elefantenjagd, um Rivalen auf diesem Feld zuzulassen? Und für Beschreibungen einer neueren Suche nach Sport im südlichen Teil des Kontinents, haben wir da nicht den charmanten Band von Herrn J. G. Millais, der einer gewandten Feder den enormen Vorteil des künstlerischen Talents hinzufügt, das es ihm ermöglicht, seine eigenen Werke zu illustrieren?

Natürlich bin ich darauf vorbereitet, als grausam denunziert zu werden. Ich gebe unumwunden zu, dass ich es bin. Dieser Zug ist fester Bestandteil des barbarischen Geschmacks, der dazu führte, dass ich in meinen frühesten Jahren von feinfühligen Familienmitgliedern als „grausamer Junge" gebrandmarkt wurde, wegen meines Eifers bei der Verfolgung der harmlosen, notwendigen Katze, in Gesellschaft zweier ebenso scharfer Terrier, durch die Bauernhöfe der Nachbarschaft (obwohl ich pflichtgemäß sagen muss, dass die Katzen immer auf Bäume oder auf die Höhen unzugänglicher Heuschober entkamen). Man kann sich nicht über den Tadel gütiger Menschen beklagen, die das Nehmen von Leben insgesamt ablehnen – im Gegenteil, ich respektiere sie. Aber die Angriffe solcher überlegenen Sportsmänner, die uns selbst anschauliche Berichte über ihre Taten bei der Verfolgung der harmlosen Elenantilope, Giraffe und anderer wehrloser Geschöpfe liefern, während sie voller Entsetzen über die Grausamkeit der Elefantenjagd schreiben (da sie selbst nicht weit genug in die Wildnis vorgedrungen sind, um die Gelegenheit dazu zu erhalten), sind schwerer zu ertragen. Es sei besonders grausam, so sagen sie uns, Elefantenkühe zu jagen (zweifellos besonders für den Jäger). Ich wünschte, einer dieser Herren käme und zeigte uns, wie man im dichten Dickicht, in dem Elefanten in Äquatorialafrika gesucht werden müssen, ausschließlich Bullen schießt.

Auf jeden Fall sollen Elefanten und andere wilde Tiere so weit wie möglich erhalten bleiben. Da jedoch ihre fortdauernde Existenz leider unvereinbar mit dem Fortschritt der Zivilisation ist, besteht der einzige Weg, dies erfolgreich zu tun, in der Einrichtung von Reservaten an Orten, an denen eine wirksame Kontrolle gleichermaßen über Eingeborene wie über Europäer ausgeübt werden kann.

Jenen liebenswürdigen Mitfühlenden jedoch, für die die Beschreibungen, wie ich Elefanten tötete, kein Interesse haben können, mag mein Bericht darüber, wie eines dieser Tiere beinahe mich getötet hätte, Vergnügen bereiten; und sollte dieses durch Enttäuschung getrübt sein, weil es nicht gänzlich gelang, so mögen sie hoffen, dass die Rache noch vollendet wird. Verwandt mit der oben erwähnten heidnischen Neigung meiner frühen Jugend war ein Versuch, an den ich mich erinnere, in einem abgelegenen Teil eines Gemeindelandes außer Sichtweite von Häusern zu gelangen und mir vorzustellen, ich sei in einem unbewohnten Land; und unter den Prophezeiungen, die zu einem späteren Zeitpunkt von beobachtenden Kaffern geäußert wurden, denen die Entwicklung meines unlöschbaren Durstes nach dem Vordringen in immer entlegenere Einöden auffiel, war eine dahingehend, dass ich damit enden würde, in einer fernen

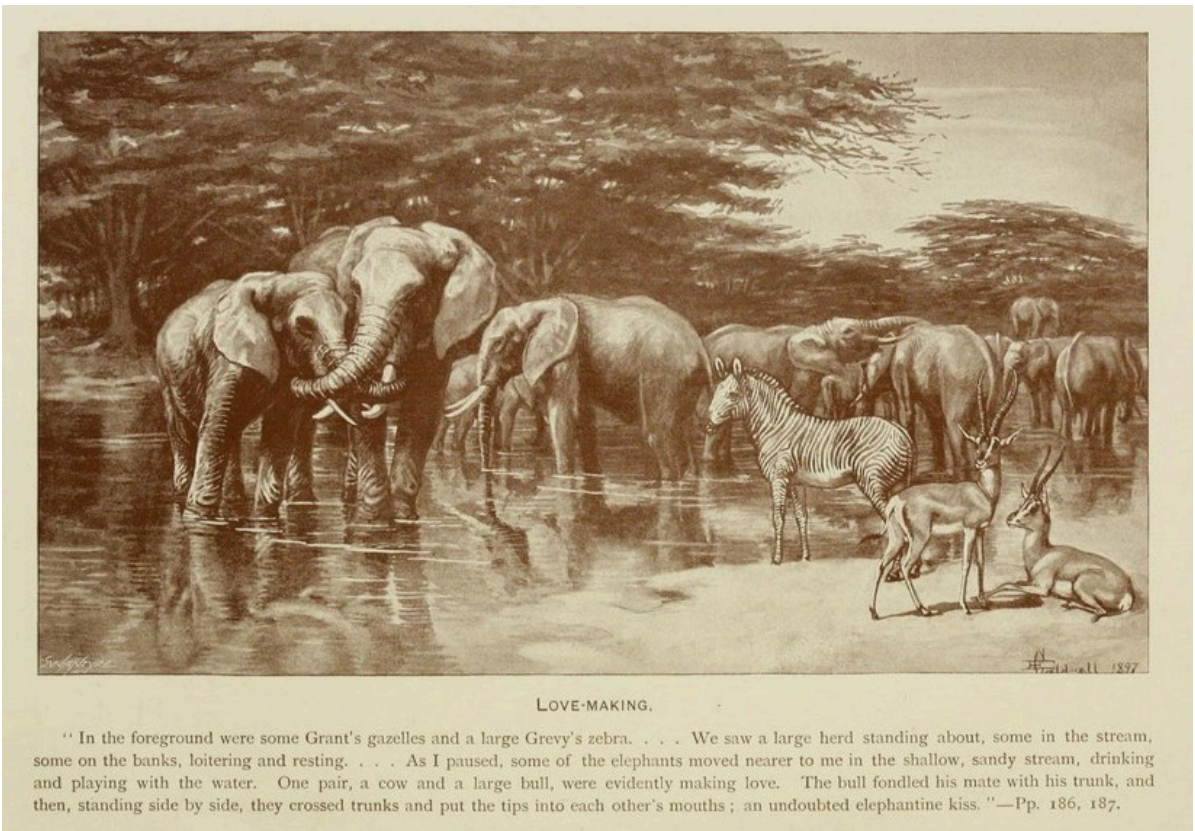
Wildnis zu sterben, die nur von wilden Tieren bewohnt wird, wo kein Rauch am gesamten Horizont zu sehen ist.

Es bleibt nur noch, den Künstlern meinen Dank auszusprechen (ihre Namen bürgen für gute Arbeit), die ihren Teil so viel besser geleistet haben, als ich es für den meinen hoffen kann, für die gewissenhafte Art und Weise, in der sie versucht haben, meine Ideen umzusetzen – geleitet, wie diese es durchweg waren, von dem Wunsch, jedes Ereignis wahrheitsgetreu darzustellen – ebenso Herrn Dr. Geo. Kolb, Major Eric Smith, Herrn J. R. W. Pigott und anderen Freunden für Fotografien, die viel besser sind als meine eigenen, und Herrn Rowland Ward für seine zuvorkommende Zusammenarbeit. Ich bin außerdem Fräulein E. M. Bowdler Sharpe für die Ordnung und Beschreibung meiner Schmetterlinge zu Dank verpflichtet. Mehrere meiner Artikel, die in der *Field* erschienen, sind in einige der früheren Kapitel eingeflossen.

Ich sollte sicherheitshalber hinzufügen, um jedem Missverständnis vorzubeugen, dass überall dort, wo ich in diesem Buch den Begriff „Zentralafrika“ verwendet habe, dieser im ursprünglichen und wörtlichen Sinne zu verstehen ist und nicht als irgendwie mit Njassaland verbunden, das in den letzten Jahren (eher verwirrend) offiziell unter diesem Titel bekannt war.

ARTHUR H. NEUMANN.

Bath.



LOVE-MAKING.

"In the foreground were some Grant's gazelles and a large Grevy's zebra. . . . We saw a large herd standing about, some in the stream, some on the banks, loitering and resting. . . . As I paused, some of the elephants moved nearer to me in the shallow, sandy stream, drinking and playing with the water. One pair, a cow and a large bull, were evidently making love. The bull fondled his mate with his trunk, and then, standing side by side, they crossed trunks and put the tips into each other's mouths; an undoubted elephantine kiss."—Pp. 186, 187.

INHALT

KAPITEL I

ERSTE EXPEDITION VON MOMBASA

Einleitende Beobachtungen — Erste Bekanntschaft mit Mombasa — Eintritt in den Dienst der I.B.E.A. Company — Beschreibung von Mombasa — Meine Jagdwaffen — Organisation der Elefantenjagd-Expedition — Mein Suaheli-Name — Unser Aufbruch — Desertionen — Überlandroute gewählt — Letzter Außenposten der Zivilisation — Mein Terrier-Gefährte „Frolic“ — Ankunft in Laiju — Ein fruchtbarer Distrikt — Bau eines Palisadenwerks — „Papa“, ein alter Ndorobo — Jagdausflug über den Mackenzie-Fluss — Die Vorstellung der Ndorobo von Glück — Expedition erfolglos — Erlegen von Zebra und Oryx auf dem Rückweg — Seitenschuss auf ein Nashorn — Der Todeswalzer des Nashorns — Mein zweites Nashorn — Sein Todesangriff — Erster Anblick von Wallers Gazelle — Nahinspektion durch ein Nashorn — Erlegen einer Giraffe — Ihr eigentümlicher Fall — Anschleichen an eine Oryx-Herde — Vorrichtung zum Verscheuchen von Geiern — Die einzige Beschäftigung der Ndorobo — Ideales Jagdland — Wildarten — Rückkehr zum Lager — Entmutigende Nachrichten — Verlust von Lasttieren — Versuchsbesuch im Embe-Distrikt

KAPITEL II

AUF DER JAMBENI-KETTE

Über die Embe-Hügel nach Mthara — Beschreibung des Landes — Die Eingeborenen: Aussehen und Gewohnheiten — Ihre Methode, Elefanten zu töten — Fruchtlose Suche nach Wild — Anblick eines Schirrbocks — Verlockende Chance auf ein Nashorn — Kritischer Moment — Trompeten gehört — Ein eigensinniger Führer — Erste Begegnung mit Elefanten — Ruf als Jäger steht auf dem Spiel — Eine ersehnte Chance — Mein „Krüppel-Stopper“ — Drei Elefanten geschossen — Lagerwechsel — Freundliche Eingeborene — Erlegen einer Impala — Geschenke von Eingeborenen — Abhalten eines „Shauri“ — Die Forderung nach Tribut — „Blutsbrüderschaft“ — Eine unangenehme Prüfung — Mein älterer Bruder „Ndaminuki“ — Verfolgen einer Elefantenfährte — Neugier der Eingeborenen — Anblick einer weiteren Herde — Ihr bevorzugtes Dickicht — Ein zufriedenstellender Schuss — Ein guter Arbeitstag — Elfenbeinhandel ein mühsamer Prozess — Seltenheit von Impalas — Kenia — Ein Grund für ein „Shauri“ — Besuch von Eingeborenen-Kraals

KAPITEL III

CAMPING AM MOUNT KENIA

Ein gutes Nashornhorn — Ein neuer Feldzug — Vorteil des Kopfschusses — Erregende Begegnung — Von Bienen angegriffen — Ein Glückstag — Elf Elefanten getötet — Der Kenia-Dschungel — Reichtum an Schmetterlingen — Ein Kratersee — Flusspferde — Rückkehr nach Mthara — Aufbruch zum Gwaso Nyiro-Fluss — Anzeichen von Elefanten — Enttäuschung eines Jägers — Leiden unter Durst — Begegnung mit Löwen — Nashörner — Kindliche Liebe — Versand von Elfenbein — Rückkehr nach Laiju — Ein gewagtes Unternehmen — Feindselige Eingeborene

KAPITEL IV

DAS NDOROBO-LAND

Aufbruch ins Ndorobo-Land — Wildes Leben — Lager bei El Bogoi — Quellgebiet des Mackenzie-Flusses — Ein Stammesüberfall — Ein unangenehmes Lager — Fischen nach Mineralien — Kalksteinquellen — Erlegen von zwei Elenantilopen — Annäherung an die Lorogi-Berge — Blick auf Elefanten — Ein Gewitter — Ein stattliches Zebra —

Aufbruch zum Mount Nyiro — Ein Umweg — Eine fruchtlose Reise — Rückkehr nach El Bogoi

KAPITEL V

ELEFANTENJAGD DER NDOROBO

Ein Elefantenjäger der Ndorobo — Seine Waffen — Jagdmethode — Mein nächster Erfolg — Der Bann gebrochen — Ein früher Aufbruch — Eine einfache Mahlzeit — Spurensuche nach Elefanten — Die Jagd — Ein Versprechen erfüllt — Überquerung des Seya-Flusses — Eine Fallgrube — Ein gigantisches Tier — Meine Begleiter — Nahrung der Elefanten — Ihr Aussehen aus nächster Nähe — Ein wütender Bulle — Ungläubige Führer — Ein neuartiger Talisman — Rückkehr zur Küste — Der Gwaso Nyiro-Fluss — Empfang in Laiju

KAPITEL VI

RÜCKKEHR NACH MOMBASA

Mein neues Lee-Metford — Vorteil des Vollmantelgeschosses — Beobachtungen an Nashörnern — Ein weißer Gefährte — Erlegen eines „Rehbocks“ — Eine Strafexpedition — Ein Land des Überflusses — Unser Weihnachtslager — Stämme rund um den Mount Kenia — Ein spielerisches Abenteuer — Von Hornissen gestochen — Ein Stamm auf dem Kriegspfad — Ein einsamer Wanderer — Sport und Wissenschaft — Rückkehr nach Mombasa — Eine angenehme Abwechslung — Organisation einer neuen Karawane — Ein Erdbebenstoß

KAPITEL VII

ZWEITE EXPEDITION

Änderung der Gewehr-Ausrüstung — Ankunft in Samburu — Ein wasserloser Distrikt — Tränken der Esel — Schwärme von Perlhühnern — Ukambani — Unter dem Volk der Wakamba — Missgeschick von Frolic — Ein unpassierbarer Fluss — Spuren von Elefanten — Tod von Frolic — Ein enttäuschender Tag — Bau eines Kanus — Schwierige Navigation — Überquerung der Lasttiere — Ein nützlicher Ruf — Eine unangenehme Route — Inneres eines Kraters — Annäherung an die Lorogi-Berge — Mein altes Lager bei El Bogoi

KAPITEL VIII

AUSFLÜGE VON EL BOGOI

Komfortables Quartier — Unter alten Ndorobo-Freunden — Ein bevorzugter Elefanten-Aufenthaltsort — Erlegen einer Giraffe — Verirrt im Busch — Ein betrügerischer Führer — Eine dankbare Belohnung — Eifersucht der Eingeborenen — Wandernde Elefanten — Ein Liebespaar — Lager am Seya-Fluss — Die Mathews-Kette — Fünf Elefanten getötet — Ein malarisches Klima — Den Barasaloi-Fluss hinauf — Ein wunderbarer Anblick — Überfluss an Elefanten — Eine aufregende Jagd — Knappes Entkommen — Ein guter Arbeitstag

KAPITEL IX

AUSFLÜGE VON EL BOGOI (Fortsetzung)

Wohlverdiente Ruhe — Eine Ernte der Ndorobo — Scharfer Sinn der Eingeborenen — Ein kühler Rückzugsort — Ein großes Nashorn — Vierzehn Elefanten an einem Jagdtag — Charakteristische Merkmale der Stoßzähne — Marsch mit Elfenbein nach El Bogoi — Ähnlichkeit mit Robinson Crusoe — Erfahrung als Eseltreiber — Ein unerwarteter Glücksfall — Überladen mit Elfenbein — Anschleichen an Gazellen — Ein fiktiver Bericht — Ein prächtiges Paar Stoßzähne — Eine malerische Gruppe — Empfang in El Bogoi

KAPITEL X

AUSFLÜGE VON EL BOGOI (Fortsetzung)

Ein Duell unter Eingeborenen — Ein beleidigter Führer — Lager an der Mreya-Quelle — Spuren von Elefanten — Eine falsche Handlung — Wassermangel — Als Wohltäter betrachtet — Löwen gestört — Eine Chance vertan — Platz für eine Missionsstation — Auffüllen der Vorratskammer — Zurück nach El Bogoi — Ein treuer Anführer — Gewissensbisse — Eine große Enttäuschung — Ein Lager der Ndorobo — Nachricht von einem Elefantenschutzgebiet — Hungerzeiten — Menschenfressende Löwen

KAPITEL XI

VON EL BOGOI ZUM RUDOLFSEE

Ein anstrengender Marsch — Seemannsgarn auf Suaheli — Erlegen einer ungewöhnlichen Gazelle — Das „High Veldt“ — Ein Schakal beansprucht Verwandtschaft — Eine merkwürdige Episode — Thomsongazelle und Jackson-Kuhantilope — Mein „Glückslager“ — Ein neuer Zweig der Geburtshilfe — Ein Land, in dem Honig fließt — Mein Elfenbeinlager — Ein willkommener Anblick — Stören einer Siesta — Die Chance eines Gärtners — Tod eines Favoriten — Die Verkleidung eines Fotografen — Unsere Route zum Rudolfsee — Ein glückliches Entkommen

KAPITEL XII

RUDOLFSEE

Endgültiger Aufbruch zum See — Ein ödes Land — Ein seltsamer Fisch — Prüfungen während eines Hurrikans — Überreste einer Katastrophe — Ein Wasservolk — Gestört durch ein „Shauri“ — Ein Fehlalarm — Ein Paradies für Fischer — Anzeichen von Europäern — Mittel zur Verringerung der Krankenliste — Ein glücklicher Zufall — Mein erstes Topi — Aus nächster Nähe mit einem Nashorn — Reichtum an Vögeln — Ein gefiederter Jockey — Das neue Gericht meines Kochs — Einfache Weihnachtskost — Die Kraals von Reshiat

KAPITEL XIII

EIN AUFENTHALT IN RESHIAT UND KERE

Unter kunstlosen Wilden — Schauplatz eines Massakers — Reiher und ihre Wirte — Myriaden von Moskitos — Ein zufriedenstellender Vormittagsarbeit — Gutes aus Schlechtem — Eine neue Antilope — Eine abscheuliche Entstellung — Die Metropole von Kere — Austausch von Grüßen — Überbleibsel einer europäischen Expedition — Neujahrstag — Ein trauriges Ereignis — Besänftigung eines Häuptlings — Eine Folge verschwenderischer Ausgaben — Exorzismus eines Plünderers — Ein Modell in Ebenholz — Loswerden einer Plage

KAPITEL XIV

RÜCKKEHR ZUM RUDOLFSEE

Zurück nach Bassu — Wachsame Wachen — Ein wunderbares Entkommen — Akute Leiden — Fürsorge der Eingeborenen — Ein frohlockender Stamm — Seltene Luxusgüter — Eine lange Krankheit — Ein Stamm von Sklavereigegnern — Das Rezept eines Häuptlings — Sehnsucht nach Abwechslung — Ein Rückfall — Mein „Rekonvaleszentenlager" — Gründung eines Geflügelhofs — Brutzeit der Topis — Eingeborene Fallensteller — Ein seltsames Phänomen — Fabelhafte Elefanten — Ankunft von Elfenbeinhändlern — Ein glücklicher Zufall

KAPITEL XV

RÜCKKEHR ZUM RUDOLFSEE (Fortsetzung)

Neuordnung der Karawane — Desertion und Enttäuschung — Eine Schule von Flusspferden — „Ein Tag der Demütigung" — Mein ungeschicktes Exemplar — Ein Problem für Wissenschaftler — Eine Elefantenjagd — Belohnung für Geduld — Gier eines Geiers — Erlegen eines Veteranen — Der Stoßzahn eines Patriarchen — Planung des Transports — Eine amüsante Studie — Herstellung von „Biltong" — Eine triumphale Schau — Klärung einer Ehrenpforte — Eine vermeintliche Härte — Behandlung von Trägern — Ankunft der Karawane

KAPITEL XVI

AUF DEM WEG NACH EL BOGOI

Leichte Etappen — Früh auf den Beinen — Ein bedauerlicher Schuss — Vielfalt der Zebras — Ein Segen im Gewand des Unglücks — Eine heilsame Lehre — Einlösung eines Versprechens — Eine Spinne und ihre Beute — Ein erfreuliches Fest — Fehlen einer handlichen Kamera — Ein seltsamer Zufall — Fischer-Methode der El Molo — Anschleichen an Zebras — Abfahrt vom Rudolfsee — Mount Nyiro — Eine Fügung des Himmels — Schauplatz eines Blutbades — Lager El Bogoi — Herzliche Grüße — Eine Prüfung der Zuneigung — Enttäuschte Hoffnungen

KAPITEL XVII

CAMPING IN EL BOGOI

Eine ärgerliche Behinderung — Eine drastische Heilung — Menschenfressende Löwen — Jumas Löwengeschichte — Ein Tagebuch unter Schwierigkeiten — Räuberische Löwen verscheucht — Verlust von Lasttieren — Vorsichtsmaßnahmen — Auslegen eines Köders — Ein tragisches Gerangel — Ein aufregender Moment — Scheitern eines Zauberers — Aufheiternde Aussichten — Eine neuartige Ausrede — Die Höhle der Löwen — Eine wirksame Falle — Mein tückisches Gewehr — Der letzte der Belagerer — Ein freudiger Moment — Erwartung und Verwirklichung — Methoden zum Aufstellen von Selbstschussanlagen

KAPITEL XVIII

VON EL BOGOI NACH MOMBASA

Ein Ausflug in die Berge — Ein mühsamer Löwe — Das tragische Ende meines Gewehrträgers — Dreihörnige Giraffe — Grevyzebra — Arten von Oryx — Vorschlag

für das British Museum — Äquatorialelefanten: ihre Größe, Stoßzähne und Besonderheiten — Dimensionen von Nashorn und Zebra — Vorstellung der Ndorobo von der Gottheit — Die Erwartung eines Eingeborenen — Beschreibung des Landes — Abschied von den Ndorobo — Schreckhafte Lasttiere — Eine erzwungene Handlung — Ikutha — Wakamba-Plünderer — Jagdwaffen der Wasanya — Ein langer Marsch — Einzug in Mombasa — Eine malerische Prozession — Bezahlung der Träger — Abschiednehmender Rückblick

ANHANG

EINE LISTE DER VON HERRN ARTHUR H. NEUMANN GESAMMELTEN LEPIDOPTERA

INDEX

LISTE DER ILLUSTRATIONEN

SEITE

Liebeswerben — Frontispiz

Einfahrt zum Hafen von Mombasa — 3

Teil des alten Forts in Mombasa — 4

Gazella granti ♀; Gazella petersi ♀ — 9

Gazella granti ♂; Gazella petersi ♂; Gazella thomsoni ♂ — 10

Thomsongazelle ♀ (Gazella thomsoni) — 11

Flusspferd im Tana-Fluss — 14

Methode zum Schutz des Wildes vor Geiern — 25

Eine Ansicht von Embe — 32

Ndaminuki (Blutsbruder des Autors) — 43

„Wohin man zielen muss“ — 47

„Die Eingeborenen hängen diese Bottiche in Bäume zur Beherbergung wilder Bienen, durch welches einfache Mittel sie eine regelmäßige Honigversorgung sichern“ — 58

Eingeborene Mädchen und Frauen von Stämmen am Fuße des Mount Kenia — 61

Eingeborene des Janjai-Distrikts — 65

Farbtafel der Schmetterlinge — 66

Szene am Gwaso Nyiro mit Wallers Gazelle (Lithocranius walleri) ♂ und ♀ in charakteristischen Haltungen — 81

Esstisch des Autors in der Laube — 87

Ndorobo-Jäger — 95

Ndorobo-Jäger beim Harpunieren eines Elefanten — 97

„Man hätte nicht gewusst, dass er tot war“ — 99

Die Rekord-Impala-Hörner (Aepyceros melampus) — 118

Gipfel des Mount Kenia — 127

Dr. Kolb schließt Blutsbrüderschaft mit Wakwavi von Katheri — 130

Ankunft der Elfenbein-Karawane des Autors — 133

Träger des Autors deponieren seine Stoßzähne beim Zollamt — 134

Auktion des Elfenbeins des Autors im Zollamt von Mombasa — 136

Tränken der Esel — 140

Geierperlhühner und Hund — 142

Herstellung eines Einbaum-Kanus — 152

Ziehen von Eseln durch den Tana-Fluss — 158

Frolics Grab — 166

„Obwohl es noch recht früh war, hatten die Ndorobo bereits die gesamte obere Hälfte der riesigen Masse zerlegt. Sie schwärmten überall umher; der Busch war voll von ihnen und bedeckt mit Fleisch, das in Streifen geschnitten oder in Stücken aufgetürmt war. Sie hatten überall Feuer gemacht; Essen und Arbeit waren überall im Gange“ — 178

Ein guter Arbeitstag mit Elefanten — 198

Grevyzebra (Equus grevyi), zeigt Methode zum Schutz vor Geiern — 211

Der Küchenchef des Autors bei der Ausübung seiner Kunst — 219

Zusammengewürfeltes Rudel jagt verletzte Kuhantilope (Bubalis jacksoni) — 240

Ndorobo-Lager im „Subugo“-Wald auf den Lorogi-Bergen — 243

Lager am Fuße des Mount Nyiro — 251

Erster Blick auf Bassu von Süden — 257

Kamelknochen in ödem Land am Rande des Sees — 262

Fischervolk der El Molo — 264

Vögel am Rudolfsee — 279

Trappe (Eupodotis kori) und Bienenfresser (Merops nubicus) — 281

Tote Nashornkuh der kleinen Varietät (Rhinoceros bicornis) — 284

Elefanten und Reiher — 293

Eine neue Kuhantilope (Bubalis neumanni, ♂ und ♀) — 302

Krokodil holt den armen Shebane — 309

„Über mir kniend, machte sie drei deutliche Stöße, wobei sie ihren linken Stoßzahn durch den Bizeps meines rechten Arms stieß und mich zwischen die rechten Rippen stach, während sie gleichzeitig meine Brust mit ihrem Kopf bearbeitete und meine Rippen eindrückte“ — 323

Topi-Kuhantilope ♂ (Damaliscus jimela) — 334

Eine Eingeborenen-Wildfalle — 337

Eingeborenen-Schachteln aus Elefantenstoßzähnen — 338

Rollen eines Flusspferds ans Ufer — 347

Nashornschädel und -hörner — 353

Oryx-Antilope (Oryx beisa) — 363

Marschierende Karawane; Annäherung an das Südende von Bassu — 381

Köderfalle für Hyäne oder Leopard — 405

Löwenfalle für Lücke im Zaun — 406

Schädel einer dreihörnigen Giraffe (Giraffa camelopardalis) — 413

Junge weibliche Giraffe der nördlichen Spezies (Giraffa camelopardalis) — 414

Zebrahufen — 417

Meine großen Elefantenstoßzähne — 422

Der große Stoßzahn (8 Fuß 7 ½ Zoll, 165 lbs.), überreicht von den in Britisch-Ostafrika dienenden Offizieren an S.K.H. den Herzog von York anlässlich seiner Vermählung — 423

Mombasa — 433

Der Autor — 435

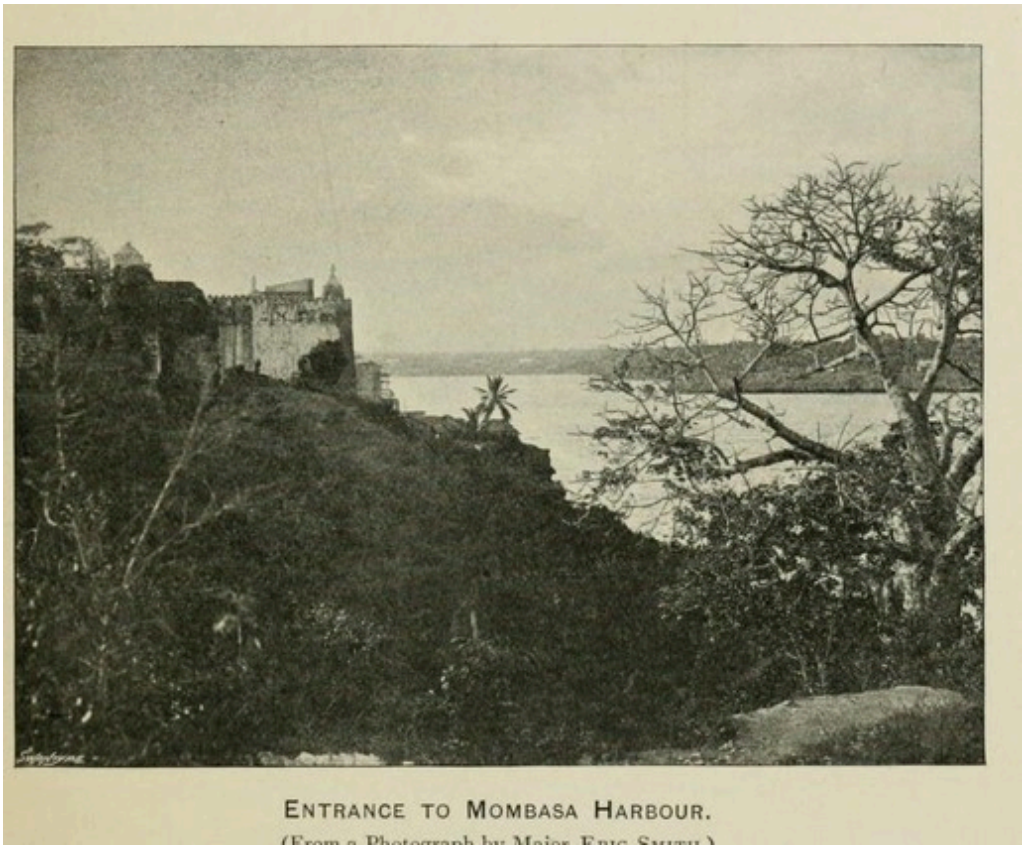
KARTE VON OST-ÄQUATORIALAFRIKA

KAPITEL I

ERSTE EXPEDITION VON MOMBASA

Einleitende Beobachtungen — Erste Bekanntschaft mit Mombasa — Eintritt in den Dienst der I.B.E.A. Company — Beschreibung von Mombasa — Meine Jagdwaffen — Organisation der Elefantenjagd-Expedition — Mein Suaheli-Name — Unser Aufbruch — Desertionen — Überlandroute gewählt — Letzter Außenposten der Zivilisation — Mein Terrier-Gefährte „Frolic“ — Ankunft in Laiju — Ein fruchtbarer Distrikt — Bau eines Palisadenwerks — „Papa“, ein alter Ndorobo — Jagdausflug über den Mackenzie-Fluss — Die Vorstellung der Ndorobo von Glück — Expedition erfolglos — Erlegen

von Zebra und Oryx auf dem Rückweg — Seitenschuss auf ein Nashorn — Der Todeswalzer des Nashorns — Mein zweites Nashorn — Sein Todesangriff — Erster Anblick von Wallers Gazelle — Nahinspektion durch ein Nashorn — Erlegen einer Giraffe — Ihr eigentümlicher Fall — Anschleichen an eine Oryx-Herde — Vorrichtung zum Verscheuchen von Geiern — Die einzige Beschäftigung der Ndorobo — Ideales Jagdland — Wildarten — Rückkehr zum Lager — Entmutigende Nachrichten — Verlust von Lasttieren — Versuchsbesuch im Embe-Distrikt.

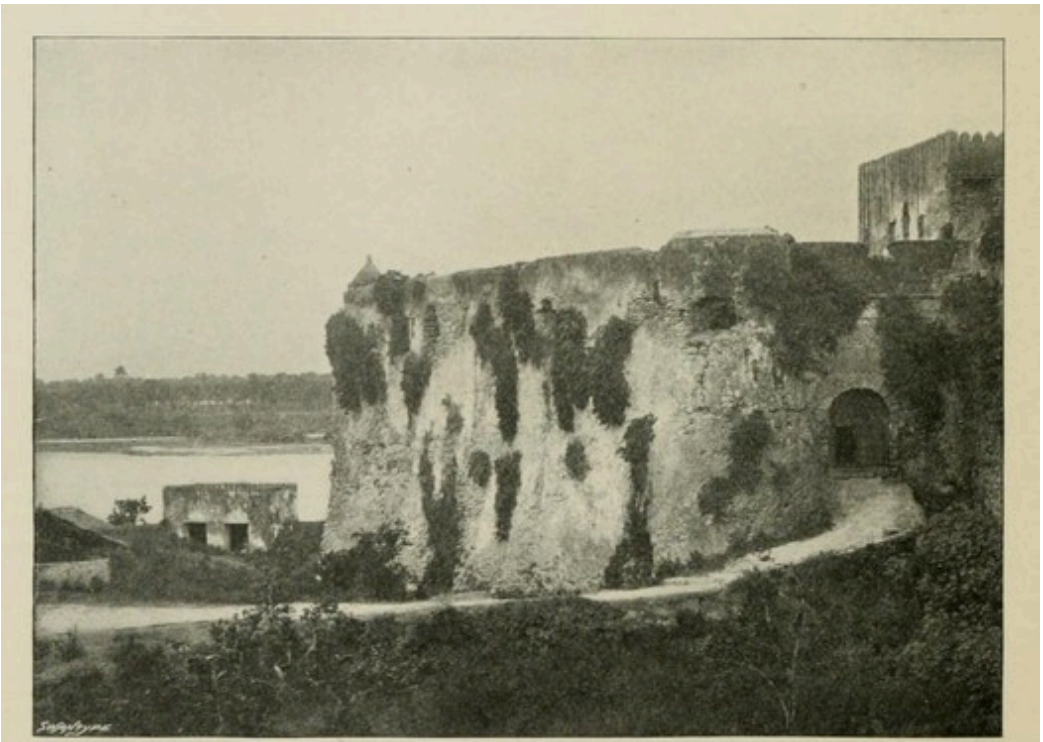


ENTRANCE TO MOMBASA HARBOUR.

Afrika ist ein großes Land. Wenige Menschen, die keine persönliche Bekanntschaft mit mehr als einem Teil des Kontinents haben, machen sich klar, wie groß. So pflegte in Südafrika alles außerhalb der verschiedenen Kolonien und Staaten, die gemeinhin unter dieser Bezeichnung zusammengefasst werden, „irgendwo da oben am Sambesi“ zu sein, obwohl es tausend oder mehr Meilen dahinter liegen mochte. Genau so drückt sich die durchschnittliche Vorstellung von Zentralafrika, die man in diesem Land hat, in der Frage aus: „Irgendwo in der Nähe von Bulawayo?“ Ich möchte Sie daher bitten, freundlichst einen Blick auf eine Karte von Afrika zu werfen und zu beachten, welch weiter Weg es von Kapstadt nach Mombasa ist und wie weit der Äquator selbst vom Sambesi aus nördlich liegt.

Obwohl Durban heute die ansehnlichste und modernste Hafenstadt in Südafrika ist, war es ein vergleichsweise primitiver Ort, als ich dort Anfang 1869 zum ersten Mal an Land ging. Dennoch hatte ich immer das Gefühl, zu spät gekommen zu sein, und lauschte mit Neid den Erzählungen derer, die damals alte Kolonisten waren, über Elefanten im Berea-Busch, als sie selbst noch „Jimmies“ oder Neuankömmlinge waren. Die Elefanten waren bereits weit über die Grenzen der Kolonie vertrieben worden, als mein Fuß zum ersten Mal in den tiefen Sand sank, der damals als Straßen diente, und ich habe sie in Südafrika nie eingeholt. Sogar der letzte Büffel, den Natal beherbergte, wurde ein oder zwei Jahre nach meiner Ankunft getötet. Nicht, dass ich während der vielen Jahre, die ich im südöstlichen Afrika umherwanderte, nicht meinen Weg dorthin gefunden hätte, wo letztere noch im Besitz waren — große Herden von ihnen; und anderes Wild jeder Art,

die dem Lande eigen ist, mit der einen oben erwähnten nennenswerten Ausnahme, wimmelte dort noch. Einiges aus jenen alten Tagen wäre es wert, zu einer anderen Zeit in Erinnerung gerufen zu werden; aber sie stellten mich nie ganz zufrieden. Ich sehnte mich nach der unberührten Wildnis, von der ich wusste, dass sie in Äquatorialafrika noch existierte: wo der Elefant noch wie in Urzeiten umherzog; wo man niemals die Radspur eines Burenwagens sehen noch den Knall irgendeines Gewehrs außer dem eigenen hören würde.

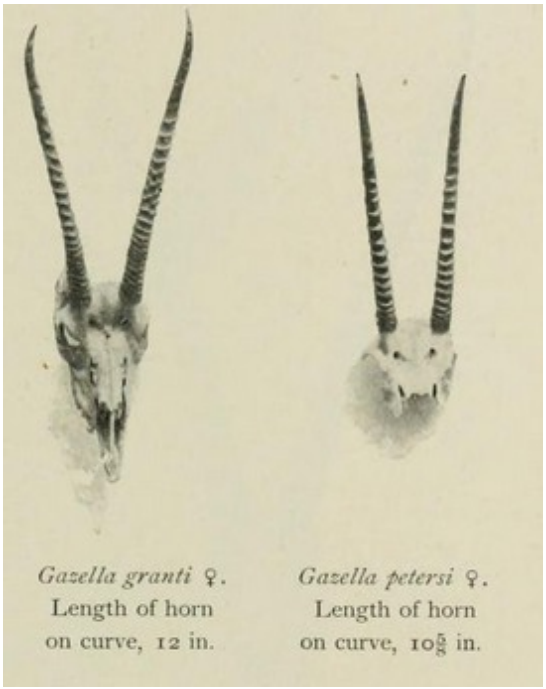


PORTION OF THE OLD FORT AT MOMBASA.

(From a Photograph by Major ERIC SMITH.)

Aber die Umstände — die weitgehend mit einer gewissen Leere in der Tasche zusammenhingen — hielten mich etwa zwanzig Jahre lang davon ab, den Versuch zu unternehmen, von einem anderen und günstiger gelegenen Punkt aus in das Innere des Kontinents vorzudringen. Selbst als ich 1888 meine erste flüchtige Bekanntschaft mit Mombasa machte (vor den Tagen der Imperial British East Africa Company), ebenso wie mit anderen afrikanischen Häfen im Zuge einer Reise die Ostküste hinauf, wurde ich durch die hohen Kosten abgeschreckt, die eine solche Expedition, wie sie für eine Reise über eine größere Distanz ins Landesinnere als notwendig bezeichnet wurde, verursachen würde. Zwei Jahre später war ich wieder dort (Mombasa); aber immer noch führten die Schwierigkeiten, eine unabhängige Reise auf Elefantenjagd zu unternehmen, und der Mangel an Ermutigung, dies auf andere Weise zu tun, dazu, dass ich für eine Zeit in den Dienst der East Africa Company trat, damit ich etwas über das Land lernen und Kenntnisse in der Führung einer Karawane sowie oberflächliche Kenntnisse der Suaheli-Sprache erlangen konnte. Über etwas mehr als ein Jahr, das ich so verbrachte — zuerst beim Schlagen einer Buschstraße am Sabaki-Fluss hinauf und später bei der Teilnahme an einer Expedition ins Innere — habe ich nicht die Absicht, jetzt zu schreiben, obwohl es über letztere eines Tages etwas Erzählenswertes geben mag. Ich hatte während dieser Reise auch die Gelegenheit herauszufinden, dass Elefanten nicht schwieriger zu töten waren als anderes Wild, und beschloss, mich ihrer Verfolgung zu widmen. Dann führte mich das Angebot einer Anstellung im Zululand wieder nach Süden, nur um nach einem Jahr festzustellen, dass die Monotonie des Lebens mir nicht zusagte. So kehrte ich zu meinem ursprünglichen Plan zurück.

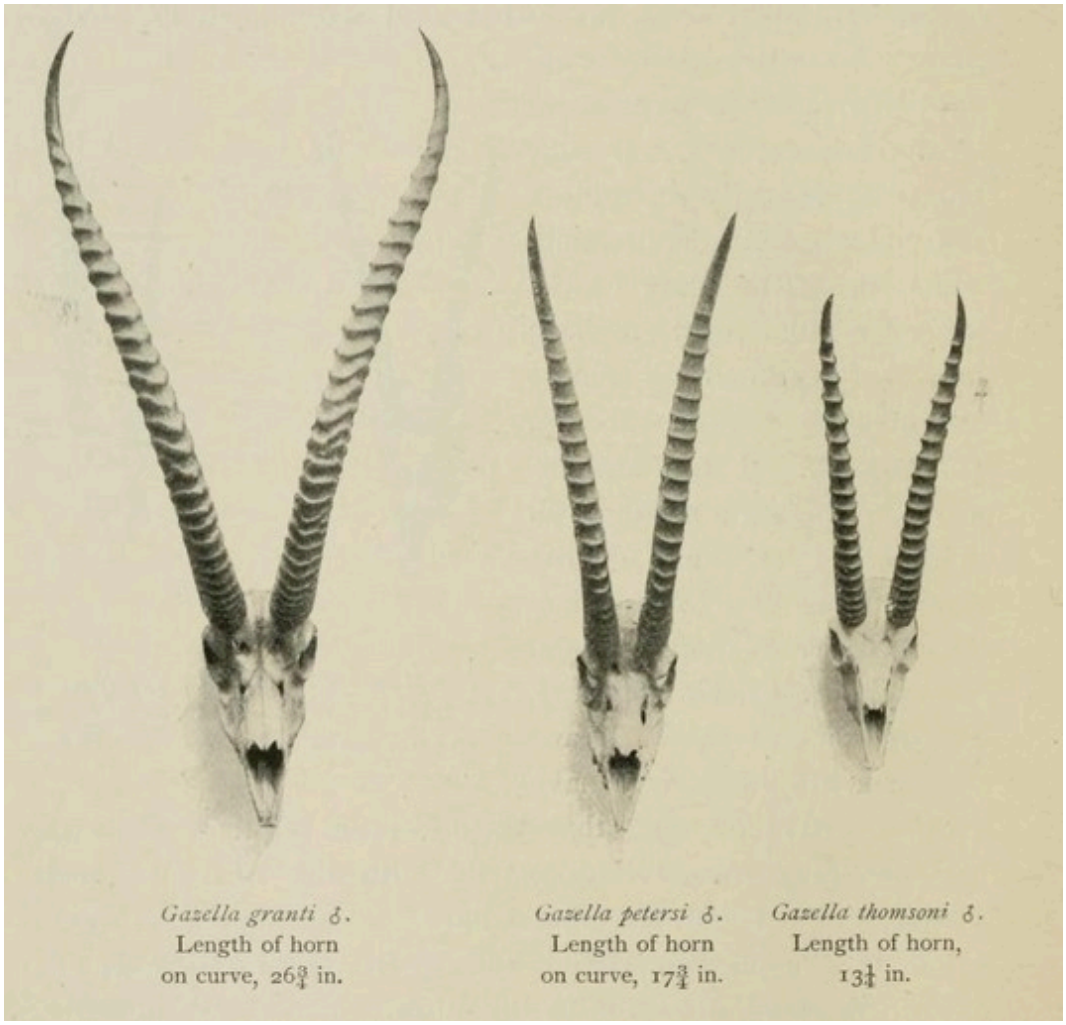
Mombasa hatte immer eine große Anziehungskraft auf mich. Ein schläfriger Ort der alten Welt, mit seinen engen Gassen und teilnahmslosen, malerischen Einwohnern, erinnerte er an primitive Zeiten. Wenn, so dachte man, schon der Hafen selbst so abgelegen und unberührt von modernen fortschrittlichen Einflüssen ist, welche für die Fantasie verlockenden Geheimnisse mag dann erst das Innere bergen? Dies war sicherlich genau das Land, nach dem ich mich gesehnt hatte. Die Insel besaß zudem eigene Schönheiten, obwohl es nicht meine Aufgabe ist, diese zu beschreiben, wie etwa ein malerisches und interessantes altes Fort, einen feinen Hafen und verträumte, schattige Mangohaine, die wild wuchsen und fast das ganze Jahr über köstliche Früchte hervorbrachten. Ich genoss die Zeit, die ich dort aufgehalten wurde, immer sehr. Der Ausblick über das stille Wasser in der Kühle der frühen Dämmerung oder im Mondschein war besonders beruhigend, mit den urigen Dhaus vor Anker und den Fischerkanus, die ein- und auspadelten oder vor der sanften Brise dahinsegeltem, wobei ein Lendentuch, das zwischen zwei aufrechten Ruten gehisst war, als Segel diente. Die Insel war damals auch noch unberollt. Jene Spielzeug-Straßenbahnen, die verlegt worden waren, waren größtenteils mit Gras und tropischer Vegetation überwachsen; umgestürzte Puppenwagen, die im Dschungel verrotteten, betonten nur die Vorherrschaft der Natur. Jetzt, ach! besteht der Ort nur noch aus Eisenbahnen, Eisendächern und Vorschriften, eine Veränderung, die aus meiner Sicht entschieden nicht zum Besseren ist. Mögen diejenigen, denen sie gefallen, solche „Verbesserungen“ beschreiben.



Ich mache diese einleitenden Beobachtungen hauptsächlich mit der Absicht zu zeigen, dass ich über beträchtliche afrikanische Erfahrung verfügte, die mir alle direkt oder indirekt von größtem Nutzen war, bevor ich mich auf die Expeditionen einließ, die ich nun beschreiben werde. Ich hatte viel Großwild im südöstlichen Afrika geschossen; war viele tausend Meilen gereist, wenn auch mit anderen Transportmitteln; und hatte mir jenes Busch- und Veldt-Wissen angeeignet, wie es nur eine lange Lehrzeit geben kann — Wissen von größtem Wert, um einem nicht nur über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, sondern um einen zu befähigen, die wechselnden Bedingungen zu verstehen, von denen man umgeben sein kann.

So war ich kein Neuling, als ich Ende November 1893 wieder in Mombasa an Land ging, diesmal bereit, endlich mein langgehegtes Vorhaben in die Tat umzusetzen: eine unabhängige Expedition mit meiner eigenen Karawane in das Innere zu unternehmen, deren Hauptzweck die Elefantenjagd sein sollte. Ich hoffte, mich auf diese Weise durch

das Elfenbein für die Auslagen zu entschädigen, die mir dadurch entstanden, dass ich meinem Hang folgte, in der entlegensten Wildnis zu wandern, die ich erreichen konnte. Meine Waffen waren eine doppelläufige .577 (die ich bereits einmal die Gelegenheit hatte, an Elefanten mit gutem Erfolg zu testen), eine einläufige .450 — beide von Gibbs —, ein .250 Schonzeitgewehr und eine Schrotflinte. Letztere legte ich später als unnötig ab, während ihre Patronen eine Last waren. Zu diesen fügte ich ein gewöhnliches Martini-Henry hinzu.



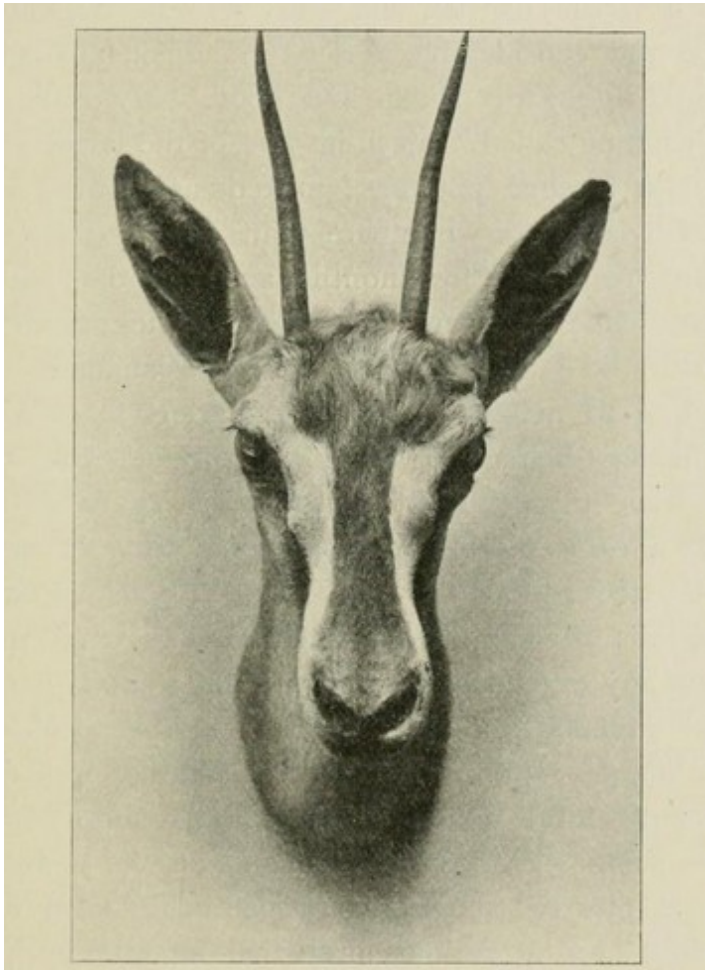
Ich weiß aus Erfahrung, dass die Routine der Organisation und Ausrüstung einer Expedition, ihr Aufbruch von der Küste und sogar der erste Teil der Reise selbst uninteressante Lektüre abgeben, und alles, was ich zu diesen Themen für erwähnenswert halte, kann ich bequemer an anderer Stelle ansprechen; ich werde daher meine Leser jetzt nicht mit langwierigen Vorbereitungen dieser Art behelligen, abgesehen davon zu sagen, dass ich in einem Monat mit etwa fünfzig Mann (die ich alle mit Snider-Karabinern bewaffnete) und etwa zwanzig Eseln bereit war, ins „Bara“ oder Innere aufzubrechen, in der Absicht, so weit wie möglich zu kommen und so lange weg zu bleiben, wie es mir gefiel. Das war, wie ich finde, eine kurze Zeit für all die notwendigen Vorbereitungen. Mombasa bot nicht viele Möglichkeiten, Arbeit erledigen zu lassen, und ich hatte nichts als meine Gewehre und Patronen mitgebracht; aber Träger waren reichlich vorhanden, und ich war ihnen nicht ungünstig bekannt — schon mein Suaheli-Name „Nyama Yangu“ (mein Fleisch oder mein Wild) ließ gute Zeiten erahnen. Mein Anführer war nicht gerade eine glückliche Wahl. Er war ein äußerst höflicher, kultivierter und malerischer Suaheli-Gentleman arabischer Abstammung, aber nicht sehr praktisch veranlagt. Mutig war er, wie ich später feststellte, aber etwas zögerlich und übertrieben peinlich auf die strikte Einhaltung mohammedanischer Bräuche bedacht, um für das raue Leben, das wir zu führen hatten, ganz geeignet zu sein. Teilweise aufgrund dieser nicht allzu passenden

Ernennung wurden einige unerwünschte Männer als Träger „angeworben“. Es gibt Missbräuche bei der Anstellung dieser Männer; und wenn man nicht sehr sorgfältig aufpasst, spielt die listige Rupie eine wichtige, aber wahlose Rolle bei ihrer Auswahl, die in keinerlei Verbindung zu irgendwelchen nützlichen Qualifikationen steht. Das Ergebnis zeigte sich ziemlich bald, aber glücklicherweise nicht in allzu ernstem Ausmaß.

Unser Aufbruch, zwei Tage vor Weihnachten, verlief äußerst reibungslos und günstig. Die Männer erschienen alle, und niemals gab es einen glücklicheren und enthusiastischeren Haufen von Trägern, noch zum größten Teil einen feineren. Ein oder zwei Tage später kam es zu zwei oder drei Desertionen, was eine kleine vorübergehende Unannehmlichkeit verursachte, und ein Herr nahm den Gürtel mit meiner Uhr mit, der an einem Busch hinter mir aufgehängt worden war, während ich die Karawane in der Dämmerung verabschiedete. Aber seltsamerweise — sei es, weil ihn sein Gewissen biss oder weil er das, was er offensichtlich gestohlen haben musste, nicht verkaufen konnte — kam er einige Tage später aus freien Stücken zurück, samt Uhr und allem. Ich verzieh ihm, und er war für den Rest der Reise ein treuer und zuverlässiger Mann.

Da ich lange Erfahrung mit beiden Arten des Reisens hatte, bevorzuge ich im Großen und Ganzen das zentralafrikanische System einer Trägerkarawane für eine Jagdreise gegenüber den Ochsenwagen Südafrikas. Natürlich hat das letztere Transportmittel viele Vorteile und das andere seine Nachteile, und wahrscheinlich würden viele Leute meiner Schlussfolgerung widersprechen. Aber mit der „Safari“ ist man beweglicher, unabhängig von Straßen und hat niemals jene schrecklichen Vorfälle des „Steckenbleibens“ — so zermürbend für Pläne und Gemüter —, für die Wagen anfällig sind.

Ich habe nicht die Absicht, den Leser mit einer Beschreibung der mühsamen Details des Karawanenreisens zu quälen. Es ist weniger eintönig, es zu durchleben, als darüber zu lesen. Die Bewegung hält einen in der Regel gesund, und es gibt immer etwas zu tun, das verhindert, dass die Nachmittage einem schwer auf den Händen liegen; während der ständige Wechsel, selbst von einem unangenehmen Lager zum anderen, für eine Art Abwechslung sorgt — niemals so öde wie Stillstand. Man gewöhnt sich bald an das Leben und findet sein Zelt so komfortabel wie jedes Haus, während man im ersteren niemals zu einer Plage für seine Nachbarn werden kann. Um 4 Uhr morgens im Dunkeln zu frühstücken, ist hart, wenn man gerade erst von zivilisierten Gewohnheiten kommt, das gebe ich zu; aber man muss und wird sogar daran gewöhnt, und es ist eine äußerst wichtige Sache für das Wohlbefinden während des Marsches, zu solch unchristlichen Zeiten kräftig essen zu können.



THOMSON'S GAZELLE ♀ (*Gazella thomsoni*).

Ich hatte beschlossen, Laiju — einen Distrikt auf der Nordseite des Tana und dicht am Fuße der Njambeni- oder Jambeni-Kette gelegen, die etwas östlich des Mount Kenia liegt — zu meinem ersten Zielpunkt zu machen und so weit wie möglich weiter nach Norden in Richtung des Rudolfsees vorzudringen, wie ich dazu in der Lage sein würde oder wie es die Umstände wünschenswert erscheinen ließen. Ich wagte es, den Rat zu missachten, die Route über den Tana-Fluss zu nehmen — was eine Seereise, eine neue Organisation und eine Reise durch schwierigen und ungesunden, von Tsetsefliegen verseuchten Busch auf dem ganzen Weg bedeutet hätte, mit wenig nützlicher Hilfe durch Kanus (die keine Tiere aufnehmen konnten) gegen die Strömung — und entschied mich für den Landweg durch das nördliche Ukambani. Aber ich beging den Fehler, den Umweg über Kibwezi an der Uganda-Straße zu nehmen, anstatt dem direkteren und bequemeren Pfad zu folgen, der von Suaheli-Händlern und Wakamba genutzt wird, die die Küste besuchen. An der kleinen deutschen Missionsstation Ikutha, wo man in das Ukambani eintritt, passierte ich den letzten Außenposten der Zivilisation in dieser Richtung. Ich habe Grund, dem gastfreundlichen Leiter (Herrn Säuberlich) für viele Freundlichkeiten und prompte Unterstützung in verschiedener Hinsicht größte Dankbarkeit zu empfinden.

Kurz nachdem ich dort aufgebrochen war, traf ich Herrn Chanler, der zur Küste zurückkehrte. Ich hatte bereits in Mombasa den Vorteil einiger Gespräche mit Leutnant Von Höhnel (zuvor Begleiter des Grafen Teleki) gehabt, der während einer Reise in dessen Gesellschaft von einem Nashorn verletzt worden war, und von diesen beiden Herren erhielt ich viele nützliche Informationen. Ich hatte jedoch schon lange zuvor von Suaheli-Händlern gehört, dass Laiju und das Ndorobo-Land dahinter ein gutes Gebiet für Elefanten seien, und beschloss, diese Richtung zu meinem Ziel zu machen und so weit zu kommen, wie ich es erreichen konnte. Es hatte für mich den besonderen Reiz, dass das

Land in dieser Richtung am wenigsten bekannt war und ich dort wahrscheinlich nicht von konkurrierenden Reisenden, ob offiziell oder anderweitig, behindert werden würde. Chanler schenkte mir einen kleinen Mischlings-Terrier namens „Frolic“, der sich als charmanter kleiner Gefährte erwies und dies bis zu ihrem traurigen Tod auf einer anderen Expedition blieb.

Es gibt nichts Erwähnenswertes in Bezug auf Jagdglück während dieses ganzen Teils der Reise. Das unbewohnte (hauptsächlich Wüsten-)Land, das vor dem Eintritt in das Ukambani durchquert wird, weist nur wenig Wild auf, obwohl hier und da ein einzelnes Stück erlegt werden kann — eine Coke-Kuhantilope, Impala oder Zebra — und ein paar Perlhühner manchmal den Kochtopf bereichern.

Aber ein Tier, mit dem beträchtliches Interesse verbunden ist, verdient eine speziellere Erwähnung. In einigen Teilen des Landes links (oder südlich) der Straße zwischen Duruma und Taita — wie zum Beispiel um Pika-Pika und Kisigau und manchmal nicht weit von Ndara — ist eine Gazelle zu finden, über die Naturforscher etwas verwirrt zu sein scheinen, nämlich G. petersi. Einige Autoritäten scheinen diese Antilope als bloße lokale Varietät von G. granti zu betrachten; aber ich bin der festen Überzeugung, dass sie ganz eigenständig ist und, während sie den Platz der letzteren in den Küstenregionen einnimmt, als fast zwischen ihr und G. thomsoni stehend betrachtet werden kann. Ich kann dies durch eine Fotografie einer Reihe von Schädeln der drei Arten in meinem Besitz veranschaulichen. Diese wurden, wie ich erklären darf, nicht speziell ausgewählt, sondern sind einige von denen, die ich geschossen und zufällig behalten habe. Man wird sehen, dass sie eine regelmäßige Abstufung bilden, wobei die Weibchen in ihren Besonderheiten exakt den Männchen entsprechen. Es tut mir leid, dass ich nicht in der Lage war, den Schädel einer weiblichen Thomsongazelle abzubilden, da es anscheinend keinen in England gibt, nicht einmal im Museum. Mir wurden jedoch freundlicherweise die Fotografien von zwei montierten Köpfen überlassen (die einzigen, soweit ich feststellen kann, die in diesem Land existieren), von denen einer reproduziert ist. Es ist eine merkwürdige Sache, dass das Weibchen dieser letzten Gazelle sich fast in einem Zustand der Ungewissheit darüber zu befinden scheint, ob es Hörner tragen sollte oder nicht. Denn während viele Exemplare, wie das abgebildete, ordentlich entwickelte, symmetrische Hörner haben, sind sie bei manchen mehr oder weniger unvollkommen, andere wiederum sind hornlos.

Durch das Ukambani gibt es kein Wild — es gibt dort zu viele Eingeborene — und der Marsch ist nicht interessant. Ich werde daher diesen Teil der Reise überspringen, über den Tana mit seinem weiten, flachen Tal voller eintönigen, dichten Gestrüpps fliegen und meinen Leser in Laiju absetzen, etwa fünf Wochen Karawanenreise von der Küste auf dem direktesten Weg entfernt (obwohl ich dort erst am 22. Februar 1894 ankam), was man praktisch als den Beginn des Jagdgebiets in dieser Richtung betrachten kann.

Hier angekommen, war das Erste, was zu tun war, freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen des Distrikts aufzubauen und einen Lebensmittelhandel zu eröffnen. Dies war nicht schwierig, da Chanler auf gutem Fuße mit ihnen gestanden hatte und darauf bedacht gewesen war, die Marktpreise für Erzeugnisse in vernünftigen Grenzen zu halten, wofür ich meinem Vorgänger dankbar war. So dauerten die vorläufigen Verhandlungen nur ein paar Tage, und am dritten kam Baikenda, einer der führenden Männer der unmittelbaren Nachbarschaft — ein unheimlich aussehender, schrumpeliger alter Wilder, der an Rheumatismus litt — mit seinem Gefolge und brachte das Opferschaf mit, und wir vollzogen die Zeremonie des „Blutessens“ höchst feierlich und eindrucksvoll. Ich machte dann ihre Herzen weiß mit Geschenken, so wie ihre Körper mit Kattun, und Baikenda und ich wurden, wie er es ausdrückte, als wären wir von einer Mutter geboren,

wobei er die Verwandtschaft mit ausdrucksstarker Pantomime unterstrich, indem er andeutungsvoll seine vertrocknete alte Brust mit der Hand drückte.

Es ist ein fruchtbarer Distrikt, und Lebensmittel waren in ordentlicher Fülle und beträchtlicher Vielfalt zu haben. Köstliche Bananen gab es reichlich und feine Yamswurzeln waren billig und gut. Mein Koch pflegte mir daraus zuzubereiten, was er „Smash-im-up" nannte — ein hervorragender Ersatz für Kartoffelbrei: In der Tat lebte ich, was pflanzliche Produkte betrifft, hier besser als jemals wieder, und oft, wenn ich über Monate und Monate hinweg auf Brei und Fladen aus grobem, trockenem Mehl im kargen Land weiter nördlich beschränkt war, dachte ich an jene köstlichen Bananen.

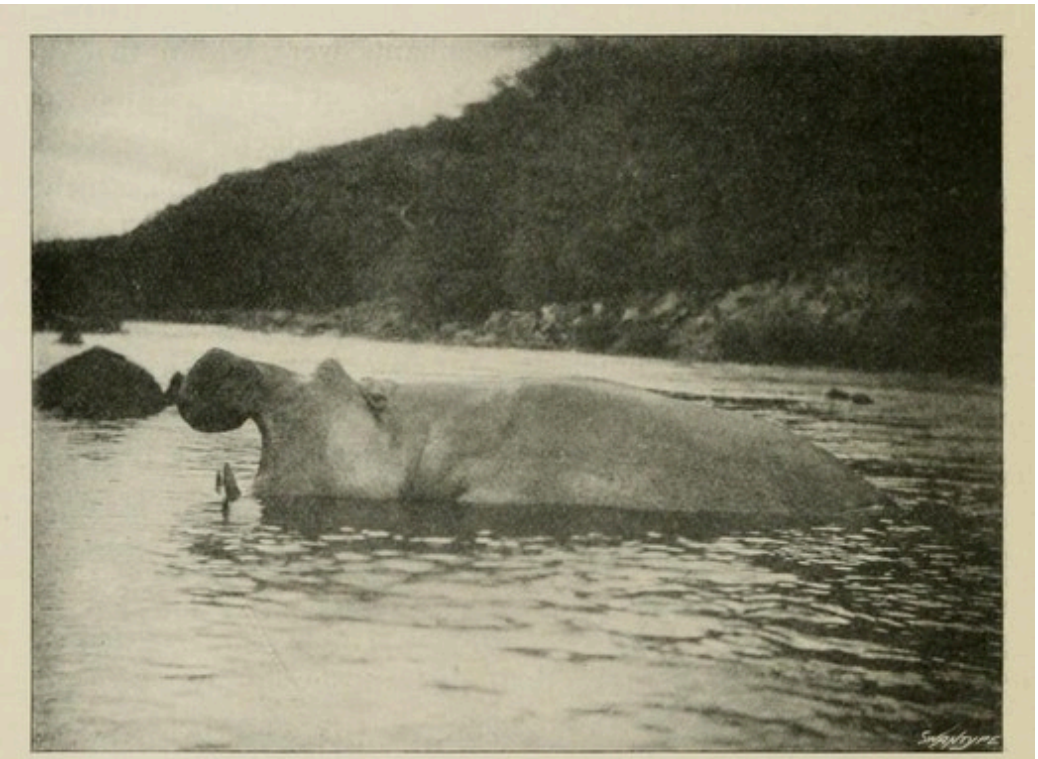
In der Absicht, dies für eine Weile zu meinem Hauptquartier zu machen, und da ich Chanlers Boma als zu weitläufig empfand, um ein sicheres Depot zu sein, in dem ich meine Waren in der Obhut weniger Männer lassen konnte (obwohl ich es selbst als Lager nutzte), verbrachte ich einige Zeit damit, für diesen Zweck eine starke kleine Palisade zu bauen. Verschiedene Umstände, auf deren Details einzugehen nicht notwendig ist, hinderten mich daran, eine ausgedehntere Jagdreise für eine viel längere Zeit zu unternehmen, als ich hier zu verweilen beabsichtigt hatte. Ich war in der Lage, Fleisch leicht genug zu beschaffen, da Wild der einen oder anderen Art im Allgemeinen innerhalb eines langen Fußmarsches von meinem Lager zu finden war — Wasserböcke und Zebras waren am zahlreichsten — und die jungen Eingeborenen waren immer erfreut, mich zu begleiten, da sie begierig auf Fleisch waren, obwohl sie ein merkwürdiges Vorurteil dagegen hatten, ihre Frauen sie mit solchem sehen zu lassen.

Von meinem ersten kleinen Ausflug auf der Suche nach Elefanten — obwohl erfolglos, da ich keinen zu Gesicht bekam — mag ein kurzer Bericht nicht uninteressant sein, da ich viel anderes Wild sah und ein gewisses Maß an Jagdvergnügen hatte; aber da die Elefantenjagd der Hauptzweck meiner Expedition ist — wie sie das Hauptthema dieses Buches sein soll —, werde ich nicht zu lange dabei verweilen. Er nahm wenig mehr als vierzehn Tage in Anspruch, und der am weitesten entfernte Punkt, den ich erreichte, war wahrscheinlich nicht mehr als etwa vierzig Meilen Luftlinie von meinem Hauptlager entfernt. Laiju liegt etwa ost-nordöstlich des Kenia (den die Eingeborenen hier übrigens Kilimara nennen), und die Richtung, die wir einschlugen, war fast genau östlich — aber laut Kompass leicht nach Süden — vom erstgenannten Ort aus.

Ein alter Ndorobo, mit dem ich durch Baikenda bekannt gemacht worden war und der, da er zu schwach zum Jagen war, hier im Allgemeinen als eine Art Abhängiger von ihm lebte — hauptsächlich von Almosen —, hatte angeboten, mir zu zeigen, wo Elefanten seien, innerhalb von zwei oder drei Tagen Reise; und da ich noch nicht in der Lage war, zu einer langen Reise aufzubrechen, nahm ich sein Angebot gerne an, in der Hoffnung, ein wenig von der Zeit, die ich gezwungen war zu warten, angenehm und vielleicht profitabel zu verbringen. Die Ndorobo, über die ich später mehr zu sagen haben werde, sind eine Art degradierter Masai, die von Wild, Honig usw. im Busch leben, etwa nach dem Stil der südafrikanischen Buschmänner, wobei das große Objekt ihrer Begierde Elefanten sind. Sie führen ein mehr oder weniger nomadisches Leben in kleinen Gemeinschaften, die über ein weites Gebiet Ost-Äquatorialafrikas verstreut sind, wo keine sesshaften Einwohner sind. Die wilde Region von hier nördlich bis zum Rudolfsee ist gänzlich ihnen überlassen.

Auf meinem Hinweg erlegte ich, obwohl ich reichlich Wild sah, nicht mehr, als gerade nötig war, um meine Männer und mich mit Fleisch zu versorgen; dazu genügten ein oder zwei Zebras und ebenso viele Grant-Gazellen. Auf den Rückweg werde ich bei der Beschreibung näher eingehen, da ich zu diesem Zeitpunkt am meisten schoss. Aber zuerst zu den Elefanten. Wir hatten mehrere wunderschöne Bäche überquert — die Quellwasser eines beträchtlichen Nebenflusses des Tana, den Chanler und Von Höhnel den

Mackenzie-Fluss genannt haben — und gelangten dahinter in ein recht trockenes Land, in dem es kaum Wild gab. Auf dem gesamten Weg war der Busch mehr oder weniger offen und leicht zu durchwandern, da wir die dichteren Stellen mieden. Unser alter Führer war etwas mühsam; er bestand darauf, jeden Tag nur kurze Etappen zurückzulegen, und hatte immer eine Ausrede parat, etwa dass das nächste Wasser noch weit entfernt sei oder dass wir plötzlich in die Reviere der Elefanten geraten und sie vorzeitig aufschrecken könnten. In Wahrheit hatte er es nicht eilig; da er reichlich Fleisch hatte, genoss er es, vor sich hin zu trödeln, früh das Lager aufzuschlagen und den Rest des Tages mit Kochen und Essen zu verbringen.



HIPPOPOTAMUS IN THE TANA RIVER.
(From a Photograph by Dr. KOLB.)

Er war jedoch ein so netter alter Kerl, dass ich ihm nie böse sein konnte; wir waren sogar richtig gute Freunde. Er bildete einen so angenehmen Kontrast zu den groben Eingeborenen dieses Distrikts, die nicht den Schatten einer Ahnung von Höflichkeit haben, während er im Gegenteil ein höflicher alter Herr war, ganz wie ein Masai. Er nannte mich Papa (allerdings mit der Betonung auf der ersten Silbe), und da er ein viel älterer Mann war als ich — wenn auch mit weniger grauen Haaren, wie ich gestehen muss —, konnte ich nicht anders, als die Höflichkeit zu erwidern, da ich für den alten Kerl eine tiefe Zuneigung empfand; so nannten wir uns immer gegenseitig Papa.

Nun, endlich fanden wir Elefantenfährten. Die erste, die wir entdeckten, war zwei Tage alt, aber sie bewies, dass die Elefanten in der Gegend waren. Der alte Papa war beim Anblick ganz bewegt, es war rührend anzusehen. Er erhob seine Hand zum Himmel und betete: „Ngai (Gott), gib uns Elefanten“, und sah dabei so ernst aus, dass man nicht anders konnte, als mit ihm zu fühlen, auch wenn ich selbst nicht weniger begierig auf Erfolg war. Ein Stück weiter war der alte Mann tief ergriffen, als er auf Dung stieß; er nahm einen der trockenen Ballen aus Pflanzenfasern zärtlich in seine Hände und brach ihn auf, um zu sehen, ob er innen noch feucht sei, um so das Alter zu beurteilen. Der Elefant ist eindeutig der Gipfel der Ndorobo-Vorstellungen von Glück. Er würde sich unbegrenzt viele Elefanten wünschen, so wie Sie oder ich uns vielleicht 10.000 Pfund im Jahr wünschen würden. Besonders das Elefantenfett scheint das Höchste ihrer Wünsche

zu sein. „Oh! Wenn ich mich doch nur von Elefantenfett ernähren könnte“, sagte mein alter Freund, „meine Frau würde mich nicht wiedererkennen, wenn ich zurückkäme, so glatt und rundlich würde ich werden.“

Wo wir diese Fährte zuerst fanden, war in der Nähe einer kleinen Quelle, an der wir am Fuße eines felsigen Koppie geschlafen hatten. Hier gab es ein verlassenes Ndorobo-Lager, in dem Papas Clan etwa einen Monat zuvor gewesen war. Er zeigte mir, welches seine Hütte gewesen war. Die Hütten waren bloße Zigeuner-Unterstände. Es gab dort eine recht große Ansammlung davon. Sie schienen bei der Jagd nicht viel Erfolg gehabt zu haben, nach den Knochen zu urteilen, die nur spärlich umherlagen; darunter befanden sich die einer Giraffe. Mehrmals stießen wir in diesem Land auf kleine, kreisförmige, niedrige Schirme aus Zweigen, ganz in der Nähe von dem, was bei Regen kleine „Pfützen im ausgedörrten Boden“ waren; darin, so erzählte mir Papa, lauerten die Ndorobo-Jäger nachts auf Wild. Wir wurden nun zu einem sandigen Flussbett geführt, wo die Elefanten nach den Worten unseres Führers gewöhnlich zu trinken pflegten und in dessen Nachbarschaft sie sich seiner Überzeugung nach damals aufhielten. Wir schwiegen auf dem Marsch an diesem Tag. Abgesehen von einer gelegentlichen Waller-Gazelle hier und da und hin und wieder einer kleinen Giraffenfährte schien das Land nun wildlos zu sein. Schließlich betraten wir das trockene Bett des Wasserlaufs und stießen nach einiger Zeit, zur großen Erregung Papas, auf eine Stelle, an der Elefanten (nur wenige) in der Nacht zuvor im Sand nach Wasser gegraben hatten. Wir lagerten nicht weit entfernt auf der Leeseite und verhielten uns vollkommen ruhig; nach Sonnenuntergang löschten wir unsere Feuer und sprachen und rührten uns nicht mehr. Es war kaum dunkel, als wir die Elefanten weiter flussaufwärts hörten, glücklicherweise auf der Luvseite. Sie tranken offensichtlich.

Ich hatte nun natürlich große Hoffnung auf Erfolg; und am nächsten Morgen war ich bereit, der Fährte zu folgen, sobald es hell genug war. Darin versagte der arme alte Papa jedoch, sehr zu meinem Erstaunen. Von Höhnel hatte mir erzählt, dass die Ndorobo nicht gut im Fährtenlesen seien; aber ich konnte kaum glauben, dass er sich nicht geirrt haben müsse. Meiner jedoch konnte sie auf hartem, trockenem Boden nicht halten; und nachdem er den ganzen Morgen umhergesucht hatte, war er schließlich gezwungen zu gestehen, dass er nicht in der Lage sei, mit Sicherheit zu fährten, außer nach Regen. Der arme alte Kerl war so niedergeschlagen und viel enttäuschter als ich selbst, dass ich ihm nicht böse sein konnte, obwohl er mich diesen ganzen Tanz hatte aufführen lassen und so viel meiner Zeit umsonst verschwendet hatte. Zu jener Zeit hatten weder ich noch meine Gewehrträger viel Erfahrung im Fährtenlesen von Elefanten; der Boden war sehr hart und ohne hohes Gras, und da unser Führer uns im Stich gelassen hatte, hielt ich es für zwecklos, diesmal weiter an Elefanten zu denken; so marschierten wir am nächsten Morgen in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren. Wie sehr wünschte ich mir ein Paar gute südafrikanische Eingeborene zum Fährtenlesen! Ich habe nie Buschmänner bei mir gehabt, aber einige der Tongas und Shanganes, die in den Jagdgebieten Südostafrikas leben, sind gut genug für mich. Wäre ich in der Lage gewesen, diesen Elefanten in einem so leicht zu bejagenden Busch zu folgen, hätte ich eine glänzende Chance auf sie gehabt.

Wir nahmen für die Rückkehr einen direkteren Weg und schliefen am ersten Tag am östlichsten der Quellbäche des Mackenzie; meine Absicht war es, am nächsten Tag zum zweiten weiterzugehen und dort für einige Tage zu lagern, um Fleisch zu schießen und es teilweise getrocknet zurück zum „Boma“ zu tragen. Auf unserem Weg am ersten Tag, etwa zwei Marschstunden vom Bach entfernt, durchquerten wir eine wunderschöne offene Lichtung mit kurzem grünen Gras. Hier hatte ich auf dem Hinweg ein Paar Grant-Gazellen geschossen und Zebras, Oryx-Antilopen und Strauße gesehen; ich erwartete also, Wild zu finden, und hoffte, etwas für die Männer, wenn nicht für mich selbst, zu

schießen, da ich nicht in der Lage gewesen war, einen Schuss auf ein Nashorn abzugeben, das ich am Vormittag gesehen hatte.

Sobald wir aus dem Busch heraustraten, sahen wir Zebras vor uns, also ließ ich die Männer sich niedersetzen, während ich allein hinter ihnen herging. Ich sah bald an ihren breiten Ohren, den schmalen Streifen und der viel größeren Statur, dass sie nicht von der gewöhnlichen Art waren, und wurde interessiert; denn jedes mir neue Tier bereitet mir immer Freude. Aber während ich mich an die vor mir anschlich, trottete eine andere Gruppe, die ich nicht gesehen hatte, rechts von mir aus dem Busch und lief an mir vorbei. Doch sie hielten für einen Moment inne, um die (für sie) seltsame Kreatur zu betrachten, und gaben mir eine gute Chance; eines erhielt eine Kugel, von der ich sofort an der Art seines Galopps sah, dass sie tödlich sein würde; und als ich dorthin folgte, wo es verschwunden war, fand ich es daliegend, als ob es lebendig wäre, aber in Wirklichkeit tot. Ich hätte ein zweites schießen können, aber eines war genug für unsere gegenwärtigen Bedürfnisse. Ein wunderschönes Tier war es; viel schöner als das Burchell-Zebra und seine Verwandten und zudem viel größer. Dies war meine erste Bekanntschaft mit Grevys prächtigem Zebra. Ich zog den Kopf für eine Trophäe ab. Ich bemerkte auch, dass der Ruf dieses Zebras (wie ich später noch genauer feststellen werde) sich völlig vom Bellen aller kleinen Arten unterschied (die lediglich lokale Varietäten des Burchell-Zebras sind) und eine sehr heisere Art von Grunzen war, abgewechselt mit etwas, das einem Pfiff nahekam. Dies ist etwa die Grenze der Art; südlich des Tana oder weiter flussaufwärts auf dieser Seite gibt es keine.

Die Männer (ich hatte etwa ein Dutzend bei mir) häuften bald das ganze Fleisch auf die Lasten, die sie bereits trugen, und wir gingen weiter zum Bach. Dieser fließt genau an der Stelle, an der wir auf ihn stießen, durch liebliche offene Wiesen mit weichem grünen Gras und nur vereinzelten Bäumen. Die Formation hier ist Kalkstein, meist dicht unter der Oberfläche, und dort, wo dies der Fall ist, wächst das Gras kurz und weich; und da es in jener Saison reichlich geregnet hatte, war es damals wunderschön grün. Als wir aus dem Busch an den Rand der offenen Fläche kamen, stand eine Herde Oryx auf der Wiese; und da ich kein Fleisch für mich hatte (außerdem wollte ich Oryx-Köpfe), schoss ich eines, das sich als eine schöne fette Färse herausstellte. Wir lagerten ganz in der Nähe am Bach, etwa hundert Yards von der Antilope entfernt. Ein entzückender und höchst malerischer Ort war es, mit dem köstlichen Bach aus klarem, kaltem Wasser — so besonders wertvoll in Äquatorialafrika —, der vorbeirauschte. Mein Zelt war unter einem ausladenden Baum an seinen Ufern aufgeschlagen, nur wenig über seinem Wasserspiegel, denn er hatte kaum ein Bett, und der sanft abfallende Rasen reichte bis direkt an das Wasser. Die Männer fingen große Mengen Fisch, und eine Art — eine Art kleiner Barsch — erwies sich als sehr süßer kleiner Kerl, wenn er frisch aus dem Wasser gebraten wurde. An einigen dieser Bäche wächst eine Pflanze, die ich für eine Art Lilie halte, deren Wurzel, wenn sie gründlich gekocht ist, ein sehr gutes Gemüse und eine willkommene Ergänzung des Speiseplans im Busch darstellt.

Am nächsten Morgen brachen wir auf, um zum nächsten Bach weiterzuziehen, von dem ich wusste, dass es dort Wild in Überfluss gab; und da das „Boma“ in Laiju von dort aus in einem guten Tag erreicht werden konnte, wäre es ein geeigneter Ort, um Fleisch zum Zweck des Heimtragens zu schießen. Aber auf dem Weg, als es noch früh war und wir den vergleichsweise offenen Busch durchquerten, der den größten Teil dieses speziellen Gebiets des fast ebenen Landes bedeckt (obwohl es stellenweise dichte Dickichte von beträchtlicher Ausdehnung gibt), kam uns plötzlich ein Nashorn in Sicht, das in kurzer Entfernung stand. Da ich auf „Biltong“ aus war, um es bei den Eingeborenen gegen Mehl usw. einzutauschen, hielt ich es für schade, diese Chance verstreichen zu lassen; also tauschte ich mein einschüssiges Metford-Gewehr, das ich damals gewöhnlich selbst zu

tragen pflegte, gegen das doppelläufige .577 meines Gewehrträgers hinter mir aus und lief zu einem kleinen Busch ganz in der Nähe des Nashorns.

Obwohl diese Tiere sehr schlecht sehen, scheinen sie oft eine Ahnung von der eigenen Nähe zu bekommen, selbst wenn der Wind günstig steht, entweder durch die Madenhacker, die sie gewöhnlich begleiten, oder in deren Abwesenheit durch andere Mittel — vielleicht durch das Gehör. Dieses hier wusste, dass ich da war, und begann unruhig umherzurücken; aber sobald ich den Busch erreichte, der mein Herankommen deckte, nutzte ich die erste Gelegenheit, die es mir für einen Seitenschuss bot, bevor es sich zur Flucht entschlossen hatte. Es vollführte sofort das, was ich den Todeswalzer des Nashorns nenne — eine Darbietung, die sie sehr häufig zeigen, wenn sie einen tödlichen Schuss erhalten. Es ist eine merkwürdige Angewohnheit, dieser Totentanz, und besteht darin, sich wie ein Kreisel an einer Stelle mit einer Schaukelpferdbewegung rundherum zu drehen, bevor es im Galopp davonstürmt, der meist nur kurz ist und nach etwa hundert Yards durch den Tod beendet wird. Ich stelle mir vor, die Ursache dieser seltsamen Entwicklung ist das Bestreben des Tieres, die Ursache der plötzlichen Wunde herauszufinden, die es erhalten hat — ganz nach demselben Prinzip, wie ein Hund seinen Schwanz jagt, wenn ihn an diesem Organ etwas irritiert. Meines lief nach seinem Tanz dicht an mir vorbei, aber ich war mir so sicher, dass es erledigt war, dass ich davon absah, ihm den zweiten Lauf zu geben.

Bei einer anderen Gelegenheit verlor ich jedoch ein Nashorn, weil ich darauf vertraute, dass der „Walzer“ ein Zeichen unmittelbar bevorstehenden Todes sei. Ich hatte ihm einen Schuss an etwa der richtigen Stelle gegeben; aber da es etwas schräg zu mir stand, muss die Kugel zu weit hinten eingedrungen sein. Es walzerte mehrmals herum, wobei nur ein Ameisenhaufen, etwa so hoch wie ein Mann und nicht viel breiter, zwischen mir und ihm war; es befand sich auf der einen Seite davon, während ich ihm auswich, da sein Tanz es manchmal halb um den Haufen herumführte, auf der anderen. Bei jener Gelegenheit galoppierte mein Nashorn jedoch so weit, dass ich es verlor, weil ich ihm beim Vorbeilaufen nicht den zweiten Lauf gegeben hatte.

Nun, mein Opfer von heute Morgen (um zu ihm zurückzukehren) galoppierte davon, und ich folgte ihm voller Zuversicht. Aber kaum hatte ich die Verfolgung aufgenommen, sah ich es — wie ich vermutete — in ein paar hundert Yards Entfernung stehen. Ich hielt auf dieses zu; passierte aber auf dem Weg mein bereits totes Nashorn. Als ich ganz nah hinter einen anderen kleinen Busch herankam, schoss ich diesem zweiten in das Buggelenk, wobei ich es brach, obwohl ich mir zu dem Zeitpunkt nicht sicher war, ob die Kugel bis zu den lebenswichtigen Organen vorgedrungen war. Es bäumte sich auf, und als mein winziger Hund „Frolic“ hinlief und bellte, griff es sie wütend an, wobei es den Boden aufpflügte und etwas Erde zwischen seinen Hörnern mitführte. Der Angriff führte es auf mich zu, also gab ich ihm den zweiten Lauf vor das Blatt; und nachdem es versucht hatte, auf dem Kopf zu stehen, wobei es wie ein riesiges Schwein quiekte — was es auch in der Erscheinung ist —, sank es in eine liegende Position auf seinem Bauch zusammen, und obwohl seine Ohren noch schlappten und seine kleinen Augen blinzelten, war es tot. Es stellte sich später heraus, dass der zweite Schuss überflüssig war, da beide Kugeln durch sein Herz gegangen waren.

So hatten wir zwei tote Nashörner, nur etwa hundert Yards voneinander entfernt. In der Nacht zuvor hatte es geregnet, und in Vertiefungen auf Flecken nackter roter Erde, wie sie hier und da in diesem Busch vorkommen, stand Wasser; so lagerten wir an einem dieser Tümpel, den wir ein kurzes Stück entfernt fanden, um das Fleisch bequem zerlegen und wegtragen zu können.

Wir blieben zwei Tage hier; die Männer schnitten das Fleisch auf und hängten es in Girlanden auf. Da sie so viel hatten, wie sie bewältigen konnten, versuchte ich nicht, dort noch mehr zu schießen, obwohl Giraffen sowie anderes Wild umher waren. Wallers Gazellen lieben Buschland dieser Art besonders, wo es diese kahlen Stellen aus hartem roten Boden gibt. Ich machte die Bekanntschaft dieser seltsam aussehenden Gazelle jetzt zum ersten Mal, mit ihrem außergewöhnlich langen Hals, der ihr das Aussehen einer kleinen Giraffe verleiht. Unter den Geierschwärmen, die sich umher versammelten, waren einige Marabus, die mich lebhaft an die alten Tage erinnerten, als ich an den Sabi- und Crocodile-Flüssen im südöstlichen Afrika zu jagen pflegte, während es dort noch von Wild wimmelte; dort waren immer zwei oder drei dieser urigen Vögel zur Stelle, wann immer etwas erlegt wurde („Elefantenöffner", wie ihr Name in der Sprache der Eingeborenen jenes Landes frei übersetzt werden kann). Einer, den ich hier schoss, hatte die exquisiten kleinen weißen Flaumfedern unter dem Schwanz in perfektem Zustand.

An dem Tag, als wir unser Lager an den Bach verlegten — der Tümpel war fast ausgetrocknet —, wollte ich nichts schießen außer einer Grant-Gazelle, um etwas frisches Fleisch für mich selbst zu haben, da die Männer damit beschäftigt waren, die Bündel des noch schweren Nashorn-Biltongs hinunterzutragen; aber ich ging hinaus in eine große offene Ebene, die sich über eine beträchtliche Distanz in Richtung Laiju erstreckte, um nach Boten Ausschau zu halten, die ich zurück zum Boma geschickt hatte, damit sie unser neues Lager nicht verfehlen würden. Ich setzte mich hier unter einen Baum und vertrieb mir die Zeit damit, durch mein Glas in alle Richtungen das sichtbare Wild zu betrachten. Ich konnte an vielen Stellen große Zebraherden sehen, ebenso Scharen von Grant-Gazellen; in einer Richtung waren zwei Giraffen sichtbar und in der Ferne einige Strauße. Nach und nach, während wir eine Gazelle ausweideten, die ich geschossen hatte, kam eine Familienoberhauptschaft von drei Nashörnern nicht weit entfernt in Sicht.

Auf unserem Rückweg zum Lager, da sie in der Richtung lagen, in die wir gehen wollten, ging ich aus Neugier direkt auf sie zu, um zu sehen, was sie tun würden. Meine Erfahrung mit diesen Tieren ist nicht die, dass sie oft bösartig angreifen, obwohl sie, wenn eine lange Karawane vorbeizieht und sie hindurch wollen, kaum umhin können, auf jemanden loszugehen, aber natürlich greifen sie zweifellos manchmal ihre Feinde an. Ich habe immer geglaubt, dass eine Kuh mit einem Kalb gefährlicher ist als jedes andere Tier — wie es natürlich auch bei anderen Tieren der Fall ist (es war eine solche, glaube ich, die Leutnant Von Höhnel verletzte) —, und ich war begierig zu sehen, wie diese sich verhalten würde, obwohl es vielleicht eine törichte Sache war, da ich nicht die Absicht hatte, an jenem Tag eines zu schießen. Die Kuh führte an, gefolgt von ihrem Kalb, der Bulle war ein Stück dahinter; und als ich etwa hundert Yards von ihr entfernt war, blieb ich stehen und untersuchte ihre und ihres Gefährten Hörner durch mein Glas, entschied aber, dass sie es nicht wert seien, begehrt zu werden. Als wir auf etwa fünfzig Yards herangekommen waren, stürmte sie in scharfem Trab direkt auf uns zu. Ich wartete, bis sie auf etwa die Hälfte der Distanz herangekommen war, und da sie immer noch schnurstracks auf mich hielt, der ich vorne war, gestehe ich, dass ich keine Lust hatte, passiv den weiteren Fortgang des Experiments abzuwarten, und gab ihr eine Kugel ins Gesicht, die sie im Galopp abdrehen ließ. Es tat mir wirklich leid, sie verletzen zu müssen, aber da das Gelände vollkommen offen war und kein einziger Stock vorhanden war, hinter den man hätte ausweichen können, falls sie unter uns Amok gelaufen wäre, hätte sie mit jemandem (wir waren zu viert) zusammenstoßen und Schaden anrichten können. Ich weiß nicht, ob dies ein ernsthafter Angriff war oder nicht; hätte ich länger gewartet, wäre sie vielleicht von selbst abgedreht, als sie sicher war, was wir eigentlich waren, aber ich schätzte eine so genaue Inspektion nicht.

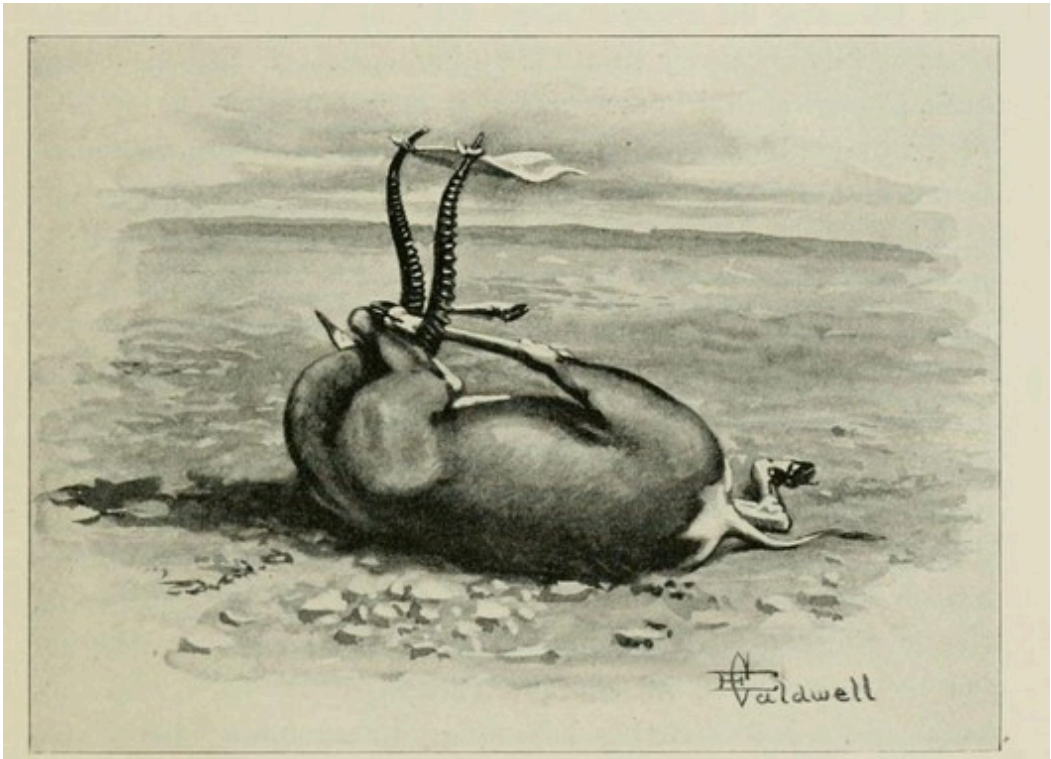
An einem anderen Tag kam ich in diese Ebene zurück, um zu versuchen, einen Schuss auf die Strauße zu bekommen. Es gelang mir nicht, nah an sie heranzukommen, aber während

des Versuchs kam eine Giraffe auf mich zu — offenbar sah sie mich nicht oder hielt mich für etwas Harmloses; also blieb ich still sitzen, bis sie ein Stück an mir vorbei gegangen war, etwa 150 Yards entfernt, damit das Vollmantelgeschoss, das ich ihr aus meinem kleinen Gibbs .450 in die Rippen schickte, nach vorne dringen konnte. Sie galoppierte heftig etwa 200 Yards weit und stürzte dann, nach kurzem Taumeln, kopfvoran nieder, wobei ihre Hinterhand seltsamerweise noch für ein oder zwei Sekunden hochstand, nachdem ihr Hals schon am Boden lag. Man hat nicht oft die Chance, eine Giraffe deutlich fallen zu sehen, da sie meist im Busch geschossen werden. Öfter fallen sie, wie die meisten Tiere, nach hinten, wenn sie tödlich getroffen sind.

Ich ließ meine Männer die Giraffe zerlegen, und während ich meine zwei Gewehre selbst trug, wie Robinson Crusoe (ich kann nicht sagen, dass ich seinen Plan bewundere), lenkte ich meine Schritte zum Lager, wobei der alte Papa mit einer Last Fleisch nur für sich selbst mir folgte. Aber bevor ich den Bach erreichte, sah ich rechts eine Herde Oryx, die zwischen einigen buschigen Sträuchern auf leicht ansteigendem Boden graste. Ich wollte einige Oryx-Köpfe, und das Fleisch würde ebenfalls nützlich sein — denn ich hatte nach Laiju geschickt, damit Träger kamen, um das Biltong heimzutragen, von dem wir kaum zu viel haben konnten; also beschloss ich, hinter ihnen herzugehen, besonders da das Gelände recht günstig war, um nahe heranzukommen.

Papa war vorausgegangen zum Lager und war so sehr mit seiner Last beschäftigt und in die glücklichen Gedanken versunken, die sie hervorrief, dass ich seine Aufmerksamkeit nicht erregen konnte; also legte ich mein zweites Gewehr und verschiedene andere Ausrüstungsgegenstände, die ich meinem Gewehrträger abgenommen hatte, wie Ferngläser usw., ab — oder vielmehr hängte ich sie an einen Baum — und schickte mich an, die Herde anzupirschen.

Indem ich die Deckung durch die buschigen Sträucher ausnutzte und meine Augen fest auf jene Tiere der grasenden Herde gerichtet hielt, die von Zeit zu Zeit zwischen ihnen sichtbar waren, während ich näher kroch — mich hin und wieder flach hinlegte, bis die Position eines Tieres, das mich zu entdecken drohte, wieder günstig wurde —, kam ich schließlich in Schussweite. Dann wand ich mich unter der Deckung eines Busches in eine sitzende Position, schob mich vorsichtig ein wenig zur Seite und wartete, bis sich eine gute Gelegenheit bot, wenn die Antilopen beim Grasen langsam umherzogen — denn es war mir so gut gelungen, dass sie absolut keine Ahnung von meiner Anwesenheit hatten. Es dauerte nicht lange, bis sich eine günstige Gelegenheit bot, die ich nutzte, wobei mir unmittelbar darauf ein weiterer zufriedenstellender Schuss auf ein zweites Tier gelang, bevor die Herde die Flucht ergriff, und ich war sicher, dass beide Treffer gut gesessen hatten. Ich wurde auch nicht enttäuscht, denn als ich nachsehen ging, nachdem der Rest sich davongemacht hatte, fand ich beide nicht weit voneinander entfernt in der Fährte der flüchtenden Herde tot daliegen.



MODE OF PROTECTING GAME FROM VULTURES.

Grant's Gazelle (*Gazella granti*). (From a Photograph by the AUTHOR.)

Seit Jahren wende ich den Kniff an, mein Taschentuch an einen Busch oder Stock neben dem Kadaver eines Tieres zu hängen, das ich allein zurücklassen muss, während Männer gerufen werden, um es abzuziehen und ins Lager zu tragen. Dies dient dazu, die Geier fernzuhalten, und ich habe diesen Plan immer als wirksam befunden. Gewöhnlich habe ich zwei oder drei weiße Baumwolltücher zu diesem Zweck in einer Tasche, die mein Gewehrträger bei sich führt, aber diesmal hatte ich keine dabei; und da mein Taschentuch nur für eine der Oryx-Antilopen ausreichte, zog ich meine Weste aus Baumwollgewebe aus – alles, was ich unter meinem lockeren kleinen Leinenkittel trage – und hängte sie auf, um über die andere Wache zu stehen. Papa war herbeigekommen, als er die Schüsse hörte, und half mir, jedes Tier in den Schatten des nächsten Busches zu ziehen, wobei das „Feldzeichen" darüber am Busch aufgehängt wurde. Verschiedene Abwandlungen hiervon können vorgenommen werden, wie es die Umstände erfordern. So kann ein Stock neben einem großen Tier, das nicht bewegt werden kann, in den Boden gesteckt werden, oder sogar direkt in die Schusswunde; falls kein Stock aufzutreiben ist, können die Hörner oder ein Bein des Tieres selbst dem Zweck dienen, wie es die beigefügte Abbildung (nach einer Fotografie von mir) einer Grant-Gazelle zeigt, die so hergerichtet ist (der Hinterfuß zwischen die Hörner geklemmt und der Vorderlauf hinten herumgeführt), dass die Hörner aufrecht stehen bleiben, um bequem das Taschentuch daran zu befestigen. Ich habe dieses Foto eigens zum Nutzen derer gemacht, die von selbst noch nicht auf diesen Plan gekommen sind. In der Zwischenzeit hatte ich die Köpfe abgehäutet, und wir machten uns auf den Weg zum Lager; und obwohl es nicht weit war, schmerzte mein Handgelenk, als ich dort ankam, da ich einen der Köpfe zusätzlich zu meinen Gewehren usw. in der Hand tragen musste, denn der alte Papa konnte nur einen bewältigen. Der schlaue alte Kerl gab immer vor, nicht gut im Lastentragen zu sein, es sei denn, es handelte sich um etwas, das er speziell für sich selbst wollte und niemanden fand, der es für ihn mitschleppte; aber ich vermute, das war teilweise Verstellung, damit wir nicht erwarteten, dass er ständig etwas trüge.

Ich wollte unbedingt einmal jemanden mit Pfeil und Bogen schießen sehen, da ich solch eine Jagd noch nie miterlebt hatte, und versuchte oft, meinen alten Freund zu einer

Kostprobe seines Könnens zu überreden; aber ich konnte ihn nie dazu bewegen, auf irgendetwas zu schießen, obwohl sich ein- oder zweimal Gelegenheiten für Nahschüsse auf Antilopen boten. Meine persönliche Meinung ist, dass er wusste, dass er nichts treffen konnte, und ich bezweifle, ob viele der Ndorobo mit dieser Waffe besonders gut umgehen können. Der einzige, den ich je auf ein unverwundetes Tier habe schießen sehen, verfehlte ein kleines, stillstehendes Böckchen auf nur wenige Meter Entfernung glatt. Zweifellos gibt es jedoch einige, die gelegentlich Wild auf diese Weise erlegen (die Wakamba tun dies mit Sicherheit), wenngleich ich nicht glaube, dass sie gute Schützen sind, außer auf allerkürzeste Distanz. Eine Sache, über die ich mich bei diesen Leuten immer gewundert habe, ist, dass die Kinder scheinbar nicht zum Vergnügen üben – wie es Kaffernjungen mit dem Gebrauch des Assegai tun, indem sie zugespitzte Stöcke auf einen bergab rollenden Kürbis werfen – und dass sie auch niemals auf Vögel schießen. Es ist zudem merkwürdig, dass ein Ndorobo eher verhungern würde, als einen Vogel zu essen: Selbst ein Perlhuhn betrachten sie mit Abscheu, was zur Folge hat, dass die Jungen nicht versuchen, Vögel mit Schlingen zu fangen, wie es andere junge Eingeborene so gerne tun; tatsächlich scheint ihre einzige Vorstellung von Beschäftigung darin zu bestehen, sich der ewigen Jagd nach Honig anzuschließen.

Ich jagte hier nicht mehr viel, da wir bereits eine große Menge Fleisch zum Trocknen hatten und ich nach Laiju zurückkehren wollte, um meine Pläne für eine Reise in eine andere Richtung auf der Suche nach Elefanten zu schmieden. Ich schoss noch ein oder zwei Oryx-Antilopen, da ich darauf brannte, ein schöneres Exemplar dieser stattlichen, langhörnigen Antilope zu bekommen, sowie einige der kleineren Arten. Ein Oryx, den ich etwas zu tief getroffen hatte, lief eine ganze Strecke, und als wir ihn schließlich nach dem Ausarbeiten der Fährte einholten, zeigte er sich kampfbereit, sodass es, obwohl er bereits am Ende war, nötig war, eine weitere Patrone zu opfern, um ihn zu erlösen. Es ist natürlich bekannt, dass es sehr gefährlich ist, eine verwundete Oryx-Antilope anzufassen oder in die Reichweite ihrer scharfen, fegenden Hörner zu geraten, und ich habe früher schon ihre Geschicklichkeit mit diesen furchtbaren Waffen erlebt; aber ich kann mich nicht erinnern, unter solchen Umständen ihre zornige Stimme bemerkt zu haben: Diese hier knurrte förmlich, als wir uns ihr näherten.

Die Gegend, über die ich geschrieben habe, ist ein geradezu ideales Jagdland und sehr angenehm zum Lagern und Jagen. Der Nachteil ist die Schwierigkeit, dorthin zu gelangen; ansonsten könnte eine kleine Gruppe in diesem Distrikt eine sehr herrliche Zeit verbringen. Mein Lager dort befand sich an einem kleinen, durch den Bach gebildeten See – ein bezaubernder Ort – und mein Zelt war unter einem ausladenden Baum direkt am Wasserrand aufgeschlagen. Eines Tages schoss ich in diesem Tümpel mit meinem Schonzeitgewehr einen riesigen Wels (wie sie in Südafrika genannt werden). Ich saß beim Essen im Schatten des Baumes vor der Zelttür, und er kam herangeschwommen, um nach Resten zu schnappen, die ich auf die Wasseroberfläche direkt am Ufer geworfen hatte, über dem ich saß. Ich setzte ihm die kleine Kugel mitten durch die Nase – oder vielmehr dorthin, wo in seinem breiten, hässlichen Kopf die Nase sein sollte – und tötete ihn auf der Stelle, zur Freude meiner Suaheli-Gefolgsleute (denen Fisch immer willkommen ist).

Die Wildarten, die in diesem Distrikt zu finden sind – natürlich nicht alle am genau gleichen Ort, aber in der näheren Umgebung –, sind: Nashorn, Giraffe, Oryx, Wasserbock, Kleiner Kudu, Grant-Gazelle, Waller-Gazelle, Impala, einige Coke-Kuhantilopen und das winzige „Paa“ (Kirk-Dikdik); Zebras zweier Arten, Strauße, Löwen und selten Warzenschweine. Leoparden kann man nachts manchmal hören, und Hyänen sind natürlich zahlreich, obwohl ich diese als Ungeziefer betrachte. Perlhühner, Frankoline usw. sind stellenweise reichlich vorhanden. Es gibt auch viele Flusspferde im Tana und in den unteren Läufen seiner größeren Nebenflüsse. Impalas sind seltsamerweise rar, selbst in Gegenden, die für sie durchaus günstig erscheinen; es wirkt merkwürdig, warum sie

hier so wenige sind, wo die Art doch vorhanden ist. Im südöstlichen Afrika pflegten sie in ihren Lieblingsrevieren förmlich zu wimmeln – tausend Tiere in einem Rudel waren manchmal keine Übertreibung, oft wohl eher eine Unterschätzung –, während ich in Äquatorialafrika nirgends auch nur annähernd solche Zahlen gesehen habe. Die Coke-Kuhantilope erreicht hier die äußerste Grenze ihres Verbreitungsgebiets. Ich sah einige wenige bei Laiju und zwischen dort und dem Tana, aber keine weiter östlich, obwohl es (wie ich später feststellte) mehr davon in der entgegengesetzten Richtung gibt (also westlich, zwischen den Jambeni-Hügeln und dem Fluss) – nach Norden hin fehlt sie völlig.

Daran lässt sich erkennen, dass der Hauptstrom des Mackenzie-Flusses (obwohl er selbst in seinem Oberlauf kaum mehr als ein ordentlicher Bach ist) als Grenzlinie betrachtet werden kann, die an diesem Punkt die Verbreitungsgebiete sowohl der Coke-Kuhantilope als auch des Grevy-Zebras einschränkt, wenn auch in entgegengesetzten Richtungen; diese Grenze wird einerseits durch die Jambeni-Kette zum Kenia hin und andererseits durch den Tana nach Osten fortgesetzt. Die Giraffe hier gehört zur nördlichen Art; über ihre Besonderheiten und ihr Verbreitungsgebiet werde ich später mehr zu sagen haben. Büffel sind seit der großen Rinderpest vor einigen Jahren fast ausgestorben, besonders in dieser Region; gelegentliche Fährten von ein oder zwei vereinzelten Tieren sind alles, was man heutzutage noch von ihnen sieht. Elands (die ebenfalls litten) kann man noch begegnen, wenn auch erst ein Stück weiter.

Nach der Ankunft der Träger, um die ich geschickt hatte, wurde der Vorrat an Biltong – inzwischen recht trocken – in lange Bündel geschnürt, und wir kehrten zum „Boma“ zurück, wo wir am Morgen des 14. April ankamen.

Die Nachrichten, die mich erwarteten, waren alles andere als ermutigend. Obwohl schon vor meinem Aufbruch viele meiner Esel gestorben waren, hatte ich gehofft, dass nach dem Verenden derer, die am meisten unter der „Fliege“ bei der Durchquerung des Tana-Tals gelitten hatten, der Rest gesund bleiben würde; denn ich wusste damals noch nicht, dass Laiju einer der tödlichsten Orte in Afrika für Haustiere ist, den sonst so zähen Esel nicht ausgenommen. Doch bei meiner Rückkehr stellte ich nun fest, dass alle entweder tot, im Sterben liegend oder krank waren. Dies war ein schwerer Schlag, da ich wusste, dass es ohne diese nützlichen Lasttiere unmöglich sein würde, weit in das unbewohnte Land vorzudringen, das sich von der Jambeni-Kette nach Norden in Richtung des Rudolfsees erstreckt; und obwohl ich durch viele Versprechungen ermutigt worden war zu hoffen, dass wir einige von den Embe-Eingeborenen erhalten könnten, war bisher nicht ein einziger zum Verkauf angeboten worden. Dennoch entschloss ich mich, zumindest so viel des Landes zu erkunden, wie die Umstände in Richtungen zuließen, von denen ich Grund zu der Annahme hatte, dass Elefanten dort zahlreich seien. Verschiedene Angelegenheiten, mit denen ich den Leser nicht im Detail behelligen muss, ließen weitere vierzehn Tage ungenutzt verstreichen. Ich unternahm einen kurzen Versuchsbesuch im Embe-Distrikt oben auf der Bergkette; und die starken Regenfälle zu dieser Jahreszeit, die für das Reisen ungünstig waren, brachten weitere Verzögerungen mit sich – aber schließlich war ich bereit für einen neuen Versuch.

KAPITEL II

AUF DER JAMBENI-KETTE

Über die Embe-Hügel nach Mthara — Beschreibung des Landes — Die Eingeborenen: ihr Aussehen und ihre Gewohnheiten — Ihre Art, Elefanten zu töten — Fruchtlose Suche nach Wild — Sichte Schirrbock — Verlockende Chance auf ein Nashorn —

Kritischer Moment — Trompeten gehört — Ein eigensinniger Führer — Erste Begegnung mit Elefanten — Ruf als Jäger steht auf dem Spiel — Eine lang ersehnte Chance — Mein „Krüppel-Stopper“ — Drei Elefanten geschossen — Lagerwechsel — Freundliche Eingeborene — Schieße ein Impala — Geschenke von Eingeborenen — Abhalten eines „Shauri“ — Die Forderung nach Tribut — „Blutsbrüderschaft“ — Eine unangenehme Prüfung — Mein älterer Bruder „Ndaminuki“ — Verfolgen einer Elefantenfährte — Neugier der Eingeborenen — Sichte eine weitere Herde — Ihr bevorzugter Einstand — Ein zufriedenstellender Schuss — Ein guter Tagewerk — Elfenbeinhandel ein mühseliger Prozess — Knappheit an Impalas — Kenia — Ein Grund für ein „Shauri“ — Besuch von Eingeborenen-Kraals.

Am 30. April 1894 gegen 6 Uhr morgens brach ich von meinem „Boma“ in Laiju mit etwa zwanzig Mann auf, wobei ich den Rest meiner insgesamt fünfzig Mann starken Karawane bei den Waren zurückließ, gerüstet für einen längeren Streifzug auf die Elefanten, von denen man mir berichtet hatte, sie befänden sich auf der anderen (nördlichen) Seite der Jambeni-Kette. Die Führer, die feierlich versprochen hatten, am Vortag zu kommen, waren nicht erschienen, was der üblichen Gewohnheit dieser Eingeborenen zu entsprechen scheint, ausnahmslos ihr Wort zu brechen. Da ich daran gewöhnt war, war ich entschlossen, ihr Versäumnis, ihr Versprechen zu halten, meine Pläne nicht stören zu lassen, in der Gewissheit, dass ich unterwegs andere finden könnte. Als ich am Kraal meines „Blutsbruders“ vorbeikam, schaute ich auf einen Plausch vorbei; und er versicherte mir, dass vor uns alles friedlich für uns sei, was beruhigend war, da der Stamm der Embe, durch dessen Land wir ziehen mussten, ein tückisches Völkchen ist. Unterwegs bekamen wir ein Gewitter ab, nachdem wir in die Hügel hinaufgestiegen waren, was es sehr unangenehm machte und einige meiner Sachen durchnässte. Der Pfad war absolut schrecklich; rutschig bis zum Gehtnichtmehr; überhangen von triefendem Dschungel, der von der Nässe niedergedrückt wurde; und da er steil und abschüssig war, bedeutete er Schwerstarbeit für die Träger. Wegen des Regens und teils auch, um einen Führer zu finden, lagerten wir früh am ersten geeigneten Platz; ein schöner offener Ort nahe einem kleinen Wäldchen mit Wasser in der Nähe. Es ist wichtig in diesen Hügeln, wenn möglich dort zu lagern, wo Brennholz beschafft werden kann (was nicht überall der Fall ist), da das Klima kühl und feucht ist und die Nächte sehr kalt und anstrengend für die Männer ohne gute Feuer sind, was oft schwere Krankheiten nach sich zieht. Bei dieser Gelegenheit notierte ich in mein Tagebuch: „kalt und scheußlich“. Die Eingeborenen hier sind große Diebe, sodass es notwendig ist, alles sorgfältig zu bewachen, und ein guter offener Platz ist als Lagergrund für die Sicherheit wünschenswert. Ich sicherte mir einen neuen Führer, und einer von denen, die mich enttäuscht hatten, tauchte doch noch auf.

Der nächste Morgen war kühl, neblig und nieselig, und das Vorankommen abscheulich schlecht, aber wir brachen trotz alledem früh auf. Nach und nach kam jedoch die Sonne heraus, machte die Dinge freundlicher und ließ uns umherschauen. Dies muss ein großartiges Klima sein und, wie ich meinen sollte, vollkommen gesund. Die frühen Morgenstunden sind sehr kalt, aber herrlich, sobald die Sonne aufgegangen ist; die Luft frisch und kristallklar. Ich ging auf den Gipfel eines vor uns liegenden Hügels und wurde reichlich belohnt durch einen wunderbar weiten Ausblick auf das dahinterliegende Land über eine immense Entfernung bis hin zu einer Kette, von der ich dachte, sie müsse den Baringo-See überblicken, sowie auf die Lorogis und andere Berge, mit einem Blick auf den glänzenden Gwaso Nyiro Fluss dazwischen. Vom Kenia (oder Kilimara, wie er korrekter genannt wird) – ganz nah, im Südwesten zu Westen – waren nur die immens breite Basis und die äußerste Spitze aus steilem schwarzem Fels, gesprenkelt mit Schnee, sichtbar; all seine Schneefelder waren in Wolkenbänke gehüllt, unter denen ausgedehnte Wälder an den unteren Hängen erschienen, außer an der Nordseite, die völlig kahl ist. Der allgemeine Aspekt des Landes nach Norden hin, das sich so in einem Panorama vor mir ausbreitete, schien aus dieser Vogelperspektive mehr oder weniger offen und recht eben

zu sein, obwohl auch Hügel und Ketten zu sehen waren. Seine gelbe Farbe, die auf Trockenheit hindeutete, kontrastierte stark mit den grünen Hügeln, auf denen wir uns befanden; aber diese fast unbetretene Wildnis, die sich bis zum fernen nördlichen Horizont erstreckte, wo die gerade noch sichtbaren Spitzen dunstiger Gipfel einen herbeizuwinken schienen, übte eine wunderbare Faszination auf mich aus. Mich verlangte danach, in ihre Geheimnisse einzudringen. Was mich besonders anzog, war das Wissen, dass sie, abgesehen von einigen versprengten Ndorobo, unbewohnt war – ein immenses Heiligtum, das noch immer, wie in Urzeiten, von den (für mich) interessanteren Bewohnern der Tierwelt beherrscht wurde.

A VIEW OF EMBE.
(From a Photograph by Dr. KOLB.)

Embe ist ein schönes und fruchtbares Land, wenn auch sehr zerklüftet. Viele Kraals sind dort verstreut, und es gibt viel Ackerbau, insbesondere Bananenhaine. An den steileren Hängen gibt es Wälder mit einigen prächtigen Bäumen, in denen Turakos rufen, während groteske große Nashornvögel von einem Einstand zum anderen segeln, abwechselnd flatternd und gleitend in eigentümlichem Wellenflug, wobei sie ihre laute, mürrische Klage ausstoßen; die merkwürdig charakteristischen Rufe beider harmonieren vorzüglich mit dem Geist ihrer Umgebung wie eine passende Musik – so ein einfühlsamer Komponist ist die Natur. Aber die meisten Hügelhänge sind bedeckt mit einer Art Dschungel aus dem, was ich als Riesenkraut beschreiben würde, wo wahrscheinlich der Waldbestand gerodet wurde; die offenen Täler dazwischen sind mit dem herrlichsten kurzen, dichten, federnden Rasen voller Klee ausgelegt, der nicht schöner grün, weich und lieblich aussehen könnte. Es ist echter Rasen, aus dem man eine echte, zähe Scholle stechen kann – nichts von diesen Grasbüscheln mit kahlen Stellen dazwischen –; tatsächlich mehr wie eine ideale englische Weide als afrikanisches Veldt. Hier lassen die Eingeborenen ihr weniges Vieh (kleine Buckelrinder) und ihre Esel weiden, sowie ihre zahlreicheren Ziegen und Schafe: alle sehr klein, aber glatt und fett. Die Ausdehnung von Grasland beziehungsweise Dschungel hängt vom Viehbestand ab: Wenn Rinder zahlreich sind, dehnt sich die Weide aus und der Dschungel wird allmählich besiegt; aber wenn (wie es in den letzten Jahren durch die große Rinderpest vor einiger Zeit der Fall war) der Viehbestand abnimmt, dringt der Dschungel wieder auf diese herrlichen Rasenflächen

vor. Der Boden ist vulkanisch; und wegen der lockeren Art, wie die Lavasteine durcheinanderliegen, fließt das meiste Wasser unter der Oberfläche ab, um nahe der Basis der Berge in Bächen hervorzubrechen, welche die Quellwasser jenes Arms des Tana bilden, den Chanler und Von Höhnel den Mackenzie-Fluss genannt hatten.

Der Kontrast zwischen dem Land und seinen Bewohnern ist groß und fällt nicht zugunsten Letzterer aus, sei es in Aussehen, Gewohnheiten oder Charakter. Sie sind unbeschreiblich schmutzig und riechen stark nach Rizinusöl – nach unseren Begriffen nicht gerade das feinste Parfüm. Gemeinsam mit denen von Laiju und anderen angrenzenden Distrikten sind sie sehr einer Gewohnheit ergeben, die Blätter eines bestimmten Strauches zu kauen, der im Land heimisch ist, den sie aber der Bequemlichkeit halber auch kultivieren. Einige der alten Männer haben den Mund niemals ohne dieses grüne Zeug. Sie tragen eine Menge der zarten Triebe in einer schmutzigen alten Fellschultertasche bei sich, zusammen mit Tabakstückchen, Bananen und anderen Schätzen; und alle Augenblicke streifen sie die Rinde und Blätter von mehreren dieser weichen Zweige ab, werfen das holzige Innere weg und stopfen sich die Handvoll in ihren geräumigen Mund. Dieser unelegante Brauch mit seinen etwas ekelerregenden Spuren an den Lippen trägt nicht gerade zum Genuss eines langen „Shauri“ mit mehreren solchen alten Herren bei; zumindest nicht zu meinem, obwohl er für den ihren offenbar unentbehrlich war. Diese Eingeborenen sind sehr zahlreich, und es gibt keinerlei Wild.

Nachdem wir uns durch die Hügel gewunden und mehrere kleine, plätschernde Bäche überquert hatten, die nahe dem höchsten Gipfel – dem eigentlichen Njambeni – entspringen, hielten wir uns nach Westen, wobei wir am Rand des Hochlandes entlangzogen, und stiegen dann allmählich in Zickzackkurs zum Tiefland an der Nordseite der Kette hinab. Unterwegs passierten wir die Kraals einiger Eingeborener, die mit Chanler „Blut gegessen“ hatten (das heißt, den Bund der „Blutsbrüderschaft“ eingegangen waren). Diese Leute waren sehr freundlich und schienen ehrlich erfreut, einen weißen Mann zu treffen. Sie führten mich die Hänge hinunter und halfen mir, einen schönen Platz zum Lagern am Ufer eines Baches zu finden, direkt oberhalb einer offenen Ebene, die mit Dornbäumen bestanden war. Hier gibt es einen Buschstreifen, in dem sich die Elefanten manchmal aufhalten und von wo aus sie nachts Einfälle in die Felder der Eingeborenen machen. Einige waren vor Kurzem dort gewesen, aber den Besitzern der Shambas (bebautes Land) war es gelungen, sie zu vertreiben, wenngleich es ihnen nicht gelungen war, einen zu töten. Sie sind keine Jäger, und die einzige Art, wie sie jemals Elefanten töten, besteht darin, Fallen aufzustellen: vergiftete Wurfspeere in schweren Schäften, die an Seilen über ihren Wechseln aufgehängt sind, mit einer Schnur zum Auslösen der herabhängenden Harpune, die quer darüber gespannt ist, sodass sie auf den Kopf oder Rücken fällt, wenn ein großes Tier vorbeizieht – ganz nach Art einer „Schuljungen-Falle“.

Ich ging am Nachmittag in die Ebene hinunter, um nach Wild zu suchen, und bekam einen Schuss auf ein Nashorn ab, das halb zu mir gewandt durch einen Busch stand; aber es machte sich davon, und obwohl ich der Schweißfährte eine weite Strecke folgte, musste ich aufgeben und mit leeren Händen zurückkehren, da ich kein anderes Wild gesehen hatte. Ich habe die Richtigkeit von Selous' Regel erfahren, dass die Chance, ein verwundetes Nashorn jemals zu bekommen, sehr gering ist, sobald es erst einmal eine beträchtliche Strecke zurücklegt. Ich kann mich nur erinnern, ein einziges Mal unter solchen Umständen eines zur Strecke gebracht zu haben. In jenem Fall war das Nashorn durch die Schulter geschossen worden, aber der Knochen brach erst, nachdem es eine Meile oder mehr galoppiert war, und ich stieß zufällig wieder auf das Tier, das unfähig war, weiterzuziehen.

Ich konnte hier meine Sachen trocknen und bereitete mich auf einen frühen Aufbruch am nächsten Tag in Richtung Mthara vor (dem nächsten Distrikt westlich entlang des Fußes der Kette), um nach Elefantenfährten zu suchen. In der Nacht gab es wieder Donner und Regen. Am nächsten Morgen brach ich früh auf, ließ meine kleine Karawane im Lager zurück und nahm fünf Mann zusätzlich zu meinem Gewehrträger und einem Führer mit. Auf dem Weg hinunter in die Ebene sah ich zwei Paare Schirrböcke und konnte einen davon genau betrachten, ein stattliches, schönes Männchen von sehr roter Farbe. Ich behelligte sie nicht, bedauerte es aber später ein wenig, diesen nicht als Belegexemplar der Schirrböcke dieses Teils Afrikas geschossen zu haben. Sie sind alles andere als häufig, und ich glaube, ich habe auf der ganzen Reise nur einen weiteren (ein Weibchen) gesehen. Das Land hier, am nördlichen Fuß der Kette, unterscheidet sich sehr von dem auf der anderen Seite, zweifellos weil weniger Regen fällt. Das Gras ist vergleichsweise kurz, es ist viel gesünder für das Vieh und offener sowie einfacher und angenehmer zu begehen.

Nachdem ich eine beträchtliche Strecke durch offene, grasbewachsene Ebenen gewandert war, die mit Dornbäumen übersät und hier und da von Koppies — viele davon eindeutig kleine Krater — unterbrochen waren, wobei ich mich parallel zum Gebirge hielt, sah ich vor mir in sehr offenem Gelände ein Paar Nashörner, die dicht bei einem eher buschigen, kleinen, niedrigen Baum standen. Da ich Fleisch für meine Männer brauchte, ging ich hinter ihnen her. Da der Wind günstig stand, brachte ich den Baum zwischen mich und die Tiere und näherte mich. Durch den Baum hindurch konnte ich jedoch sehen, dass sie beunruhigt waren (wahrscheinlich durch die Madenhacker, die fast immer bei Nashörnern sind und sie vor herannahender Gefahr warnen); also huschte ich zu einem winzigen Busch, nur etwa drei Fuß hoch, der etwa dreißig oder vierzig Yards von ihrem Standort entfernt wuchs, und setzte mich nieder, in der Absicht zu warten, bis eines hinter dem Baum hervorkommen würde, um für einen ruhigen Schuss bereit zu sein. Doch gerade als ich das tat, trat eines auf der einen Seite halb hervor und bot einen perfekten Seitenschuss. Obwohl ich sehen konnte, dass es nur ein eher kleines war, und ich nach dem, was ich durch den Baum erkennen konnte, glaubte, dass das andere viel größer sei, hielt ich es für zu schade, eine so verlockende Chance ungenutzt zu lassen, da ich wusste, dass sie sofort weg sein würden; also gab ich ihr (es war ein Weibchen) eine Kugel aus meiner .577er genau an der richtigen Stelle hinter dem Blatt. Augenblicklich kam das Männchen direkt auf mich zu. Ich hatte keine Zeit für ein sorgfältiges Zielen; er war ohnehin fast auf mir, bevor ich feuerte, und auf dem Boden zu sitzen ist nicht gerade die erstrebenswerteste Position, um den Angriff eines Nashorns zu empfangen. Er war nicht mehr als sechs Schritte von mir entfernt, als er abdrehte und mich sowie mein Gewehr mit Schlammspritzern vom nassen Boden besudelte. Alles geschah so plötzlich, dass ich nicht sagen konnte, ob er seine Nase in der Sekunde vor meinem Schuss (wie zum Angriff) oder in der Sekunde danach (vielleicht beim Stolpern infolge der Erschütterung durch die Kugel) senkte; aber ich weiß, dass er es tat, unmittelbar bevor er ausschwenkte. Er galoppierte dann davon und passierte auf seinem Weg seine tote Gefährtin (denn sie lag bereits am Boden, nicht mehr als fünfzig Yards von ihrem Standplatz entfernt). Ich folgte ihm nicht, sondern schickte zwei Männer zum Lager zurück, um weitere zum Tragen des Fleisches zu rufen, während ich einen am Kadaver zurückließ und mit den anderen beiden sowie meinem Gewehrträger und dem Eingeborenen weiterging.

NDAMINUKI (Author's Blood Brother).

(From a Photograph by Dr. KOLB.)

Wir überquerten einen kleinen Bach, an dem sich ein schilfartiger Sumpf befand, in den die Fährte eines einzelnen Büffels führte — der erste, den ich auf dieser Reise sah — und folgten einem großen Elefantenpfad, auf dem vor wenigen Tagen eine große Herde vorbeigezogen war. Wir bogen zwischen einigen niedrigen Ausläufern ab (immer noch das Gebirge flankierend) und stiegen hinab in ein flaches Tal voller merkwürdiger, gerader, schlanker Mimosen, einige mit roten, andere mit weißen Stämmen, was diesem Teil des Busches ein seltsam gestreiftes Aussehen verlieh. Als wir diese durchquerten, fanden wir uns nahe bei kultiviertem Land wieder und konnten große Kraals auf den kahlen Hügeln in der Nähe sehen. Hier schlug ich vor umzukehren, da ich nicht glauben konnte, dass Elefanten am Mittag so nahe bei den Eingeborenen sein würden; zudem war dies jener Stamm, der gegen Chanlers Expedition gekämpft hatte, und ich war mir nicht sicher, wie

sie uns behandeln würden, sollten wir mitten unter sie geraten. Doch unser Führer beteuerte leidenschaftlich, dass wir die Elefanten ganz in der Nähe verließen; und während ich noch überlegte, ob es möglich sei, dass er uns in eine Falle lockte oder ob es klug wäre weiterzugehen, hörten wir nicht weit vor uns Elefanten trompeten.

Ich hatte den ganzen Vormittag über schwer unter Blasen an den Füßen gelitten, die ich mir törichterweise durch das Anziehen eines Paares neuer Stiefel zugezogen hatte. Dies hatte mich ebenfalls dazu bewogen, die Suche für heute aufzugeben, da wir keine frische Fährte gesehen hatten; aber natürlich fegte der Klang von Elefantenstimmen sofort alle anderen Erwägungen beiseite, und wir drängten vorwärts zu einem Hain aus hohen Mimosen jener Art, die in Südafrika „Fieberbäume" genannt wird (so genannt, wie ich vermute, weil sie nur im niedrigen, fiebergeplagten Land wachsen, meist in der Nähe von Wasser, obwohl auch ihre blasse, gelblich-grüne Rinde ihnen ein kränkliches Aussehen verleiht, das gut zum Namen passt). Mein Führer war ein sehr eigensinniger Kerl, der sich durch keinen Vorschlag meinerseits in irgendeiner Hinsicht beeinflussen ließ; und nun bestand er darauf, dass wir um die Luvseite des Busches herumgehen müssten, in dem die Elefanten waren. Ich war jedoch entschlossen, mir meine Chance nicht auf diese Weise verderben zu lassen, also verließ ich ihn, da er uns nicht folgen wollte. Später fand ich heraus, dass er niemals in die Nähe von Elefanten gehen wollte.

Wir gingen auf der Leeseite der Stelle vorbei, wo wir die Elefanten gehört hatten, und gelangten in einen hohen, blattreichen Unterholzbewuchs, der jedoch nicht sehr dicht war. Bald traten wir in einen Sumpf hinaus, der von hohen Fieber- und anderen Bäumen gesäumt war, mit etwas offenem Gelände dazwischen: ein geradezu idealer Elefanteneinstand. Wir waren uns nun über den genauen Standort der Elefanten unsicher und rückten daher sehr vorsichtig gegen den Wind dorthin vor, wo wir sie vermuteten; und bevor wir nach Verlassen des Sumpfes weit in den Dschungel vorgedrungen waren, machten wir eines aus. Ich nahm nun meine doppelläufige .577er und näherte mich, die Männer zurücklassend, verstohlen bis ganz nah an das Tier, das wir zuerst gesehen hatten, bis nichts mehr zwischen mir und ihm war als ein eher kleiner Baum (durch dessen Astgabel ich blickte) und ein wenig dünner Dschungel. Große Kolonien von Webervögeln, die den Busch bevölkerten, verursachten einen gewaltigen Lärm mit Stimmen und Flügeln, was eine eher verwirrende Wirkung hatte. Es war eine Kuh; eine große, obwohl ihre Stoßzähne nicht bedeutend waren. Ich konnte nun dahinter zwei oder drei andere (offenbar ebenfalls Kühe) ausmachen, und ich wusste, dass dort ziemlich sicher noch mehr waren, die ich nicht sehen konnte; aber es gab keine Möglichkeit weiterzukommen, ohne das nächste Tier aufzuschrecken, also beschloss ich, sie zu schießen, wenn ich konnte. Ich sollte erwähnen, dass es nun volle vier Monate her war, seit ich von der Küste zu dieser Expedition aufgebrochen war, deren Kosten schwer wogen, und dies waren die ersten Elefanten, auf die ich gestoßen war: Ich war also nicht geneigt, durch den Versuch wählerisch zu sein, ein Scheitern zu riskieren. Sie war mir jedoch zugewandt, ihre großen Ohren waren ausgebreitet oder fächelten langsam. Ich konnte nur ihren Kopf sehen, und mein Ziel war es, einen Schläfenschuss anzubringen. Ich wartete, wie ich glaube, nicht weniger als eine Viertelstunde darauf, dass sie ihren Kopf drehte. Einmal versuchte ich mich weiter herumzuschleichen, aber sie und eine andere neben ihr schreckten auf, und ich wich zurück. Ich vermute, ein Windwirbel gab ihnen einen leichten Hauch von mir, oder sie könnten mich gehört haben; wahrscheinlich Letzteres, da sie nicht beunruhigt genug waren, um sich wegzubewegen, als ich wieder stillhielt. Ich war nicht mehr als zehn Schritte von der vor mir entfernt, würde ich sagen, und überlegte, ob es ratsam sei, meine Kugel direkt in ihr Auge zu setzen (wovon ich überzeugt war, es tun zu können); doch da ich unsicher war, ob ein solcher Schuss aus meiner Position tödlich sein würde, und ich fühlte, dass mein Ruf als Jäger sowohl bei meinen eigenen Männern als auch bei den Eingeborenen des Landes von vornherein ruiniert wäre, sollte ich meine erste Chance auf Elefanten vermasseln, wartete ich, bis mir

die Arme schmerzten vom Halten meines schweren Gewehrs im Anschlag. Schließlich jedoch gab sie mir die ersehnte Chance, und ich setzte ihr sofort eine Kugel zwischen Auge und Ohr, woraufhin sie wie ein Stein zu Boden sank. Die anderen in der Nähe hatten mich nicht gewittert und wussten nicht, was los war, sodass sie sich nur eine kurze Distanz wegbewegten. Vorsichtig folgend stieß ich auf zwei; die nächste war mir zugewandt, den Rüssel erhoben und die Brust entblößt, was die Deckung glücklicherweise zu sehen erlaubte. Da ich wusste, dass sie gleich weg sein würden, gab ich ihr einen Schuss in die Brust und, als sie sich zur Flucht wandte, den zweiten Lauf. Wieder folgend sah ich sie keine fünfzig Yards weiter am Boden liegen. Als ich zu ihrem Kopf ging, machte sie eine leichte Bewegung, sodass ich es für klug hielt, ihr mit meinem „Krüppel-Stopper" (wie ich ein Martini-Henry-Gewehr nenne, das einer meiner Männer für diesen Zweck immer trägt, um meine eigenen Patronen zu sparen) einen Schuss in den Rücken zu geben. Wieder vordringend stieß ich auf eine andere, die rechtwinklig zu mir stand und die ich mit dem Schläfenschuss, wie die erste, unter einem Baum fällte. Ein Stück weiter vorne wurden bald zwei oder drei weitere gesichtet. Eine kam, als ich mich näherte, in angriffslustiger Weise auf mich zu, da sie offenbar meine Anwesenheit bemerkt hatte. Ich wagte nicht zu warten, so nah war sie, und schoss auf ihren Kopf, da ich ihre Brust nicht sehen konnte, als sie nicht mehr als sechs Yards entfernt war. Sie fiel auf den Schuss hin, aber irgendwie seitlich zu mir gewandt. Ich konnte sie vage durch das Unterholz zwischen uns sehen und für eine Sekunde den Umriss ihres Kopfes ausmachen, wie sie dalag, nicht auf der Seite, sondern gleichsam kniend. Ich hätte ihr dann den zweiten Lauf geben sollen, da ich wusste, dass sie nur betäubt sein konnte; aber ich war ein wenig zu langsam, und sie war wieder auf den Beinen und davon, ohne mir eine weitere Chance zu geben. Sie stand und schrie etwa sechzig oder siebzig Yards entfernt, aber die Deckung war so hoch, dass ich nur die Oberseite ihres Rückens und ihres Kopfes sehen konnte. Als ich ihr nochmals folgte, wurde ich von ihrer Fährte durch zwei kleine Kühe abgelenkt, die links an mir vorbeiliefen, auf eine von denen ich einen flüchtigen Schuss abgab, aber ohne sie zu töten. Ich hätte vielleicht nicht auf diese schießen sollen, aber der Elfenbeinjäger ist gehalten zu versuchen, so viel Heu wie möglich zu machen, wenn einmal die Sonne scheint, und der Dschungel verhinderte das Laufen oder das Sehen über mehr als ein paar Yards hinaus. Wie dem auch sei, beide Letzteren kamen davon, und die Herde schien sich verzogen zu haben.

Es war nun schon spät am Nachmittag, ich war schrecklich fußkrank, wir waren weit vom Lager entfernt, unsere Führer waren verschwunden, und wir konnten Eingeborene schreien hören. Ich wusste, dass dies die Leute sein mussten, die mit Chanler gekämpft hatten, also entschied ich unter Berücksichtigung aller Umstände umzukehren. Wir gingen zu den toten Elefanten zurück, um ihre Schwänze abzuschneiden und ein Stück vom Rüssel und das Herz (für mich selbst) sowie etwas Fett (erstklassig für kulinarische Zwecke) mitzunehmen, und ich warf einen Blick auf ihre Stoßzähne, wozu im Vorbeigehen keine Zeit gewesen war. Das Elfenbein war durchweg eher klein, selbst für Kühe; dennoch war es kein schlechter Anfang, obwohl es mir leidtat, diejenige entkommen gelassen zu haben, die mich angegriffen hatte. Wir nahmen einen direkteren Weg zurück zum Lager als den Hinweg und hatten die ganze Zeit einen guten Elefantenpfad, sodass wir vor Sonnenuntergang dort ankamen. Das Nashornfleisch war schon vor langer Zeit hineingetragen worden. Suaheli haben ein dummes Vorurteil gegen das Essen von Elefantenfleisch und sind töricht genug, Nashorn vorzuziehen. Einige meiner Embe-Freunde von gestern waren wiedergekommen und sagten, es gäbe noch mehr Elefanten in der Nachbarschaft. Insgesamt sahen die Dinge hoffnungsvoller aus, als sie es bisher auf dieser Reise getan hatten; der einzige Wermutstropfen waren jene furchtbar wunden Fersen, wegen derer ich heute Qualen litt; denn gerade jetzt fußkrank zu werden (zum ersten Mal seit dem Verlassen der Küste), war ein echtes Unglück. Ich beschloss, das Lager an den kleinen Bach zu verlegen, den wir auf dem Weg zum

Elefantenbusch überquert hatten, um günstiger gelegen zu sein, um die Stoßzähne herauszuhacken und nach weiteren Elefanten zu suchen.

Am nächsten Morgen war ich trotz Regens gegen 4 Uhr morgens auf, und als es einigermaßen hell war, hatten wir gepackt und waren startbereit. Ich ließ meinen Kapita und ein halbes Dutzend Träger in diesem Lager zurück, um zu versuchen, etwas Elfenbein zu handeln. Ich hatte ihn hauptsächlich zu dem Zweck mitgebracht, eine Menge Waren zu tauschen, mit denen ich mich unklugerweise belastet hatte und die sich sowohl als großes Ärgernis wie auch als wenig nützlich erwiesen. Ich war froh, ihn zurückzulassen, da mir die Art und Weise nicht gefiel, wie er meine Verhandlungen mit den Eingeborenen führte. Mein Führer von gestern (der uns auf dem Rückweg eingeholt hatte) und ein weiterer Eingeborener begleiteten uns. Ich ging zur Quelle des kleinen Baches, den wir am Vortag überquert hatten (wobei ich unterwegs kein Wild sah), wo sich ein sehr angenehmer, praktischer und malerischer Platz für mein Lager befand, unter einem prächtigen alten, flachkronigen Dornbaum mit weitausladenden horizontalen Ästen, der auf einer kleinen Anhöhe über dem Bach wuchs. Der Baum spendete Schatten; seine gewaltigen Glieder waren höchst praktisch, um Dinge darauf abzulegen — eines bildete zudem einen bequemen Sitz; er bot sich geradezu an für die Errichtung eines erstklassigen Bomas von passender Größe für uns, indem man einfach dornige Zweige rundherum unter den herabhängenden Enden seiner schirmförmigen Krone aufschichtete; und alles in allem war das Lager eines der schönsten, das ich je hatte, da das umliegende Land recht offen war und das Gras kurz und zu jener Zeit grün.

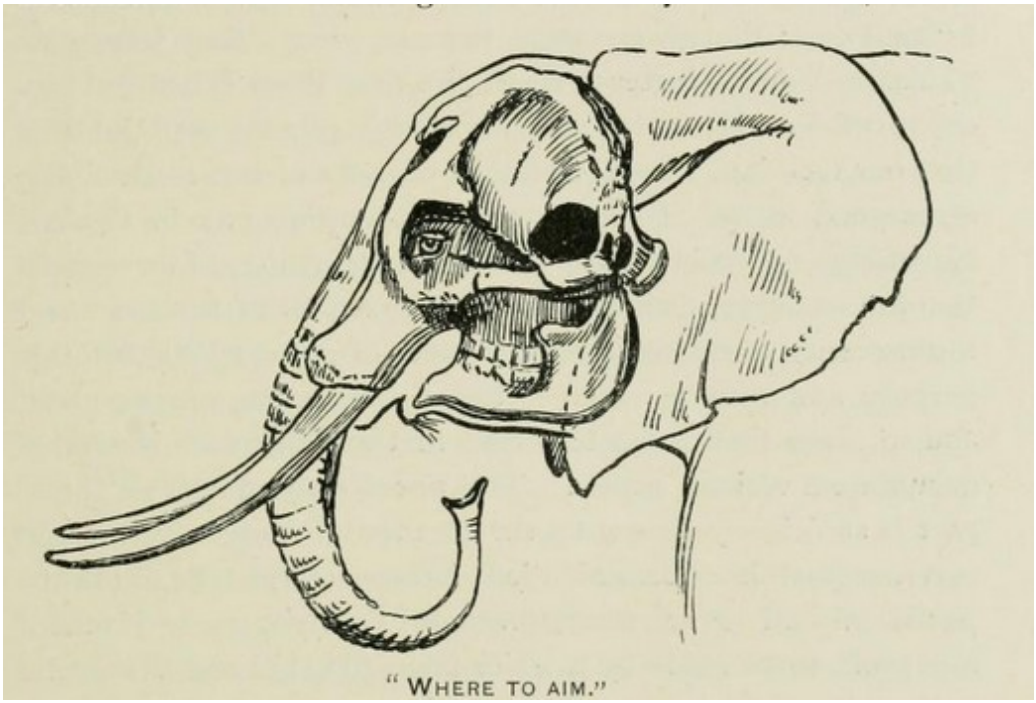
Ich ließ die Hälfte meiner Männer im Lager, um das „Boma“ zu bauen, und ging mit den übrigen weiter, um die Stoßzähne meiner drei Elefanten vom Vortag herauszuhacken, in der Absicht, auch nach anderen zu suchen. Unterwegs trafen wir einige Eingeborene aus den nahen Kraals: Sie waren höchst freundlich in ihren Grüßen und hießen mich als Befreier willkommen, da ich die Elefanten schoss, die ihre Ernten zerstören und deren Plünderungen sie mit den Überfällen der Masai vergleichen. Dies ist der Distrikt namens Mthara, jener Stamm, der gegen Chanler kämpfte. Ihre Erfahrung mit den Folgen eines Angriffs auf den weißen Mann schien sie gelehrt zu haben, ihn zu respektieren, und sie mit dem Wunsch beseelt zu haben, ihn sich zum Freund zu machen; so empfingen sie mich mit offenen Armen. Wir unterhielten uns mit ihnen, und sie erzählten uns, dass die Elefanten nicht weit entfernt seien, und gingen los, um bei denen, welche die Felder Tag und Nacht bewachten, Informationen über ihren heutigen Standort einzuholen. Später traf uns einer von ihnen wieder mit der Nachricht, dass ein großer Elefant in der Nähe sei und fünf andere nicht weit davon entfernt. Wir gingen mit ihm weiter, am Sumpf von gestern vorbei und zu einem zweiten, größeren. Doch eine Anzahl von Eingeborenen war nun herbeigekommen (die zweifellos von der Ankunft des weißen Mannes erfahren hatten) und schrie überall herum, und natürlich hatten die Elefanten das Weite gesucht.

Ich litt wieder Qualen wegen meiner Füße, und da es inzwischen nach Mittag war und die Elefanten für diesen Tag aufgeschreckt worden waren, beschloss ich, zum Lager zurückzukehren. Auf dem Rückweg sah ich einige Impalas, von denen ich eines schoss. Am Abend kamen einige meiner neuen Freunde aus Mthara und brachten mir Geschenke in Form von Bananen, Tabak und einheimischem Bier. Wir hatten ein zufriedenstellendes Gespräch, und ich versprach, am folgenden Tag im Lager zu bleiben, um ein „Shauri“ mit ihren Anführern abzuhalten und ihr „Blutsbruder“ zu werden, wenn sie es wünschten. Diese Ruhepause kam mir auch wegen meiner aufgescheuerten Füße gelegen. Ich gab meinen Besuchern natürlich kleine Geschenke.

Dementsprechend ging ich am nächsten Tag nicht aus. Eine Anzahl der „Ältesten“ von Mthara sowie viele junge Männer kamen und brachten kleine Gaben an Nahrungsmitteln mit. Ich hielt ein großes „Shauri“ mit ihnen ab, und sie schienen sehr wohlwollend

gestimmt. Natürlich versuchten sie zuerst mich dazu zu bringen, etwas in Form von „Hongo“ oder Tribut lockerzumachen, wie es Suaheli-Händler für das Privileg zu zahlen pflegen, jeden Distrikt betreten zu dürfen, obwohl sie diesen speziellen Teil wegen des schlechten Rufs der Eingeborenen überhaupt nicht besuchen; aber ich sagte ihnen klipp und klar, dass ich dem nicht zustimmen könne, da dies nicht der Brauch des weißen Mannes sei. Ich sagte, dass jegliche Geschenke, die ich geben möge, aus meinem eigenen freien Willen erfolgen müssten; Forderungen könne ich nicht berücksichtigen. Ich wolle Elefanten schießen: Wenn sie wünschten, dass diese geschossen würden, wäre ich für ihre Hilfe und Führung dankbar. Andererseits, wenn sie nicht wünschten, dass ich in der Nähe ihrer Gärten jage, nun gut; es gäbe Elefanten anderswo und Eingeborene, die darauf brannten, dass ich ginge und sie schösse: Nichts würde ich für die Erlaubnis zur Jagd bezahlen. Sie gaben sofort nach und sagten, sie würden mich bereitwillig führen und dass der gesamte Stamm — alte Männer, junge Männer, Frauen und Kinder — höchst begierig darauf sei, mich sich zum Freund zu machen, und sie möchten die Freundschaft durch das Schließen einer „Blutsbrüderschaft“ mit mir besiegeln. Ich willigte ein; und nach vielem Verhandeln wurde vereinbart, dass ich am nächsten Tag hier warten und die Zeremonie förmlich mit ihnen vollziehen sollte. Die Vereinbarung kam mir gelegen, da ich absolut nicht jagdfähig war und wusste, dass ich mich nur für eine viel längere Zeit außer Gefecht setzen würde, sollte ich versuchen, wieder zu gehen, bevor frühestens der übernächste Tag angebrochen war. Insgesamt — obwohl die Verzögerung quälend war angesichts der Elefanten in nächster Nähe, wie berichtet wurde, und mein Fußkrankwerden genau zu der Zeit, als mein Glück sich nach so langer Zeit der Geduld und Enttäuschung zum Guten gewendet zu haben schien, wahrlich herzzerreißend war — schienen sich die Dinge günstig zu entwickeln, und ich hatte große Hoffnungen auf vorteilhafte Ergebnisse in naher Zukunft.

Am nächsten Tag wurde die große Zeremonie des „Blutessens“ vollzogen. Während der gesamten Prozedur musste ich in einem Sumpf sitzen, eingezwängt zwischen zwei sehr ungewaschenen Wilden, was ein Bad und einen Kleiderwechsel unmittelbar danach erforderlich machte. Es ist eine sehr unangenehme Prüfung, aber ich hielt tapfer durch, sehr zur Zufriedenheit der bewundernden Mengen von Wilden. Ich gab vielen kleine Geschenke und etwas größere meinen beiden neuen „Brüdern“ (Söhnen der wichtigsten Anführer des Stammes) und erhielt zahlreiche Kalebassen mit recht gutem, wenn auch dickflüssigem einheimischem Bier usw. Diese Leute blieben dem Bund gegenüber immer loyal, und mein älterer Bruder „Ndaminuki“ ist mir und den Meinen viele Male von großem Nutzen gewesen, wie auch später auf mein Betreiben hin einem deutschen Reisenden, Dr. Kolb. Alles verlief zufriedenstellend, und es wurde vereinbart, dass mir am folgenden Morgen die Einstände der Elefanten gezeigt werden sollten, von denen sich eine Herde noch immer in dem an das Kulturland angrenzenden Busch aufhalten sollte. Meine Füße waren immer noch sehr wund, aber ich fühlte, dass ich irgendwie gehen müsse.



"WHERE TO AIM."

Nachdem wir am nächsten Tag früh aufgebrochen waren, trafen uns einige der Eingeborenen nahe der Felder, ganz in der Nähe der Stelle, wo ich die drei Elefanten geschossen hatte. Einige waren in jener Nacht in den Ernten gewesen. Wir folgten ihrer Fährte durch den angrenzenden Waldstreifen, in dem sich die Sümpfe befanden, die wir zuvor gesehen hatten, und hinaus in das kürzere Buschwerk dahinter nach Westen. Sie waren in Richtung des Kenia gezogen (der nur eine vergleichsweise kurze Strecke entfernt war), offenbar auf Nahrungssuche. Leider waren ich und mein Tun eine Quelle solchen Interesses für die Bewohner der Nachbarschaft, von denen wenige jemals einen weißen Mann gesehen hatten, dass Scharen von ihnen uns gefolgt waren und wir allmählich eine richtige Versammlung bildeten. Sie waren ein großes Ärgernis, da sie kaum eine Vorstellung von der Jagd haben; es war schwierig sie ruhig zu halten, und insgesamt waren sie sehr im Weg, aber ich musste sie wohl oder übel dulden.

Nachdem wir eine beträchtliche Strecke durch Buschwerk gezogen waren, das offen genug war, um leicht durchschritten zu werden, wurde bei der Annäherung an einen kleinen Bach eine einzelne Elefantenkuh ausgemacht, die daneben stand. Auf unserer Seite war offenes Gelände, aber jenseits eher dichter Busch. Ich machte einen Bogen, um den Wind günstig zu bekommen und Deckung zu haben. Glücklicherweise hatte sich das Gro der einheimischen Zuschauer auf eine Anhöhe in einiger Entfernung begeben, von wo aus sie über den Busch blicken konnten, um zu sehen, ob sie den Standort der Elefanten entdecken könnten, und die ein oder zwei, die bei mir geblieben waren, ließ ich nun zurück. Nachdem ich den Bach zweimal überquert hatte, kam ich ganz nah an die Kuh heran, die im Wasser stand und an Bäumen fraß, die am Ufer wuchsen. Sie watete auf mich zu, und ich streckte sie mit einem Schläfenschuss nieder; und als sie wieder aufstand, obwohl sie offensichtlich im Begriff war tot umzufallen, ging ich sicher, indem ich ihr mit dem „Krüppel-Stopper" durch das Herz schoss, und der Bach, in dem sie lag, färbte sich buchstäblich rot. Ihre Stoßzähne waren etwa so wie die der drei vorherigen.

Keine anderen Elefanten waren in Sicht, aber wir konnten die Eingeborenen sehen, die ihre Position (wie oben erwähnt) auf einer Anhöhe eingenommen hatten und uns aufgeregt winkten, also gingen wir auf sie zu — leider, wie sich herausstellte. Bevor wir sie erreichten, sahen wir, worauf sie blickten, nämlich eine lange Reihe von Elefanten, die direkt auf die Stelle zukamen, wo ich gerade den ersten geschossen hatte. Es hatte sich eine ganze Menge Eingeborener auf der Anhöhe versammelt, um sie zu beobachten,

völlig ungeachtet der Tatsache, dass sie direkt im Wind standen. Ich machte mich so schnell wie möglich zurück, aber da die Elefanten bereits unseren Wind bekommen hatten, war ich zu spät, um sie abzufangen, da sie schnell unterwegs waren. Hätte ich es nur gewusst und wäre geblieben, wo ich war, hätte die gesamte Herde direkt an mir vorbeiziehen müssen. Sie hielten direkt auf ihre Festung zu, den Waldstreifen nahe den „Shambas" (Feldern), und wir folgten ihrer Fährte so schnell wie möglich. Erst als sie nahe an dichter Deckung waren, sichteten wir jedoch wieder das Ende der Herde. Ich kletterte auf einen Baum, um sie sehen zu können, und konnte zwei oder drei in eher offenem Gelände stehen sehen, eine davon eine große Kuh mit Stoßzähnen, die lang und stark gekrümmt schienen. Auf diese zuhaltend, die seitlich stand und einen perfekten Schuss bot, kam ich gerade an sie heran, als ein elender Eingeborener, der mir gefolgt war, trotz meiner verzweifelten Zeichen direkt in den Wind rannte, um hinter einen dichten Busch zu gelangen, den er als sicheren Rückzugsort auserkoren hatte. Das Ergebnis war natürlich, dass die Elefanten seinen Wind bekamen und davonmachten, bevor ich einen Schuss auf das von mir gewählte Opfer abgeben konnte. Im Laufen jedoch konnte ich nicht widerstehen, ihr einen Schuss von hinten zu geben; und direkt vor uns stand eine andere für einen Moment seitlich, etwa fünfzig Yards entfernt, offenbar um zu sehen, was mit ihrem Hintertreffen los sei, die ich auf der Stelle fällte (Schläfenschuss). Diese Letzte hatte recht hübsche Zähne für „Kalasha" (Kuh-Elfenbein).

Nachdem ich ihren Schwanz abgeschnitten hatte, folgten wir erneut der Fährte der Herde, die nun in ihren bevorzugten Einstand gewechselt war. Dieser Waldstreifen besteht aus Hainen sehr großer „Fieberbäume" und anderer Arten (einige von gewaltigem Ausmaß), mit einem Unterholz aus dichtem, blattreichem Dschungel, der stellenweise sehr hoch und dickichtartig, an anderen Stellen niedriger ist und einige mehr oder weniger offene Plätze aufweist. Die Fährte führte durch einige der dichtesten und dunkelsten Abschnitte; manche Stellen waren so schlimm, dass man nicht weiter als ein oder zwei Yards sehen konnte und nur vorankam, indem man sich mühsam durchkämpfte, sich bückte oder gar auf der Spur entlangkroch, während sich das Gebüsch hinter den vorbeigezogenen Elefanten wieder schloss. Ich wunderte mich, dass sie dort nicht anhielten, war aber froh darüber. Es dauerte lange, bis wir wieder an welche herankamen. Sie hatten sich getrennt und waren im Busch in verschiedene Richtungen auseinandergestoben, was die Fährte verwirrend und das Verfolgen zeitweise mühsam machte. Schließlich bekamen wir jedoch wieder einige zu Gesicht; aber bevor ich eine gute Gelegenheit erhielt, brachen sie auf, und ich konnte nur einen flüchtigen Schuss auf ein Tier abgeben, das zwar ins Taumeln geriet, aber weiterzog. Doch direkt vor uns gelang mir ein weiterer Schläfenschuss auf einen jungen Bullen, den ich glücklicherweise auf der Stelle streckte. Da er noch nicht ganz tot schien, gab ich ihm eine weitere Kugel in den Kopf, obwohl ich glaube, dass dies unnötig war; es ist jedoch besser, sicherzugehen, wenn auch nur der geringste Zweifel besteht.

Es war inzwischen Nachmittag; aber wir folgten weiter, da die Elefanten im Wald blieben (der nicht von großer Ausdehnung war). Sie waren in kleinen Trupps von wenigen Tieren versprengt, bewegten sich umher, blieben dann stehen und lauschten, bis sie erneut aufgeschreckt wurden. Schließlich, als ich schon daran dachte aufzugeben und wir uns nahe dem Rand des Dschungels befanden, hörten wir das tiefe Grollen aus dem Inneren eines Elefanten; und kurz darauf erblickte ich die Stirn eines Tieres zwischen zwei großen, buschigen Sträuchern. Ich schlich mich bis auf etwa ein Dutzend Yards oder etwas mehr heran, um einen Blick auf die Schläfe zu erhaschen; doch obwohl ich nicht genug von ihr sehen konnte, hatte sie ihr Auge auf die Lücke gerichtet und konnte mich sehen, denn plötzlich kam sie mit erhobenem Rüssel und schreiend im Laufschritt direkt auf mich zu. Es war keine Zeit zu verlieren; da ihre Brust durch das niedrige Buschwerk zwischen uns verdeckt war, jagte ich ihr den rechten Lauf in den Kopf, sprang sofort zur Seite und duckte mich in der Absicht, unter der Vegetation abzutauchen. Aber sie brach

zusammen, nachdem sie bis auf sechs Schritte (später abgeschritten) an meinen Standort herangekommen war. Da ich mich daran erinnerte, dass die vorige unter ähnlichen Umständen entkommen war, und wusste, dass sie nur betäubt sein konnte, war ich diesmal auf der Hut; und als sie sich erhob (da sie sich beim Fallen herumgedreht hatte), gab ich ihr den zweiten Lauf ins Ohr, noch bevor sie richtig auf den Beinen war. Das streckte sie endgültig und mausetot nieder; ihre Beine zuckten in die Luft, während sie überrollte und das Blut aus ihrem Ohr strömte. Dies war der zufriedenstellendste Schuss, den ich abgegeben hatte; und unter den gegebenen Umständen fühlte ich mich verständlicherweise sehr mit mir im Reinen. Sie hatte recht lange, gekrümmte Stoßzähne, die sich an den Spitzen kreuzten (44 Pfund das Paar). Bei der Untersuchung stellte ich fest, dass dies jener Elefant war, den ich kurz vor dem Eintritt der Herde in den Wald von hinten verwundet hatte: Ohne Zweifel war sie deshalb so bösartig.

Da es nun spät war, hielt ich den Zeitpunkt für angemessen, um Schluss zu machen, und schlug den Weg zum Lager ein. Später bedauerte ich es, nicht so lange weitergemacht zu haben, wie es noch Tageslicht gab; denn ich hörte (was ich zu dem Zeitpunkt nicht wusste), dass ein großer Bulle, von dem man mir gesagt hatte, er sei in der Herde, den ich aber nicht gesehen hatte, von einem meiner Begleiter genau in dem Moment gesichtet worden war, als ich den letzten Elefanten schoss. Man sollte niemals aufgeben, solange noch die Chance auf einen weiteren Erfolg besteht, wenn man auf Elfenbeinjagd ist. Dennoch hatte ich für diesen Tag nicht schlecht abgeschnitten: Obwohl meine Zähne nicht riesig waren, waren es schöne „Kalashas“ und von einer besseren Durchschnittsgröße als die, die ich zwei Tage zuvor erbeutet hatte. Auch meine Männer waren sehr erfreut und jubelten, dass sich unser Blatt gewendet hatte und wir endlich wirklich gute Arbeit leisteten. Die Elefantenjagd in Ost-Äquatorialafrika rentabel zu machen, ist kein leichtes Unterfangen; die Kosten einer Expedition sind so hoch wegen der enormen Transportkosten und der Notwendigkeit, eine große Anzahl von Trägern sowohl für diesen Zweck als auch zur Sicherheit mitzunehmen; zudem sind die Entfernungen so gewaltig, und so viel Zeit wird durch das Reisen und unvermeidliche Verzögerungen aus verschiedensten Gründen vergeudet. Die Unwägbarkeit des Transports mit Tieren zeigt sich hinreichend in der Tatsache, dass mir von über zwanzig Packeseln nur ein einziger Überlebender geblieben war (und auch dieser starb später)! Was den Handel betrifft, so ist an keinem Ort, den ich bisher erreicht habe, für einen weißen Mann Profit zu machen; Suaheli- und Wakamba-Händler haben das Geschäft verdorben. Überdies ist der Elfenbeinhandel ein mühseliges, kleinteiliges Verfahren, das viel besser zum Naturell der Suaheli als zu dem der Engländer passt; besonders in einem Klima, in dem Aktivität (nach meiner Erfahrung) das Wesentliche zur Erhaltung der Gesundheit ist, während Stillstand Fieber bedeutet.

Am nächsten Tag hackten wir die Stoßzähne heraus. Natürlich waren die Elefanten verschwunden. Ich versuchte Informationen darüber zu erhalten, wohin die Herde gezogen war, und es wurde berichtet, dass sie einem Bach gefolgt sei, der durch den Wald floss, in dem ich sie gefunden hatte, und zwar in Richtung des Gwaso Nyiro Flusses; also beschloss ich, mich am nächsten Tag erneut auf die Suche zu machen, ungeachtet dessen, dass meine Füße immer noch sehr wund waren und ich an einem Anflug von Fieber litt, hervorgerufen durch die Schmerzen und die daraus resultierenden unruhigen Nächte. Auf dem Rückweg zum Lager schoss ich an jenem Tag ein weiteres Impala in dem bereits beschriebenen, merkwürdig gestreiften Buschwerk. Einer dieser Böcke, der zwischen den rot-rindigen Mimosenstämmen stand, war sehr schwer auszumachen, so exakt stimmte seine Farbe mit diesen Bäumen überein. Die Impalas in diesem Teil Afrikas scheinen viel weiter ausladende Hörner zu haben als jene im Süden. Sie sind nirgends auch nur annähernd so zahlreich, wie sie es früher in den Teilen Südostafrikas waren, in denen ich vor Jahren jagte. Entlang der Flüsse Umbuluzi, am unteren Komati, Crocodile und Sabi traf man sie früher in gewaltigen Herden an; aber in Zentralafrika sind die Herden immer

vergleichsweise klein und treten viel seltener und in größeren Abständen auf, obwohl sie hier sehr viel weniger behelligt werden.

Aufgrund der Nachricht über die Richtung, in die sich die Elefanten zurückgezogen hatten, machte ich am nächsten Tag eine weite Runde durch das Tiefland in der Hoffnung, ihre Fährte zu kreuzen; aber der Bericht erwies sich als falsch, sodass ich meinen Marsch umsonst gemacht hatte, abgesehen davon, dass ich ein weiteres Impala zugunsten einiger Eingeborener schoss, die bei mir waren.

NATIVE GIRLS AND WOMEN OF TRIBES NEAR THE FOOT OF MOUNT KENIA.

(From a Photograph by Dr. KOLB.)

Obwohl ich eine Ruhepause dringend nötig hatte — sowohl wegen meiner Füße als auch wegen meines allgemeinen Gesundheitszustands —, machte ich mich am nächsten Morgen sehr früh mit einem Eingeborenen aus Mthara auf die Suche, da dieser berichtet hatte, Elefanten befänden sich in einem anderen Waldstück jenseits desjenigen, in dem ich meine erlegt hatte, und er eigens im Lager geschlafen hatte, um mich dorthin zu führen. Der Ort war dem anderen sehr ähnlich, wenn auch von geringerer Ausdehnung und ebenfalls mit einem Sumpf darin. Die Elefanten waren jedoch nicht dort; aber die Fährte vom Vortag zeigte, dass unser Führer uns nicht getäuscht hatte. Wir gingen noch ein langes Stück weiter auf der Suche nach ihnen, ließen den nächsten Distrikt (genannt Janjai) zu unserer Linken liegen und gelangten nahe an die Ausläufer des Kenia. Wir fanden viele frische Fährten und schließlich auch solche von der vergangenen Nacht, aber es war bereits zu spät am Tag, um ihnen bei einer solchen Entfernung vom Lager noch zu folgen, zumal es sich um offenen Busch handelte und sie uns daher wahrscheinlich auf eine lange Jagd geführt hätten. Dennoch schaute ich mir das Land gut an und gewann Informationen, die wahrscheinlich von Nutzen sein würden. Ich sah während des Tages drei Giraffen mit einer kleinen Herde Zebras und ein Paar Nashörner, versuchte aber nicht auf irgendetwas zu schießen (obwohl eines der Letzteren mit einem recht schönen Horn mir eine verlockende Chance bot), da es weit vom Lager entfernt war und ich nicht durch das Warten auf meine Männer, die Fleisch brauchten, aufgehalten werden wollte, um ein Tier abzuhäuten und zu zerlegen. Dies war ein langer, harter Tag, und ich fühlte, dass ich eine Pause einlegen musste, da meine Füße in der Nacht sehr schmerzhaft waren: Am folgenden Tag blieb ich also tatsächlich im Lager.

Sehr viele meiner Freunde aus Mthara kamen in mein Lager, um ein *Shauri* abzuhalten (*Schow-rie* wird es ausgesprochen), wie die Suaheli ein Palaver nennen, entsprechend dem südafrikanischen „Indaba“. Das *Shauri* ist eine große Institution in Zentralafrika, und ich habe weiße Männer erlebt, die eine regelrechte Leidenschaft für das Abhalten von *Shauris* entwickelten; ich für meinen Teil finde sie langweilig, wenngleich man ihnen nicht gänzlich entkommen kann. Eines dieser Gespräche drehte sich in diesem Fall um einen Elefanten (einen von mir verwundeten), von dem mir berichtet worden war, er sei gefunden worden; aber es stellte sich heraus, dass es ein Irrtum war, der aus einer mangelhaften Dolmetscherleistung resultierte. Ich musste versprechen, am nächsten Tag zu den Kraals zu kommen, um „meinen Vater“ zu besuchen (das heißt den Vater meines neuen „Blutsbruders“), wohin mich die jungen Männer eskortieren sollten. Am Nachmittag, als Abwechslung zur Monotonie eines ganzen Tages im Lager und teilweise um diesen mühseligen „Shauris“ zu entkommen, schlenderte ich hinaus, um nach Impalas zu suchen, da ich wusste, dass einige ganz in der Nähe waren und Fleisch gebraucht wurde; es gelang mir, drei zu schießen.

Mein Besuch in den Kraals war ganz und gar nicht interessant. Die Hütten sind klein, unordentlich und schmutzig, genau wie ihre Besitzer. Ich hatte eine Unterredung mit einem blinden alten Mann (dem Vater meines Bruders) und wurde lange Zeit hingehalten, während meine Verwandten ihr unvermeidliches „Shauri“ abhielten; schließlich wurde mir jedoch ein Schaf übergeben und das Versprechen gegeben, dass Männer mit mir zur Jagd am Fuße des Kilimara gehen würden, woraufhin man mich meiner Wege ziehen ließ.

Da diese Eskorte erst am übernächsten Tag kommen sollte und ich es für besser hielt, auf sie zu warten, damit ich durch meine Freunde beim benachbarten Stamm der Janjai (von dem man mir gesagt hatte, er sei Reisenden gegenüber wahrscheinlich feindselig gesinnt) eingeführt würde, beschloss ich, am nächsten Tag für meine Männer zu jagen, und ging zu diesem Zweck früh aus. Ich folgte dem kleinen Bach, der nahe meinem Lager entsprang, eine Strecke weit flussabwärts und schlug dann die Richtung querfeldein zu einigen Koppies ein, die wie jene auf der anderen Seite der Kette kleine Krater sind — einige fast perfekt erhalten. Doch bevor ich weit kam, sah ich drei Nashörner im Offenen fressen: eine Kuh mit einem halbwüchsigen Kalb und ein Stück entfernt einen Bullen. Ich umging sie zur Leeseite hin und pirschte den Bullen an, wobei ich einen winzigen Busch zwischen uns hielt; dann setzte ich mich nieder und wartete, bis er mir eine günstige Gelegenheit bot. Das tat er bald, indem er sich langsam quer zu meiner Position bewegte, woraufhin ich ihm einen Schuss hinter das Blatt gab. Er lief eine kurze Strecke und blieb einen Moment stehen, aber Blut, das aus Nase und Maul trat, zeigte, dass es um ihn geschehen war, und er brach bald zusammen. Da ich einen guten Vorrat an Fleisch sichern wollte, der meinen Männern einige Zeit vorhalten sollte (denn sie erhielten von anderem Proviant nur halbe Rationen), und die Nashörner noch nicht beunruhigt waren, wandte ich meine Aufmerksamkeit nun der Kuh zu. Ich wendete bei ihr eine ähnliche Taktik an, hielt ein junges Dornbäumchen vor mich und gab ihr einen genau gleichen Schuss mit exakt demselben Ergebnis. Das Junge wollte ich ziehen lassen, da es alt genug war, um für sich selbst zu sorgen; aber da es nicht weglaufen wollte und, als wir vorgingen, Anstalten machte angriffslustig zu sein — und da es so groß wie ein stattlicher Ochse war, hätte es unangenehm werden können —, schoss ich es ebenfalls. Ich ließ alle verfügbaren Hände kommen, um das Fleisch hereinzutragen, und da es nur ein kurzer Weg zum Lager war, wurde nichts davon verschwendet, und es bescherte meinen Männern einen guten Vorrat an Biltong. Ich selbst legte damals auf keinen Teil eines Nashorns Wert außer auf die Zunge, die sehr gut ist, wenn sie gründlich gekocht wird; aber Suaheli betrachten die Leber als große Delikatesse und erfreuen sich an dem öligen Fett. Letzteres fand ich, zusammen mit dem Elefantenfett, von dem ich nun einen guten Vorrat hatte, nützlich für meine improvisierte Talglampe (hergestellt aus einer Butterdose), da mir die Kerzen ausgingen.

Ich kletterte auf einen der Koppies in der Nähe, um das Land zu überblicken, und hatte eine feine Aussicht rundherum. Da es sehr offen war, konnte ich alles über eine weite Distanz sehen und machte sechs oder sieben weitere Nashörner in Sichtweite sowie ein Paar Giraffen aus, aber kein anderes Wild außer ein paar vereinzelten Grant-Gazellen. Auf dem Rückweg zum Lager traf ich einen der Eingeborenen aus Mthara, der mir sagen wollte, dass zwei oder drei Elefanten in dem Busch seien, wo ich die anderen geschossen hatte. Es war jedoch zu spät, um an jenem Tag noch hinter ihnen her zu gehen; also vereinbarte ich, am nächsten Morgen sehr früh aufzubrechen, und er versprach, mich unterwegs zu treffen.

KAPITEL III

LAGERN AM MOUNT KENIA

Ein gutes Nashornhorn — Ein neuer Feldzug — Vorteil des Kopfschusses — Aufregende Begegnung — Von Bienen angegriffen — Ein Glückstag — Elf Elefanten getötet — Der Dschungel am Kenia — Reichtum an Schmetterlingen — Ein Kratersee — Flusspferde — Rückkehr nach Mthara — Aufbruch zum Gwaso Nyiro Fluss — Anzeichen von Elefanten — Die Enttäuschung eines Jägers — Leiden unter Durst — Begegnung mit Löwen — Nashörner — Kindliche Pietät — Versand von Elfenbein — Rückkehr nach Laiju — Ein gewagtes Unternehmen — Feindselige Eingeborene.

Dementsprechend war ich unterwegs, sobald es hell wurde; aber da der Führer uns nicht getroffen hatte, bis wir den ersten Sumpf erreichten, der direkt in dem bereits beschriebenen Wald lag, setzte ich mich nieder um zu warten, während einer meiner Männer losging, um ihn in seiner Shamba aufzusuchen, die nicht weit entfernt war. Da ihre Felder so nah am Einstand der Elefanten lagen und Letztere so gerne nachts Verheerungen in den Ernten anrichteten, pflegten die Besitzer dort in Hütten zu schlafen, die auf sehr hohen Pfählen oder in den Ästen eines großen Baumes errichtet waren, von wo aus sie Wache hielten und durch Schreien versuchten, die Plünderer zu verscheuchen. Wir mussten einige Zeit warten, und da ein kalter Wind blies, war es so früh am Morgen eher ungemütlich; aber ich vertrieb mir die Zeit, indem ich durch mein Glas das drollige Verhalten einiger Paviane beobachtete, die in einer Reihe saßen und versuchten, sich in der Sonne auf der anderen Seite des Sumpfes zu wärmen, wo ihre ersten Strahlen gerade hingelangt waren. Während ich so beschäftigt war, lenkte einer meiner Männer meine Aufmerksamkeit auf eine Nashornkuh mit einem halbwüchsigen Kalb am Hang direkt oberhalb, wo das Gelände offen war und nur vereinzelte Sträucher standen. Da wir sehen konnten, dass sie ein sehr schönes Horn hatte, beschloss ich, mich während der Wartezeit damit zu beschäftigen, hinter ihr her zu gehen. Ich pirschte mich nahe heran, und als ich eine gute Lücke fand, gab ich ihr einen Schuss an die übliche Stelle. Sie lief davon, blieb aber bald stehen, und da ich sichergehen wollte, gab ich ihr den zweiten Lauf (obwohl er eigentlich nicht nötig gewesen wäre) ebenfalls an die richtige Stelle. Sie lief dann nur noch wenige Yards weiter und brach zusammen. Ihr Horn war weitaus prächtiger, als ich sogar beim Betrachten durch das Glas gedacht hatte. Es mass volle vierzig Zoll über die Krümmung und war wunderschön verjüngt und symmetrisch. Dies war nicht nur bei Weitem das längste, das ich je geschossen hatte, sondern beträchtlich länger als jedes andere (dieser Art angehörige), das ich die Gelegenheit hatte zu messen; fünfunddreißig Zoll waren bis dahin das beste Maß gewesen, das ich selbst verifiziert hatte. Letzteres war ein viel geraderes und dickeres gewesen, offenbar von einem Männchen. Ich bedauerte es nun nicht mehr, zum Warten gezwungen gewesen zu sein. Da es in Bezug auf die Nashörner dieses Teils Afrikas einige Punkte zu geben scheint, über die Meinungsverschiedenheiten bestehen (nach Briefen zu urteilen, die zu verschiedenen Zeiten im *Field* zu diesem Thema erschienen sind, sowie nach Bemerkungen, die ich

gehört habe), werde ich später versuchen, mein Scherflein zu den Informationen über dieses Thema beizutragen, als Ergebnis meiner eigenen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen.

Aber lassen Sie mich zuerst den Bericht über das Tagewerk beenden, das ein außergewöhnlich glückliches werden sollte. Nachdem ich Männer zum Lager zurückgeschickt hatte, damit sie kommen und das Fleisch hereinholen sollten, mit dem Befehl, es zu zerlegen und für den zukünftigen Gebrauch zu trocknen, gingen wir weiter, da der Führer nun aufgetaucht war. Es schien, dass die Elefanten, von denen berichtet worden war, sie befänden sich gestern in diesem Einstand, nicht geblieben waren, und es waren auch jetzt keine da; tatsächlich war kaum zu erwarten, dass diese intelligenten Tiere hier verweilen würden, während die Kadaver ihrer Artgenossen hier und da durch den Wald verstreut lagen. Also gingen wir zum nächsten Waldstück weiter, wo sich ein anderer Sumpf befand. Nachdem ich diesen durchsucht hatte, ohne eine frische Fährte zu finden, zögerte ich, ob ich erneut bis zum Janjai-Tal ausharren oder zum Lager zurückkehren sollte; da aber ein Eingeborener zuversichtlich war, dass wir heute dort fündig würden, drängten wir weiter. Sobald wir über den dazwischenliegenden Kamm gelangten, jenseits dessen ein weiteres breites, flaches Tal lag, ebenfalls mit Wald und Buschwerk an einen Sumpf angrenzend, während auf der fernen Seite niedrige offene Hügel mit Kraals und Feldern an ihrer Basis lagen, wurden Elefanten im Busch unter uns und nahe an seinem Rand auf unserer Seite gesichtet. Ich begann sofort mit dem Feldzug, begab mich zuerst in die Leeseite und rückte dann vorsichtig vor. Ich gelangte mühelos ganz nah heran und konnte mehrere sehen, da sie in einer höchst günstigen Position bei Bäumen standen, wo ein kleiner Platz vergleichsweise offen war, während ich durch einen Schirm von hohem Unterholz verborgen blieb. Da jedoch einer viel größer als der Rest war (offensichtlich ein kapitaler Bulle, obwohl ich seine Stoßzähne nicht sehen konnte), wartete ich, bis er mir eine Gelegenheit auf die Schläfe bot, und hatte das Glück, ihn auf der Stelle tot niederzustrecken, wobei ich eine Kuh neben ihm gleichermaßen mit dem zweiten Lauf erlegte. Schnell ladend hatte ich Zeit, eine weitere Kuh umzuwerfen, bevor sie flohen. Wenn sie auf diese Weise völlig überrascht werden, geben einem die Gefährten häufig die Chance — sofern man es nur schafft, das erste Tier auf der Stelle zu fällen —, einen zweiten Schuss anzubringen, bevor sie sich entscheiden können, was eigentlich los ist; und möglicherweise sogar, wie in diesem Fall, sollte auch dieser erfolgreich sein, noch einen weiteren. Das ist ein großer Vorteil des Kopfschusses. Wenn ein Elefant durch das Herz geschossen wird, stürmt er sofort davon, wenn auch nur für eine kurze Distanz, und schreckt dabei natürlich alle anderen mit sich auf. Ich habe jedoch festgestellt, dass man zwar ziemlich sicher sein kann, eine Kuh zu fällen, wenn man eine gute Gelegenheit bekommt, das Gehirn eines alten Bullen aber keineswegs so leicht zu erreichen ist. Der Bulle, den ich gerade geschossen hatte, war, obwohl groß (ich mass ihn am nächsten Tag so genau ich konnte und stellte seine Höhe auf etwa zehn Fuß sechs Zoll fest), ein vergleichsweise junges Tier mit (für einen Bullen) nur mäßigen Zähnen, die je 55 Pfund wogen. Ich verschwendete damals jedoch keine Zeit damit, meine Beute zu untersuchen, und gönnte mir kaum einen Blick darauf, denn wir hörten andere ganz in der Nähe; und als ich in die Richtung ging und auf einen Baum kletterte, konnte ich einen sehen. Das Unterholz war hier sehr dicht, hoch und blattreich, aber als ich ein wenig näher herankam, konnte ich gerade so ein Stück von dem Elefanten ausmachen, den ich vom Baum aus gesehen hatte. Ich schob mich mit größter Vorsicht vorwärts, um keinerlei Geräusch zu machen, die Augen fest auf ihn gerichtet, als ich plötzlich etwas hörte, das mich schnell nach links blicken ließ, um einen anderen zu erblicken, der nur wenige Yards entfernt gewesen sein muss — obwohl durch das dichte, hohe Buschwerk verborgen — und der auf mich zukam und fast auf mir war. Keine Zeit zum Zielen; alles, was ich tun konnte, war ihm den Schuss direkt ins Gesicht zu knallen, das sich direkt über mir befand, und mich in das Buschwerk hinter mir zu werfen. Ich konnte mich gerade weit genug zwischen die Stämme ziehen, um nicht zertrampelt zu werden, und das nur gerade noch

rechtzeitig, da sie (es war eine Kuh mit kleinen Stoßzähnen) dort war, wo ich im Augenblick zuvor gestanden hatte (denn mein Schuss stoppte sie nicht), und dort stehen blieb, offenbar nach mir suchend. Sie hätte mich mühelos mit ihrem Rüssel erreichen können, den ich sich umherbewegen sah, als suchte sie nach mir, ohne sich von der Stelle zu rühren; und ich erwartete jeden Moment, an einem meiner Beine herausgezerrt zu werden, die ich wegen des eng wachsenden Buschwerks nicht weiter einziehen konnte, um auf irgendeine unangenehme Weise erledigt zu werden. Als sie ein, zwei Sekunden lang dort stand, schreiend und sich wundernd, wie es schien, was aus mir geworden war, feuerte ich meinen zweiten Lauf so gut es ging auf ihr Ohr ab; aber ich befand mich in einer so misslichen Lage (auch ein bisschen aufgeregt, wie ich gestehe), dass es mir nicht gelang, ihr Gehirn zu treffen. Sie machte sich jedoch nach dem Erhalt des Schusses davon. Nun stellte ich fest, dass ich meine Patronentasche nicht am Mann hatte, und vergaß in der Aufregung des Augenblicks, was aus ihr geworden war; also eilte ich zurück zu „Squareface“ (wie ich meinen Gewehrträger nannte), der ein Stück hinter mir war, um mehr Munition zu holen. Wir suchten vergeblich nach dem Gürtel und der Tasche dort, wo ich meinen Hut auf der Flucht vor dem Angriff verloren hatte; schließlich stellte sich heraus, dass ein Idiot von einem Suaheli (einer von zwei oder dreien, die mir folgten), dem ich sie zum Halten gegeben hatte, während ich auf den Baum kletterte, sie sich selbst umgeschnallt hatte, anstatt sie mir zurückzugeben. Ich war nicht gerade voll des Lobes für ihn, da seine Dummheit zusammen mit meiner eigenen Vergesslichkeit mich das Leben hätte kosten können. Ich begann der Fährte dieser bösartigen Kuh zu folgen, obwohl nicht viel Schweiß darauf war und ich nicht glaubte, dass sie schwer verwundet sei, denn ich fühlte mich ihr gegenüber ziemlich rachsüchtig gestimmt; aber bevor wir weit gekommen waren, wurde ein anderer kleiner Trupp Elefanten unweit entdeckt, auf den ich dementsprechend zuhielt. Als ich bei ihnen ankam, gelang es mir, eine weitere Kuh mit feinen Stoßzähnen zu fällen, von denen einer quer über den anderen gewachsen war (dieser schiefe Zahn erwies sich als besonders lang und massiv, mit kaum einer Höhlung an der Basis). Der Rest rannte an den Rand des Busches und blieb auf einer leichten Anhöhe in niedrigem Gestrüpp stehen, direkt außerhalb des hohen Waldstücks. Ich folgte ihnen, und da ich eine gute Sicht auf sie hatte, streckte ich zwei mit einem Rechts-Links-Schuss nieder; und gerade als ich nach dem Laden im Begriff war, das Ganze zu wiederholen, da die anderen immer noch völlig verdutzt umherstanden, wurde ich plötzlich von Bienenschwärmen angegriffen, deren Kasten in dem Baum hing, unter dem ich stand. (Es ist die Gewohnheit der Eingeborenen, diese Bienenkästen hier und da im Busch in Bäumen aufzuhängen, um den wilden Bienen eine Behausung zu bieten, die solche bequemen Quartiere schnell in Besitz nehmen; durch dieses einfache Mittel sichern sie sich eine regelmäßige Versorgung mit Honig.) Sie stachen mich um die Augen und überall im Gesicht, an den Ohren, am Hals usw., was mich zwang, schmählich zu fliehen und die Elefanten stehen zu lassen!

Dies war ein herber Schlag und kostete mich wahrscheinlich ein Paar Elefanten. Mit den Elefanten allein wäre ich fertig geworden, aber gegen diese verstärkung durch hitzköpfige kleine Verbündete war ich sofort und hilflos zur Flucht gezwungen. Nachdem ich mich ein Stück zurückgezogen hatte, gelang es mir jedoch, den neuen Feind abzuschütteln. Ich umging die Elefanten oberhalb und kehrte zum Angriff zurück; gerade noch rechtzeitig, um einen Schuss auf ein weiteres Tier abzugeben. Doch sie waren nun in Bewegung, während ich durch meine Niederlage und die zahlreichen Bienenstiche etwas mitgenommen war. So kam es, dass mein nächster Schuss zwar eine weitere Kuh zu Boden streckte, sie aber nur verwundet war und sofort wieder aufstand. Mit dem zweiten Lauf fällte ich sie jedoch erneut und ließ sie als tot zurück. Mein Gewehr wurde nach diesen fünf Schüssen in schneller Folge richtig heiß.

Ich setzte mich nun für eine kurze Rast und einen Schluck vom breiigen einheimischen Bier nieder (sehr erfrischend und stärkend, wenn man erhitzt und hungrig ist), während

mein Gewehrträger und ich uns gegenseitig die Stacheln aus Gesicht und Hals zogen. Der zweite Träger ging derweil los, um die Schwänze der Elefanten abzuschneiden, die ich gerade geschossen hatte. Den letzten konnten sie nicht finden und brachten mir die Nachricht, er sei weg; da er aber genau unter dem Bienenbaum gefallen war, dachte ich, sie hätten sich vielleicht gefürchtet, an die richtige Stelle vorzuwagen. Ich gab keine Ruhe, bis ich erneut den Spießrutenlauf durch die immer noch wütenden Insekten antrat und mich selbst davon überzeugte, dass nur noch eine Blutlache davon zeugte, wo sie gefallen war. Ich wusste, dass es zwecklos war, ihr zu folgen, da sie offensichtlich nur betäubt gewesen war. Als mir dann berichtet wurde, dass ein Teil der Herde gerade auf der fernen Seite des Tals gesehen worden war, machten wir uns durch den Busch auf den Weg zum offenen Gelände dahinter. Doch kurz bevor wir aus dem Wald traten, stießen wir auf eine weitere kleine Gruppe, und da mein Glück anhielt, erzielte ich ein weiteres Rechts-Links — das dritte am heutigen Tag — bei einem jungen Bullen und einer Kuh. Im Weiterlaufen konnte ich noch einen Schuss auf einen kapitalen Kerl abgeben, verpatzte ihn aber irgendwie, und er entkam mit dem Rest.

Ich machte mich nun mit dem Mann auf den Weg, der mir von den anderen berichtet hatte, die er gesehen hatte; aber wir konnten sie nicht finden. Nach einiger Zeit des Suchens hielten wir auf einige Eingeborene zu, die auf einer Anhöhe in Richtung ihrer Shambas standen und deren Gesten und Winken anzudeuten schienen, dass sie Elefanten sehen konnten. Tatsächlich fanden wir beim Erreichen der Anhöhe heraus, dass eine kleine Herde in einem recht offenen Teil des Busches sichtbar war. Der Wind blies jedoch in ihre Richtung, und obwohl ich einen Umweg machte, um nicht mit dem Wind zu gehen, hatten sie bereits Gefahr gewittert, bevor ich die Stelle erreichte, und traten den Rückzug an. Ich gab einen Schuss im Laufen ab, aber das Buschwerk war zu hoch für eine freie Sicht, und es gab kein Ergebnis. Ich folgte ihnen und schickte gelegentlich einen Mann auf einen Baum, um den Dschungel zu überblicken, und fand bald heraus, wo einige wieder haltgemacht hatten. Ich kletterte selbst auf einen Baum, um ihre Position zu bestimmen, und machte sie in einer Gruppe auf einer kleinen Lichtung aus. Nachdem ich ziemlich nah herangekommen war und feststellen musste, dass das hohe Buschwerk die Sicht versperrte, erkletterte ich den abgebrochenen Ast eines großen Baumes, der zufällig in einem günstigen Winkel gegen den Stamm lehnte und mit dem Ende den Boden erreichte. Von dort oben hatte ich eine gute Sicht auf die Elefanten und wartete einige Zeit darauf, dass mir der größte eine Chance böte; aber er hielt sich beharrlich hinter den anderen versteckt, die dicht zusammengedrängt standen, und zog schließlich in hohes Gebüsch, wo er aus dem Sichtfeld verschwand. So wählte ich eine Kuh mit langen und sehr geraden Stoßzähnen, die am Rand der Gruppe stand und mir eine hervorragende Gelegenheit für einen Schläfenschuss bot; ich hatte die Genugtuung zu sehen, wie sie den Rüssel hochwarf und auf meinen Schuss hin tot umfiel. Ich hatte nun alle .577er Patronen verbraucht, die ich bei mir hatte, da ich unglücklicherweise vergessen hatte, meine Taschen vor dem Aufbruch an diesem Glückstag aufzufüllen; so griff ich auf das Martini-Henry zurück, das meine Männer mir nach oben reichten und mir danach die Patronen einzeln zuwarfen. Die Elefanten zogen ab, passierten aber diagonal meine Position und waren noch in Schussweite. Die Deckung war sehr hoch und dicht, sodass sie selbst von meinem erhöhten Posten aus verborgen waren; aber zwei standen lange genug mit sichtbaren Köpfen da, um mir eine weitere Gelegenheit zu geben, und es gelang mir, beide zu fällen. Der letzte fiel mit dem Kopf auf dem anderen zu liegen. Es stellte sich leider heraus, dass es ein junges Tier mit sehr kleinen Zähnen war, aber in solch dichtem Dschungel kann man nicht viel wählen. Ich hatte nun elf Elefanten erlegt.

NATIVES OF JANJAI DISTRICT.
(From a Photograph by Dr. Kolb.)

Die Sonne stand mittlerweile tief, sodass wir unsere liebe Not haben würden, das Lager vor Dunkelheit zu erreichen. Da ich mir nicht sicher war, wie die hiesigen Eingeborenen, vor denen man mich gewarnt hatte, gegenüber dem weißen Eindringling gesinnt sein mochten (obwohl sie, soweit ich gesehen hatte, freundlich genug wirkten), hielt ich es für klug, ohne weitere Verzögerung umzukehren. Dementsprechend ließ ich die Schwänze der letzten fünf Elefanten abschneiden — wobei ich bei einem einen kleinen Schrecken bekam, da er zuerst nicht gefunden werden konnte, sich dann aber zu meiner Erleichterung als sicher tot herausstellte — und marschierte stramm zurück zu meinem Boma. Bevor ich dort ankam, traf ich auf einige meiner Männer, die sich bei Einbruch der Dämmerung auf den Weg gemacht hatten, um nach mir zu sehen. Ich war natürlich sehr zufrieden mit meinem Erfolg, obwohl ich fand, dass ich eigentlich noch ein Paar Elefanten hätte sichern müssen, besonders den kapitalen Kerl, den ich verwundet hatte. Am Morgen hatte ich mich nicht besonders fit gefühlt, aber das war verflogen, und am Abend war ich so frisch wie nur möglich; meine Füße waren glücklicherweise auch fast wieder in Ordnung. Ich hatte insgesamt genau zwanzig Patronen verbraucht.

Ich habe vielleicht mit ermüdender Genauigkeit jedes Detail dieses Jagdtages beschrieben; aber es war ein Tag mit so außergewöhnlichen Gelegenheiten, dass es mir wert schien, alle Vorfälle ausführlich zu schildern. Ich mag hinzufügen, dass einige Zeit später Eingeborene den großen Elefanten, den ich verwundet hatte, tot auffanden. Ich erhielt schließlich die Stoßzähne zurück (wenn auch leider nicht ohne ernsthaften Ärger mit ihnen), die jeder zwischen 80 und 90 Pfund wogen.

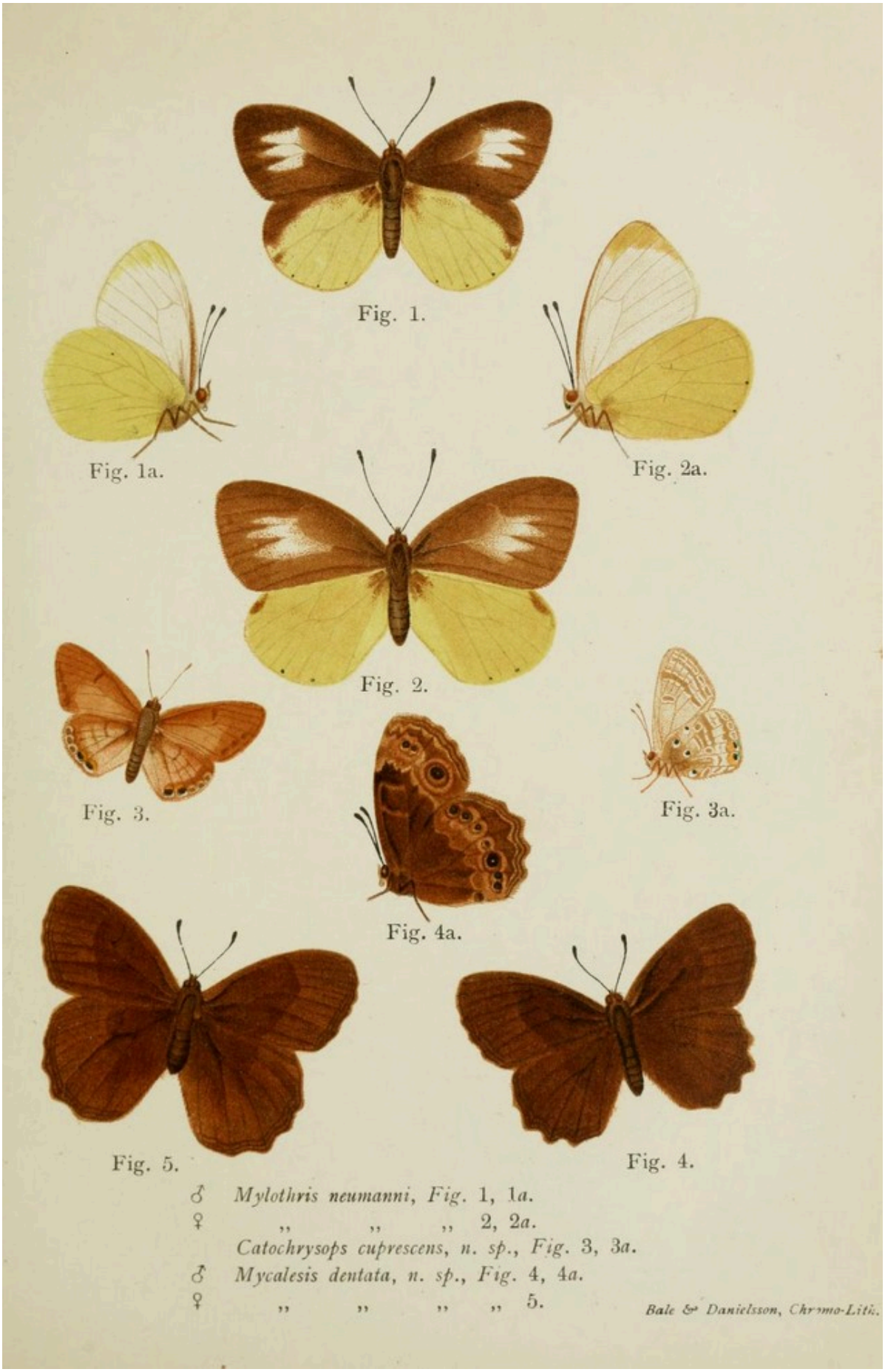
Am nächsten Tag verlegte ich mein Lager in die Nähe des Waldstücks, in dem ich so viel Glück gehabt hatte, um das Elfenbein bequemer bergen zu können (wofür meine Jungs zwei Tage brauchten), und danach an einen Bach direkt am äußersten Fuß des Mount Kenia, um in dem ausgedehnten Wald an seinen unteren Hängen zu jagen. Es gelang mir, am Bach eine Giraffe zu schießen, genau an der Stelle, an der ich lagern wollte — eine von dreien, die ich dort vorfand, als ich vor meinen Männern eintraf und sie erfolgreich anpirschte —, und so ohne Mühe einen neuen Vorrat an gutem Fleisch zu erhalten. Mit

Ausnahme von Nashörnern, von denen es eine gute Anzahl gibt, findet sich in der gesamten Nachbarschaft (neben Elefanten) kaum anderes Wild.

Während der nächsten vierzehn Tage jagte ich beharrlich von diesem Lager aus, jedoch ohne Erfolg. Obwohl ich mich fast jeden Tag abmühte, oft von Tagesanbruch bis zum Dunkelwerden — mein Frühstück nahm ich ein, bevor es hell war, und mein Abendessen oft spät in der Nacht, mit nichts dazwischen als einem Stück Keks und einem Schluck Wasser oder vielleicht einer Banane —, bekamen wir nur ein einziges Mal Elefanten zu Gesicht. In diesem Fall verpatzte ich kläglich eine Chance auf zwei Bullen, die beide, wie ich bedauere, verwundet entkamen. Ich folgte fast täglich der Fährte, aber aufgrund der dicht verfilzten Art des hohen, dunklen Dschungels, in dem die Elefanten hier leben (außer während ihrer nächtlichen Wanderungen), ist es nahezu unmöglich, außer durch einen außergewöhnlichen Glücksfall, einen Schuss auf sie abzugeben. Die Mühe ist äußerst beschwerlich. Es gibt keine offenen Pfade in diesem Dschungel; der Bewuchs ist so elastisch, dass der Durchgang von Elefanten kaum eine Öffnung hinterlässt, und man muss sich ständig abmühen, bücken und kriechen, um überhaupt durchzukommen. Die Arbeit ist sehr erschöpfend; und um die Kräfte noch weiter zu zehren, verursachen die Haare von giftigen Raupen und ein irritierender Staub der Vegetation, durch die man sich ständig zwängen muss, einen höchst lästigen Ausschlag am Körper. Das Jucken ist eine ständige Qual am Tag und verhindert den erfrischenden Schlaf in der Nacht, der nötig wäre, um die täglich verbrauchte Kraft zu regenerieren. Eine Raupe im Nacken verursacht zum Beispiel intensives Jucken, Prickeln und Brennen, oft über Tage hinweg. All diese Unannehmlichkeiten würde der Elefantenjäger jedoch leicht nehmen, wenn er durch Erfolg bei der Verfolgung seiner Beute belohnt würde. Aber die Dichte dieses Kenia-Dschungels ist so groß, dass man zwar bis auf wenige Yards an die Elefanten herankommen kann, es aber unmöglich ist, sie zu sehen, und sie einen entweder wittern oder hören; und die einzige Genugtuung, die man nach stundenlanger harter Arbeit erhält, ist es, sie davonkrachen zu hören. Zudem ist diese Deckung so hoch und blattreich, dass selbst von einem Baum aus (wo es welche gibt) nichts sichtbar ist, obwohl die Elefanten ganz nah sein können. Es ist daher nicht verwunderlich, dass ich entmutigt wurde und zu dem Schluss kam, dass ich meine Zeit und Kraft verschwendete. Nach einer gründlichen Prüfung des Distrikts gab ich dieses aussichtslose Unterfangen auf.

Der Wald an den unteren Hängen des Berges (die höheren Teile versuchte ich nicht) ist nicht überall von derselben Art wie oben beschrieben; aber in dem vergleichsweise offenen Baumwald, wo das Unterholz spärlich ist, halten sich die Elefanten niemals auf. Die Erleichterung ist unbeschreiblich, wenn man nach der Mühsal im Dschungel, wo ihre Einstände sind, in den angenehmen Schatten dieser kühlen Wälder tritt, wo man mit einigem Komfort gehen kann. In Teilen davon, besonders in der Nähe von Quellen, ist der Reichtum an Schmetterlingen wundervoll; manchmal sah ich die Luft erfüllt von Wolken schöner und prächtiger Arten. Vögel gibt es natürlich; aber an Säugetieren scheinen diese Wälder fast völlig leer zu sein. Abgesehen von einem gelegentlichen Nashorn und hin und wieder der Fährte eines vereinzelten Schirrantilopenbocks findet man keine Spuren von Wild außer den Elefanten, die durch sie hindurchziehen, aber keineswegs immer leicht zu lokalisieren sind. Der Berg ist sehr imposant mit seinem fast senkrechten Gipfel aus schwarzem Fels, der durch die Einfassung von gleißendem Schnee besonders zur Geltung kommt; aber seine unmittelbare Nähe ist nicht ohne Tücken. Die Kälte zieht nachts herab und fröstelt einen alten Afrikaner unangenehm; während der schwere, fast frostige Tau auf dem langen Gras unangenehm zu durchschreiten ist bei Tagesanbruch und die untere Körperhälfte mit eisiger Nässe durchtränkt. Es mag sich jedoch lohnen, bevor wir den Fuß des großen Berges verlassen, einen Bericht über einen typischen Jagdtag oder zwei an seinen unteren Hängen zu geben, einschließlich eines Besuchs an einem lieblichen Kratersee, den ich dort entdeckte und den die Eingeborenen „Ngunga“ nennen.

Ich nahm eine Decke usw. und ein wenig Proviant mit, um auf das Übernachten im Freien vorbereitet zu sein. Wir wanderten am Rand des offenen Landes entlang, das, wie bereits erklärt, die gesamten Nordhänge charakterisiert, so weit ich sehen konnte (einschließlich eines hohen Rückens, der weit auf der Nordseite hinausragt). Wir hielten uns knapp außerhalb der ausgedehnten Dschungel und Wälder, die zu unserer Linken lagen, während wir von Nordosten her aufstiegen. Der Krater selbst liegt gerade noch innerhalb des Waldes, aber wir hatten nur wenig Mühe, ihn zu erreichen. Wenn man über den unteren Rand kommt, der hier Senken mit Wildwechseln aufweist, die von Hunderten von Generationen von Elefanten, Nashörnern und Büffeln ausgetreten wurden, ist der Anblick höchst bezaubernd. Er ist vollkommen kreisförmig und von hohen, steilen, waldbedeckten Wänden umgeben; unten liegt der friedliche See, der das gesamte weite Innere einnimmt, während vom hohen Rand aus die gezackten, verschneiten Gipfel des Kenia gegenüber sichtbar sind und sich scharf über dem dunklen Wald abheben, der die gegenüberliegende Wand kleidet. Große Beete von Wasserlilien mit blauen und lila Blüten sowie Bänke aus Wassergras oder Schilf unterteilen das glasklare Wasser, das über die oben erwähnten steilen, steinigen Pfade erreicht werden kann. Scharen von Enten, Blässhühnern, Gänsen, Tauchern usw. schwimmen, fliegen oder flattern auf der Oberfläche umher; kleine Wasserhühnchen mit langen Zehen laufen auf den Lilienblättern umher wie auf einem japanischen Wandschirm. Auch Flusspferde bewohnen ihn (man fragt sich, welcher Instinkt sie einen so abgelegenen Zufluchtsort finden ließ); sie stapfen tollpatschig umher und fressen mit maschinenartigen Bewegungen ihrer riesigen Kiefer Schneisen in die Lilienbeete, wobei sie jedes Mal das rote Innere des Mauls entblößen, wenn es weit geöffnet wird. Eine Kuh mit Kalb kam nahe an den Rand, während ich zusah, und stand im seichten Wasser; Wasservögel versammelten sich um sie, vielleicht um Nahrung zu finden, die von den Flusspferden aufgewühlt wurde. Ich beobachtete die Szene mit Entzücken; und obwohl meine Speisekammer leer war, konnte ich dieses friedliche Heiligtum nicht einmal durch den Mord an einer Ente stören und unterließ jeden Schuss.



Ich verbarg mein Lager in einem Winkel im Wald oben am Rand, um keine Elefanten zu erschrecken, sollten sie in der Nacht den Pfad zum Wasser herabkommen, und umrundete den Krater, um nach Fährten zu suchen, fand aber keine. Oberhalb beginnt

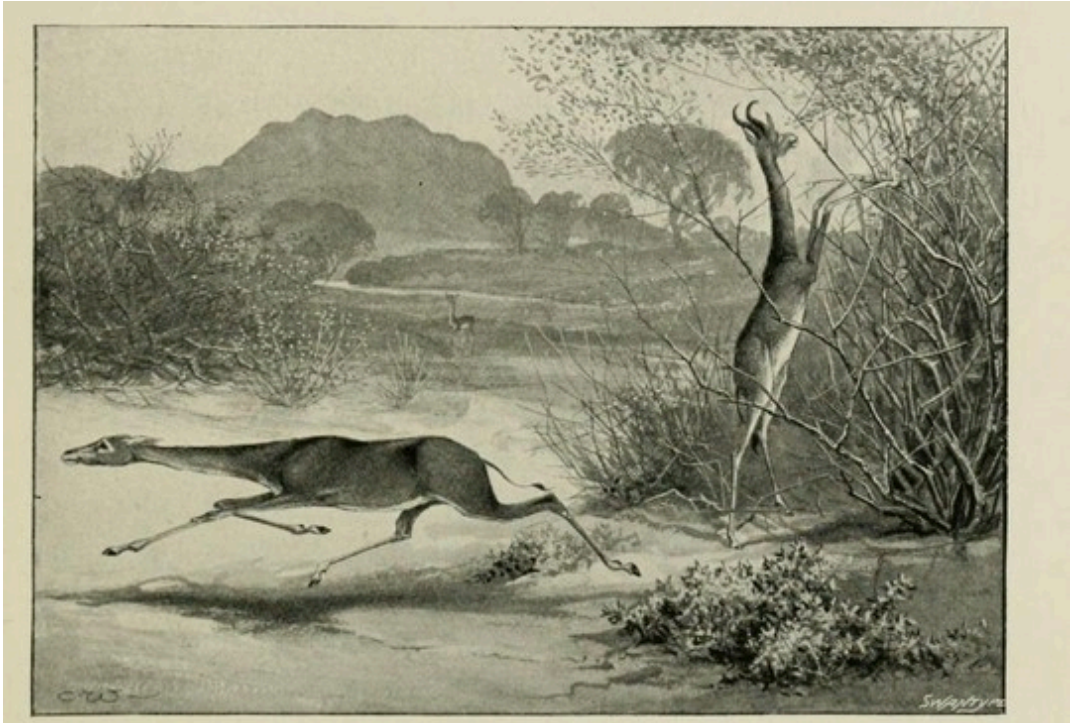
Wacholderwald, und ich passierte einige schöne Haine aus hohen, geraden Bäumen; aber der Boden besteht fast nur aus Fels — eigentlich aufgebrochener Lava. Ich jagte an diesem Tag nicht mehr, sondern verbrachte den Nachmittag damit, die Vögel auf dem See zu beobachten und zu baden, und fühlte mich, als ob ich Tage damit verbringen könnte, auf diese Weise herumzutrödeln.

Am Morgen, nach einer sehr kühlen Nacht, brachen wir recht früh auf, obwohl meine Führer (zwei Eingeborene aus Janjai) wegen der Kälte und des schweren Taus eher zögerlich waren. Wir hielten uns weiter am Rand des Graslandes und stiegen noch höher; und nachdem wir ein wenig Eland- und Nashornfährte, aber kein Wild gesehen hatten, stießen wir auf die Stelle, wo am Vortag ein einzelner Elefantenbulle vorbeigekommen war. Seine Spuren führten bald in die Deckung. Wir hielten lange Zeit auf seiner Fährte durch schrecklichen Dschungel aus und fanden schließlich die von der Nacht zuvor; aber er stieg stetig in Richtung Kilimara an, und schließlich weigerten sich die Führer, weiterzugehen. Sie schlugen vor, zurück in Richtung der kultivierten Ländereien weit unter uns zu halten, die einem Stamm namens Mnyithu gehörten (demselben, mit dem ich später die Differenzen hatte), wo in letzter Zeit häufig Elefanten gesehen worden waren. Tatsache war, dass wir nicht für einen Feldzug im Busch verproviantiert waren und sie — wie auch meine eigenen Männer — hungrig waren; da ich kein Wild gesehen hatte, war ich gezwungen einzuwilligen. Wir hatten den anstrengendsten Tag, den man sich vorstellen kann, durch den allerdichtesten, abscheulichsten Dschungel, den man sich denken kann. Unsere Führer verloren schließlich die Orientierung und wir verirrten uns. Erst spät am Nachmittag kämpften wir uns endlich in die Shambas hinaus. Wir hatten den ganzen Tag keine frische Fährte gefunden (außer der eines Schirrantilopenbocks); aber ich wurde für meine Mühen durch ein wundervolles Schauspiel prächtiger Schmetterlinge an einer Quelle kristallklaren Wassers in einem Tal belohnt, an der wir rasteten, während ich eine Anzahl schöner Exemplare fing.

Nach einer ungemütlichen und recht hungrigen Nacht wurde mir die Fährte zweier Bullen gezeigt; und ich unternahm einen weiteren Versuch, die Schwierigkeiten dieser ausgedehnten Dickichte zu überwinden. Aber es war zwecklos; es ist so blattreich, dass man keinen Yard weit sehen kann; und nach viel Kriecherei durch Tunnel, dem Sich-Hinausschieben — doppelt gebeugt — oder dem seitlichen Durchzwängen zwischen den zusammenstoßenden Büschen, war die einzige Genugtuung, die ich hatte, festzustellen, dass die Bullen uns gewittert hatten und weg waren. Es schien wundervoll, wie solche riesigen Kreaturen durchkrachen konnten und nach ihrem Durchgang eine so kleine Öffnung hinterließen. Ich folgte ein oder zwei Stunden lang all ihren Windungen, musste aber aufgeben, da sie mit dem Wind zogen. Wir hatten auf unserem Weg zum Lager, nachdem wir die Verfolgung aufgegeben hatten, noch viel von dieser Art blattreicher, elastischer Deckung zu überwinden, bevor wir schließlich zu unserer unendlichen Erleichterung wieder in den kühlen, angenehmen Wald gelangten. Es war herrlich, durch seine schattigen Alleen zu schreiten, die vergleichsweise frei von Unterholz waren; es wirkte wie Erholung im Vergleich zur Mühsal, sich den Weg durch diesen schrecklichen Dschungel zu bahnen. Ich fühlte, dass ich hier für den Moment alles getan hatte, was ich konnte, und dass das Jagen von Elefanten — so verstreut, wie sie jetzt zu sein schienen — in diesem fast grenzenlosen, unwegsamen Gebiet, in dessen Tiefen sie eine sichere Zuflucht fanden, eine Verschwendung von Kraft und Energie war. Es war daher ohne Bedauern, dass ich in mein „Elefantenlager“ bei Mthara zurückkehrte.

Von dort aus unternahm ich dann eine kurze Expedition in eine andere Richtung — nämlich nach Norden, zum Gwaso Nyiro Fluss. Meine Freunde aus Mthara hatten angeboten, mich zu einem Sumpf zu bringen, in dessen Nachbarschaft, wie sie sagten, manchmal Elefanten zu finden seien; so akzeptierte ich ihre Führung, und am 31. Mai brachen wir mit leichtestmöglichem Gepäck auf, da ich nicht beabsichtigte, länger als ein

oder zwei Nächte von meinem Lager weg zu sein. Es war fast Mittag, bevor wir loskamen, da die Führer zu spät kamen — sehr zu meinem Verdruss, da ich immer für einen frühen Aufbruch bin, selbst wenn die zurückzulegende Strecke nicht groß ist. Da wir aber nur einen halben Tagmarsch vor uns hatten und keine schweren Lasten zu tragen waren, fiel es nicht sonderlich ins Gewicht. Wir folgten einem Bach, der von Mthara kommt, durch sehr steiniges Gelände, bis er sich in einem schilfartigen Sumpf ausbreitete. Das Land war sehr offen, mit nur vereinzelten Dornbäumen, und sah bisher ganz und gar nicht nach Elefanten aus; auch sahen wir keine Fährten. Auf dem Weg sah ich kein Wild außer ein paar Grant-Gazellen; aber nahe dem Sumpf war eine Truppe Grevy-Zebras, von denen ich eines für meine Männer schoss.



SCENE ON GWASO NYIRO WITH WALLER'S GAZELLE (*Lithocranius walleri*) ♂ AND ♀ IN CHARACTERISTIC ATTITUDES.

Nachdem ich einen Lagerplatz nahe dem Sumpf gewählt hatte, wo nach einiger Mühe eine Stelle gefunden wurde, die einigermaßen frei von Steinen war, ging ich auf Wunsch der Führer hinter einigen Gazellen her, die ganz in der Nähe waren, und schoss eine für sie, da sie über das Zebra die Nase rümpften. Doch dann sagten sie, sie äßen überhaupt kein Wild und wollten nur das Fell. Die Allüren, die sich diese Eingeborenen in Nachahmung der Masai-Bräuche geben, sind lächerlich. Sie besitzen kaum Vieh (ein paar Schafe und Ziegen und sehr wenige Rinder), aber sie geben vor, Wildbret zu verachten, obwohl die meisten von ihnen es in Wirklichkeit heimlich essen. Ich habe keine Geduld mit solchem Unsinn, besonders im Busch; aber da sie sich als meine Brüder betrachteten und selbst keine Nahrung mitgebracht hatten, gab ich ihnen meine einzige Yamswurzel und beschloss, sie nicht wieder als Führer mitzunehmen. Zwei oder drei Strauße waren jenseits des Sumpfes sichtbar, und ein altes Nashorn trottete in der Nähe unseres Lagers umher. Es gab zudem große Mengen Perlhühner und große Frankoline entlang des Bachs.

Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen brüllte ein Löwe in geringer Entfernung, und sobald es hell war, ging ich ihn suchen, da er immer noch ab und zu zu hören war; aber er hörte mich wahrscheinlich über die Steine kommen, denn ich sah ihn davonschleichen, als er noch weit entfernt war. Dann ließen wir die meisten Männer dort zurück, wo wir geschlafen hatten, brachen auf und folgten dem Bach flussabwärts an einem weiteren Sumpf vorbei, der größer als der erste war, und weiter zu einem dritten und kleineren.

Hier fanden wir frische Elefantenfährte; ein paar Kühe waren während der Nacht dort gewesen. Nachdem wir den Sumpf (den letzten der Kette) umrundet und keine andere Fährte gefunden hatten, folgten wir dieser. Die Führer sagten nun, sie seien hungrig und durstig; da ich aber ziemlich verärgert über sie war, weil sie gutes Wildbret abgelehnt hatten und ich nichts anderes hatte, was ich ihnen geben konnte, sagte ich ihnen, sie sollten besser nach Hause gehen. Das taten sie auch. Die Fährte führte uns nun in buschigeres Gelände. Unterwegs sahen wir Mengen von Wild. Beim Blick über eine weite offene Ebene sah ich eine Herde Giraffen (ich zählte fünfundvierzig) an einem Ende vorbeiziehen, während in einem anderen Teil etwa ein halbes Dutzend Nashörner verstreut waren. Zebras und Grant-Gazellen gab es überall in Mengen, und in der Gegenrichtung mehrere Strauße und ein paar Oryx-Antilopen. Es war ein wundervoller und fast sagenhafter Anblick, wie man ihn zwar liest, aber nur sehr selten sieht. Wir beobachteten eine Herde Zebras verschiedener Arten, die in weniger als dreißig Yards Entfernung an uns vorbeizog, während wir verborgen standen.

Beharrlich auf der Fährte bleibend, kamen wir nach beträchtlicher Zeit in ein Gebiet, dessen Oberfläche aus nichts als einer Masse von Bruchstücken aufgebrochener schwarzer Lava bestand. Merkwürdigerweise war die Vegetation dort, wo Sträucher oder Gras wuchsen, viel grüner als anderswo, obwohl viele Stellen dieses schrecklichen Bodens, der aus harten Gesteinsbrocken ohne eine Spur von Erde bestand, völlig kahl waren.

Hier fanden wir viele Anzeichen dafür, dass Elefanten am Vortag gefressen hatten, und bald darauf wurden wir durch den Anblick von frisch abgebrochenen und gekauten Rindenstücken, Holz usw., die noch feucht waren, sowie von erst kürzlich abgesetztem Dung ermutigt. Wir folgten der nun ganz frischen Fährte eifrig, wenn auch vorsichtig; und nachdem wir sie mit größter Sorgfalt und nicht wenig Mühe wegen des abscheulich schlechten Bodens noch ein Stück weiter verfolgt hatten, hörten wir schließlich jenes feierliche Grollen im Magen des gewaltigen Tieres, das die Seele des Jägers mehr bewegt als der prächtigste Orgelklang. Ich ließ meine Männer nun zurück und suchte mir mit ängstlicher Sorge meinen Weg durch die gezackten, losen Lavabrocken auf die Stelle zu, von der das Geräusch kam, und erblickte eines der riesigen Tiere ein Stück vor mir, das sich langsam nach rechts bewegte.

Es war ein stiller Morgen, die Sonne brannte intensiv, und die Luft regte sich nur leicht, mal in die eine, mal in die andere Richtung. Als ich mich unter Aufbietung aller Kräfte, um weder gehört noch gesehen zu werden, weiter näherte, bemerkte ich, dass dieser Elefant nur kleine Stoßzähne hatte. Ich sah daher vom Schießen ab, in der Hoffnung auf eine Chance bei einem besseren Tier; doch sofort zeigte er Anzeichen von Beunruhigung (da er vermutlich einen Hauch meines Windes bekommen hatte) und begann davonzuziehen. Als ich vor ihn blickte, sah ich zwei andere bei einem großen Dornbaum stehen: eine prächtige, große Kuh mit schönen Zähnen und eine andere, kleinere. Ich sah, dass keine Zeit zu verlieren war, eilte hinter der ersten her, kam nahe heran, bevor die anderen begriffen hatten, was los war, streckte die Große nieder und verpasste der ersten mit meinem zweiten Lauf einen Schuss in den Rücken, während sie sich zurückzog, was sie teilweise lahmlegte. Sofort nachladend gab ich ihr, während sie davonhumpelte, einen Schrägschuss auf den Kopf und fällte sie mausetot. Da ich im Vorbeilaufen bemerkte, dass die erste noch am Boden zappelte, hielt ich es für eine kluge Vorsichtsmaßnahme, ihr eine weitere Kugel mitten in das Zentrum ihrer Kopfseite zu geben. Als ich sah, wie das Blut genau an der beabsichtigten Stelle aus dem Einschussloch rann, hielt ich sie für sicher erlegt und folgte der verbliebenen Kuh. Diese drehte sich um und hob den Kopf, um die Ursache der Beunruhigung auszumachen, wobei sie diagonal mit dem Kopf zu mir stand. Ich dachte, es wäre vielleicht besser gewesen, ihr einen Blattschuss zu geben, da das Gelände recht offen war; aber in der Absicht, ihr Gehirn durch das Auge zu erreichen, zielte ich dorthin. Mit einem Schütteln ihres Kopfes machte sie sich jedoch wieder davon.

Als meine Gewehrträger herankamen, fanden wir ein wenig Schweiß auf der Fährte des verwundeten Elefanten, beschlossen aber, erst die Schwänze der beiden liegenden Tiere abzuschneiden, bevor wir ihm folgten. Als ich an der zweiten, die ich geschossen hatte, vorbeikam, um zur ersten und größten zu gehen, sah ich zu meinem maßlosen Verdruss, dass sie nicht da war; und bei genauerer Untersuchung fand ich zwar die Stelle, wo sie gelegen hatte, aber dort war nur eine große Blutlache – kein Elefant! Dies ist ein Beispiel für die Enttäuschungen, die ein Jäger nach Tagen harter Mühsal und Erschöpfung ertragen muss, gerade wenn er die Früchte bereits in Händen glaubt. Wir nahmen dann die Fährte der großen Kuh auf, die ich als tot zurückgelassen hatte. Wir folgten ihr ein gutes Stück (oder dem, was wir für ihre Fährte hielten, da es wegen des Blutes auf den Spuren beider Tiere zu Verwechslungen kam) und hörten dann mehrmals in Abständen den Schrei eines Elefanten vor uns. Schließlich kamen wir so nah heran, dass wir einmal das Magengrollen hörten. Der Busch war hier ziemlich dicht, obwohl der Boden so felsig wie eh und je blieb. Ich versuchte heranzukommen, aber er hörte oder witterte mich wahrscheinlich, denn ich erhaschte nur einen recht fernen Blick auf die Oberseite seines Rückens, als er davonstob. Wir versuchten zu folgen, aber die Felsen machten das Laufen fast unmöglich, und obwohl ich auf einen Baum kletterte, war er nirgends zu sehen; alles, was ich sah, waren zwei Giraffen, die ganz in der Nähe ruhig ästen – viel näher, als man ihnen jemals kommen kann, wenn man eine schießen will. Wir verloren dadurch viel Zeit und auch die Fährte; und als wir Letztere nach einigem Suchen schließlich wieder aufnahmen, war es bereits Nachmittag. Wir waren alle sehr erschöpft, durstig und enttäuscht, und ich beschloss aufzugeben.

Der Tag war übermäßig heiß und schwül gewesen, die Sonne brannte auf die Felsen nieder und wurde von ihnen mit schrecklicher Gewalt reflektiert; das Gehen war im Extremen anstrengend gewesen, und die Männer hatten dummerweise vergessen oder vernachlässigt, die Feldflaschen zu füllen. Ich war zudem viel gelaufen, soweit man in einem solchen Durcheinander von Felsen überhaupt laufen konnte; was mich an diesem Tag jedoch besonders zum Opfer des Durstes machte (denn normalerweise leide ich nicht so darunter), war, dass ich an jenem Morgen Kakao statt Tee getrunken hatte. Als wir also schließlich am späten Nachmittag begannen, in Richtung des Bachs umzukehren – die Aufregung war vorbei und wich dem Ärger darüber, dass ich meinen besten Elefanten so stümperhaft hatte entkommen lassen –, erschien uns die Entfernung, die wir am Morgen kaum bemerkt hatten, nun sehr lang. Meine Männer litten wahrscheinlich noch mehr unter Durst als ich, da sie immer große Mengen Fleisch essen, was den Durst fördert, und scheinbar nie weit gehen können, ohne nach Wasser zu verlangen. Als wir dann auf eine Herde Zebras stießen (Burchell- und Grevy-Zebras gemischt), schoss ich zwei, eines von jeder Art; wir schnitten sie auf und tranken das Wasser aus ihren Mägen. Zebras haben immer reichlich davon, da sie regelmäßig trinken und nie weit von Wasserstellen entfernt anzutreffen sind; und wenn man dem Inhalt Zeit gibt, sich zu setzen, sprudelt er so klar wie möglich hervor, wenn man an der richtigen Stelle einen Einschnitt macht. Wir warteten jedoch nicht darauf. Das, womit wir unseren Durst stillten, war gelb wie schwacher Tee mit einem starken Geschmack nach Gemüse! Aber es war schließlich nur Gras; und obwohl man uns mit Ekel hätte betrachten können, wie wir die lauwarme Flüssigkeit einsaugten – zumindest von jenen, die nicht wissen, was Durst ist –, fühlte ich mich dadurch gewiss sehr erfrischt und trottete unbekümmerter zum Bach und an ihm entlang am Sumpf vorbei zum Lager, wo wir in der Abenddämmerung ankamen. Eine Wäsche in einem Eimer mit heißem Wasser, gefolgt von mehreren mit kaltem, frischt einen so weit auf, dass man ein herzhaftes Abendessen genießen kann, mit einem Appetit, der vor Verdauungsbeschwerden schützt, selbst wenn man sich direkt danach schlafen legt.

Am nächsten Morgen war ich schon vor Tagesanbruch wieder auf den Beinen, fühlte mich nach einem guten Schlaf wieder ganz frisch und brach vor Sonnenaufgang auf. Ich

schlug den direkten Weg querfeldein ein und ließ den Bach zur Linken liegen, um zu der Stelle zu gelangen, an der wir die Fährte des verwundeten Elefanten verlassen hatten; ich fand sie ohne Schwierigkeiten, da wir den Ort markiert hatten. Ich schickte zwei der Männer voraus, um die Stoßzähne des einen Elefanten herauszuhacken, der wirklich tot war (sie erwiesen sich als etwas besser, als ich gedacht hatte, obwohl einer gebrochen war), während ich und Squareface versuchten, die Fährte wieder aufzunehmen. Doch nachdem wir eine Weile herumgerätselt hatten, besiegte sie uns, und wir kehrten um. Vergeblich hielt ich Ausschau nach Geiern in der Richtung, in die der Elefant gezogen war; aber tatsächlich sammeln sie sich oft erst ein oder zwei Tage nach dem Tod eines dieser Tiere um den Kadaver (besonders wenn er in dichtem Busch liegt, wie es meist der Fall ist). Es waren jedoch viele überall dort zu sehen, wo ich die Zebras geschossen hatte, und als wir am Morgen vorbeikamen, hatten wir die Bäume in der Nähe voll von ihnen gesehen, als trügen sie eine schwere Ernte irgendeiner seltsamen, großen Frucht; so beschloss ich nun, diesen Weg zu nehmen, obwohl es inzwischen fast zu spät war, um auf Löwen an den Kadavern zu hoffen, von denen ich wusste, dass sie früher sehr wahrscheinlich dort gewesen wären. Ich wäre gerne früher gegangen, um diese Chance zu nutzen; aber bei der Elefantenjagd muss alles andere dem ernsthaften Geschäft weichen. Auf dem Rückweg sah ich die Überreste einer Grant-Gazelle, die gerade erst von einem Löwen gefressen worden war; und kurz darauf, als wir ins Offene traten, sah ich einen vor uns davonziehen, der offensichtlich durch unser Herankommen von seiner Beute aufgeschreckt worden war. Ich versuchte einen Schuss abzugeben, aber er wollte nicht warten und machte sich mit ein, zwei gereizten Schwüngen seines Schwanzes und mürrischem Knurren im Busch davon, bevor ich nah genug für einen Schuss im Laufen herankam.

Die Stelle, an der die Zebra-Kadaver lagen, befand sich unterhalb eines kleinen Hügels – eigentlich einer der Lavarücken. Wir näherten uns von oben; und gerade als wir an den Rand gelangten, erschien eine Löwin hinter einem Busch. Sie war offensichtlich gerade von unten heraufgekommen, bemerkte uns aber und begann sich wieder davonzustehlen. Sofort gab ich ihr mit meiner .450er einen Schuss in die Seite und streckte sie nieder. Sie lag ein oder zwei Sekunden lang zappelnd und knurrend da und verharrte dann in geduckter Haltung, den Kopf uns zugewandt. Ich setzte mich auf einen Felsen und gab ihr eine weitere Kugel in den Nacken, was sie wieder zu Boden streckte, woraufhin sie wütend in die Steine biss. Kaum hatte ich den zweiten Schuss abgegeben, kam eine weitere Löwin von jenseits der ersten herauf, offensichtlich um zu sehen, was los war. Sie stand aufrecht da, nachdem sie über die Anhöhe gekommen war, den Kopf hoch und den Hals gereckt, blickte gespannt in unsere Richtung und bot ein herrliches Ziel auf ihre Brust. Ich ließ es nicht ungenutzt. Ich hatte Squareface bereits meine Doppelbüchse .577 abgenommen und zwei Hohlspitzpatronen eingeschoben (eine höchst verlässliche Bewaffnung gegen Löwen); so jagte ich sofort eine dieser zertrümmernden Kugeln genau in den Übergang von Hals und Brust, was sie mausetot zusammenbrechen ließ. Aber die erste Löwin war noch nicht tot; da ich keine weiteren meiner wertvollen Patronen verschwenden wollte, nahm ich meinen „Krüppel-Stopper“ (so nenne ich ein Martini-Henry, das einer meiner Männer immer zum Erlösen kampfunfähiger Elefanten trägt) und beobachtete sie eine Weile. Zu meiner Überraschung stand sie auf, und als sie einen Schritt machte, setzte ich ihr eine Kugel in die Schulter, was sie erneut umrollen ließ, wobei sie knurrte und ihren Schwanz in die Luft warf. Sie lag nun eine Zeit lang ganz still, sodass wir nah herangingen; ich betrachtete sie sorgfältig mit meinem Glas aus einer Entfernung von nur etwa einem Dutzend Yards. Ich konnte sehen, dass sie immer noch regelmäßig atmete, aber da ich sicher war, dass sie hilflos und am Ende war, gingen wir herum, um die andere zu inspizieren, die nur wenige Yards hinter der ersten lag. Wir standen über dieser und unterhielten uns recht laut darüber, ob wir sie unter einen Baum zum Abhäuten bringen könnten, als wir die andere Löwin knurren hörten. Beim Umblicken sah ich, dass sie ihre Position etwas verändert hatte. Ich gab ihr sofort einen

Längsschuss von vorne und oben, was ihrem zähen Leben ein Ende setzte; aber bevor ich direkt zu ihr ging und sie anstieß, warf ich zur Probe einen Stein auf ihren Kopf.

Es war eine heiße Arbeit, sie in der Sonne zwischen der Lava abzuhäuten. Die Löwin, der ich vier Kugeln geben musste, war eine sehr alte, wenn auch in gutem Zustand; die andere war in ihren besten Jahren und sehr fett. Das Fett kam gelegen, um meinen Vorrat an Nashorn- und Elefantenfett für meine Lampe zu ergänzen. Aber bevor wir sie abhäuteten, blickte ich über die grüne Ebene unter uns; und dort, auf der fernen Seite, sah ich am Rande des verstreuten Busches ein ganzes Rudel Löwen, angeführt von einem stattlichen alten Männchen, der Rest entweder Weibchen oder junge Männchen, die offensichtlich von den Zebra-Kadavern kamen. Ich zählte bis zu zehn, und bevor ich fertig war, vermischten sie sich zwischen den Büschen; aber ich bin sicher, dass es (um ganz auf der sicheren Seite zu sein) mindestens drei weitere waren, was mit meinen beiden insgesamt fünfzehn ergäbe. Ich habe noch nie zuvor so viele auf einmal gesehen.

Wir kamen rechtzeitig zum Lager zurück, aber es dauerte bis lange nach Einbruch der Dunkelheit, bis die Felle gereinigt und aufgespannt waren. Auf dem Rückweg sah ich eine enorme Herde Zebras, die mindestens mehrere hundert Tiere zählte. Kein Wunder, dass es hier bei so viel Beute so viele Löwen gibt. Wir sahen keine frische Elefantenfährte mehr.

Am nächsten Morgen brach ich wieder früh auf, um in anderen Richtungen danach zu suchen, da es notwendig war, hier noch einen Tag zu warten, damit meine Löwenfelle trocknen konnten. Wir folgten zuerst unserem Bach ein gutes Stück abwärts, einige auf jeder Seite, und hielten dann quer auf einige Hügel im Westen zu. Wir überquerten unterwegs zwei weitere Bäche, in deren Nähe wir dicht an einer schlafenden Nashornkuh mit Kalb vorbeikamen; ich blieb stehen und schaute sie mir genau an und wünschte, ich hätte eine Kamera gehabt, da es eine so prachtvolle Gelegenheit für ein Foto war; dann ging ich weiter und ließ sie friedlich schlummern. Wir machten eine sehr weite Runde, fanden aber keine frische Fährte, obwohl während der letzten Regenfälle ein großer Trupp Elefanten dagewesen war, wie wir an den überall zerbrochenen Mimosenbüschen in einem Teil sehen konnten, den wir durchquerten. Auf unserem Rückweg über einen anderen Pfad stellten wir fest, dass wir drei Bäche statt zwei zu überqueren hatten; der zusätzliche war ein sehr starker Wildbach, der nur stellenweise oberirdisch floss und dann wieder verschwand. Diese Bäche kommen alle aus der Umgebung des Kenia, aber viele erreichen den Gwaso Nyiro nicht mit oberirdischem Wasser in ihren Betten, außer während der Regenzeit. Auf dem Rückweg sah ich eine weitere Nashornkuh mit einem dreiviertel ausgewachsenen Kalb unter einem Baum liegen; da ich bemerkte, dass sie ein recht schönes Horn hatte, dachte ich, ich könnte sie ebenso gut schießen, da das Fleisch meinen Männern willkommen wäre. So ging ich auf sie zu, und als sie aufstand, schoss ich ihr in die Brust; sie brach nach kurzem Lauf zusammen. Wie üblich, wenn zwei zusammen sind, wollte das junge Nashorn zuerst nicht weglaufen, und ich war sehr amüsiert über die vorsichtigen Bemühungen meiner Männer, es zu vertreiben, indem sie schrien und aus dem Schutz von Bäumen mit Steinen nach ihm warfen. Ich bin strikt dagegen, etwas zu schießen, das ich nicht brauche, es sei denn, ich werde aus Notwehr dazu gezwungen. Die Kuh war sehr fett, und meine Männer (ich hatte mehrere bei mir) trugen so viel weg, wie sie gerade noch schleppen konnten. Da wir alle hungrig waren, machte ich ein Feuer, während sie sie abhäuteten, und wir nahmen einen Imbiss aus gerösteter Leber zu uns. Nashornleber gilt bei den Suaheli als große Delikatesse; sie sagen, sie schmecke wie Hühnerleber.

Weiter vorne passierten wir fünf weitere Nashörner – zwei Kühe, jede mit einem Kalb, und einen Bullen – neben ein oder zwei weiteren einzelnen, die ich im Laufe des Tages in der Ferne gesehen hatte. Ich bemerkte auch einige Giraffen und eine ganze Reihe Oryx-

Antilopen, einige Grant-Gazellen und ein paar Impalas; aber in dieser Richtung gab es bei Weitem nicht so viel Wild wie in der anderen, da das Veld trockener war. Auf dem Rückweg kamen wir etwas vom Kurs ab, weil meine Männer darauf bestanden, sich weiter rechts zu halten, als ich steuerte, und ich ihnen trotz meiner festen Überzeugung, dass ich richtig lag, nachgab – was sich als Fehler erwies. So stießen wir viel zu weit oben auf unseren Bach und erreichten das Lager erst in der Abenddämmerung. Alles in allem war es ein harter Tag gewesen; denn wir waren fast ununterbrochen von Tagesanbruch bis zum Dunkelwerden schnell gegangen: gut dreißig Meilen müssen wir zurückgelegt haben, und das unter einer sehr heißen Sonne. Da es offensichtlich keine weiteren Elefanten in der Nachbarschaft gab, kehrte ich am nächsten Tag in mein „Elefantenlager" bei Mthara zurück, wobei ich unterwegs mehrere Nashörner sah. Als ich weniger als eine Gehstunde vom Lager entfernt war, kam ich an einem Nashorn mit einem jungen Kalb vorbei, das ein Stück links von mir im Offenen lag. Ich blieb stehen und betrachtete sie; als ich bemerkte, dass sie ein gutes Horn hatte, überlegte ich, ob ich hingehen und sie schießen sollte, da das Lager für das Holen des Fleisches leicht erreichbar war. Ich hatte meine Doppelbüchse .577 jedoch noch nicht genommen, die in ihrem Futteral getragen wurde, da ich nicht die Absicht gehabt hatte, an jenem Tag zu schießen, als sie aufstand und direkt auf mich zukam. Ich legte meine einläufige .450er vor mir nieder, während mein Mann hastig das andere Gewehr herausriss; ich hatte gerade noch Zeit, zwei Patronen hineinzudrücken (da sie ein Stück Weg vor sich hatte) und einen schnellen Schuss auf ihre Brust abzugeben, bevor sie über mir war. Sie hatte den Kopf noch oben, als ich zuerst feuerte; aber als sie bis auf etwa zwei Schritte herankam, senkte sie ihn für einen Stoß. Da ich mein Gewehr nach dem ersten Schuss von der Schulter genommen hatte – in der Erwartung, dass es sie abdrehen ließe, wie ich es in solchen Fällen immer erlebt hatte –, sie aber so schnell sie konnte direkt auf mich zukam, hatte ich keine Zeit mehr, es wieder anzulegen. So riss ich hastig den Kolben mit der rechten Hand hoch, drückte mit der Mündung nach unten auf ihren Nacken den linken Abzug und sprang augenblicklich nach rechts – gerade noch rechtzeitig, um sie dort passieren zu lassen, wo ich gestanden hatte, in Armreichweite von mir, wobei sie meine .450er mit Dreck bedeckte. Aber glücklicherweise trat sie nicht darauf, obwohl sie direkt darüber hinweglief. Sie rannte weiter und ich hinterher; ich brach ihr mit einem weiteren Schuss die Schulter und setzte ihr dann in schneller Folge drei Martini-Kugeln zu, bis sie umfiel. Dies war verschwenderisch, da sie auch ohne diese überflüssigen Schüsse bald tot gewesen wäre, aber ich war wütend und wollte nicht warten, aus Angst, sie könne doch noch entkommen.

Es dauert im Allgemeinen ein paar Minuten, bis diese Tiere selbst einer tödlichen Wunde erliegen. Mein erster Schuss hatte sie für das Herz etwas zu tief am Brustbein getroffen. Der zweite Lauf war oben in den Nacken direkt vor dem Höcker eingedrungen und muss sie sehr bald kampfunfähig gemacht haben, da er schräg nach unten verlief und tief eindrang. Ihr Kalb wollte sie lange Zeit nicht verlassen. Zweimal stützte es sich mit den Vorderläufen auf den Rücken seiner toten Mutter. Squareface und Juma (meine Gewehrträger) warfen mit Steinen nach ihm, bis es schließlich das Weite suchte. Es war alt genug, um allein zurechtzukommen. Dieses Nashorn hatte ein sehr schönes Horn (27 1/2 Zoll). Ein anderes (wahrscheinlich das Männchen) stand noch lange Zeit nicht weit entfernt, nachdem der ganze Aufruhr vorbei war. Ich habe bemerkt, dass bei solchen Familien-Trios das männliche Elternteil im Allgemeinen einen respektvollen Abstand zu der reizbaren Mutter und ihrem Nachwuchs hält; und ich war einmal Zeuge eines heftigen Angriffs einer Kuh auf ihren unglückseligen Gefährten, den sie unbarmherzig stieß, offensichtlich weil er sich unvorsichtigerweise ihrem Kalb zu sehr genähert hatte. Ich schickte sofort nach Männern, um das Fleisch hereinzutragen, während wir die Hörner abschnitten. Auf einem Bergsattel zwischen zwei Hügeln, den wir passierten, bevor wir in das Tal hinabstiegen, in dem mein Lager lag, schreckten wir noch ein Nashorn auf; und kurz vor dem Ziel, direkt vor der Überquerung des kleinen Bachs, aus dem wir unser

Wasser bezogen, stießen wir auf einige Impalas, und ich schoss eine schöne fette Ricke für meine eigene Vorratskammer.

Ich war sehr müde und froh, am nächsten Tag eine Rast einzulegen, da es mir wegen des lästigen, juckenden Ausschlags, den man bei der Jagd in diesem Land bekommt und der Fieberschübe auslöst, nicht besonders gut ging. Doch trotz dieser Nachteile mochte ich dieses Lager sehr und verließ es nur ungern. Es war jedoch notwendig, mein Elfenbein zurück zu meinem Boma in Laiju zu bringen; und bevor ich eine weitere Jagdreise antrat, schickte ich es unter der Aufsicht meines eher dekorativen als nützlichen Vorarbeiters an die Küste, da ich hier mehr Männer hatte, als ich brauchte, und froh war, die monatlichen Ausgaben ein wenig zu senken. Ich nutzte auch die Gelegenheit, einige Präparate weiterzuleiten und Briefe abzusenden, deren Überbringer mit meiner Post aus Mombasa zurückkehren sollten. Als ich wieder in Laiju ankam, war es die zweite Juniwoche, und ich war nicht vor Anfang Juli bereit, erneut nach Norden auf die Suche nach Elefanten aufzubrechen.

Eine Sache, die mich aufhielt, war die Notwendigkeit einer zweiten Reise in die Umgebung von Janjai, um die Stoßzähne des Bullenelefanten zu bergen, den ich – wie erwähnt – verwundet hatte und der später von den Eingeborenen des übernächsten Distrikts gefunden worden war. Dies war ein kurzer Trip, der nur diesem Zweck diente. Es war ein etwas gewagtes Unternehmen, da die Eingeborenen sich weigerten, das Elfenbein herauszugeben, und ich nur sechsunddreißig Männer aufbieten konnte. Wir fanden uns inmitten einer dichten und leider unfreundlichen Bevölkerung wieder und verbrachten eine recht unruhige Nacht unter ihnen, gelagert auf einem kleinen freien Platz zwischen Bananenhainen und anderer Deckung, ohne einen Boma zu unserem Schutz. Trotz unserer Bemühungen, sie davon zu überzeugen, dass wir die Angelegenheit gütlich besprechen und regeln wollten, umzingelten sie uns und begannen nach Einbruch der Dunkelheit, mit Pfeilen auf uns zu schießen, was uns zur Selbstverteidigung zwang, sie mit unseren Gewehren zu vertreiben. Am Morgen zogen wir mit den Zähnen ab, ohne uns für ihren Angriff auf andere Weise zu rächen, als sie daran zu hindern, weitere Versuche einer Einmischung zu unternehmen. Ich bedauerte es sehr, in einen Streit gezwungen worden zu sein; aber als ich ihren Distrikt bei einer späteren Gelegenheit besuchte, waren diese Eingeborenen durch die Lektion, die sie gelernt hatten, von Feinden in begeisterte Freunde verwandelt worden. Beim Durchqueren ihres Landes hießen sie uns willkommen und baten mich inständig, ihr Blutsbruder zu werden, wobei sie zugaben, dass unser früheres kleines Missverständnis ganz ihre Schuld gewesen sei. Da ich ihrer Bitte gerne entsprach und die Zeremonie des „Blutessens“ vollzog – inmitten eines bewundernden, dicht gedrängten Publikums, das feierlich ernste Worte der Zustimmung nach Art von Antworten zu jedem Satz der Verbrüderungserklärung zwischen uns murmelte, die von den amtierenden Ausführenden des Ritus, der den Bund besiegelt, vorgetragen wurde –, gehören sie nun, wie ich freudig sagen kann, zu meinen engsten Freunden.

Abgesehen von dem natürlichen Widerstreben, um den hart verdienten Lohn vieler mühsamer Jagdtage und vieler erfolgloser Tage gebracht zu werden, hielt ich es für eine Pflicht, auf der Rückholung dieser Stoßzähne zu bestehen, nachdem mir eine herausfordernde Antwort auf meine höfliche Nachricht geschickt worden war: eine Pflicht, meine ich, nicht nur gegenüber mir selbst, sondern gegenüber künftigen Reisenden, darauf zu bestehen, dass das Eigentum des weißen Mannes respektiert wird. Es gibt nichts, was ich mehr hasse als Auseinandersetzungen mit den Eingeborenen; aber wenn sie einem aufgezwungen werden, muss man sie durchstehen, sonst verliert man jeglichen Respekt bei ihnen. Bei all meinen Begegnungen mit den Eingeborenen in Zentralafrika ist eine Überlegung, die ich stets im Hinterkopf behalte, zu versuchen, das Land für andere Europäer sicher zu machen, die nach mir kommen mögen.

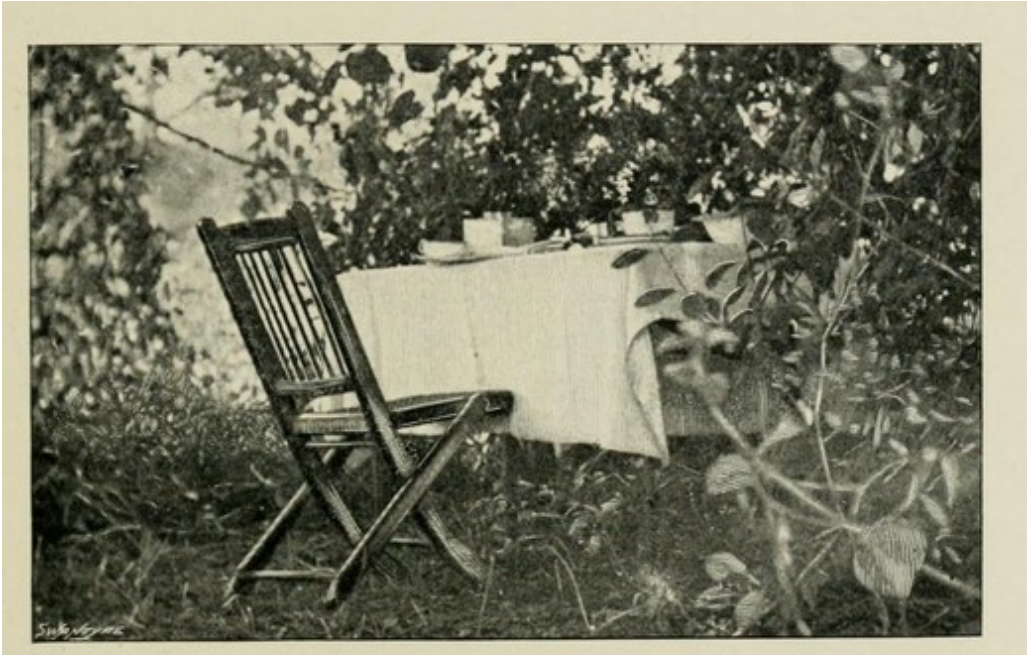
Übersetze ohne Kommentar:

KAPITEL IV

DAS NDOROBO-LAND

Aufbruch in das Ndorobo-Land — Wildes Leben — Lager bei El Bogoi — Quellgebiet des Mackenzie-Flusses — Ein Stammesüberfall — Ein unangenehmes Lager — Fischen nach Mineralien — Kalksteinquellen — Zwei Eland-Antilopen erlegt — Annäherung an die Lorogi-Berge — Ein Blick auf Elefanten — Ein Gewitter — Ein prächtiges Zebra — Aufbruch zum Mount Nyiro — Ein Umweg — Eine fruchtlose Reise — Rückkehr nach El Bogoi.

Es war schließlich der 3. Juli, als ich erneut von Laiju aus zu einer ausgedehnten Jagdreise in die nördliche Region aufbrach, die gemeinhin als Ndorobo-Land bezeichnet wird, die aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes über hunderte Meilen hinweg praktisch unbewohnt ist; denn die Ndorobos leben nur dünn verstreut in kleinen Gemeinschaften und führen das Leben reiner Wilder — das heißt, sie betreiben weder Ackerbau noch besitzen sie Vieh, sondern leben von dem, was sie im Busch finden können. Bevor ich unter diese Menschen kam, hatte ich nach allem, was ich über sie gehört und gelesen hatte, stets angenommen, sie seien alle geschickte Jäger, die ausschließlich von Wildbret lebten. Ich habe jedoch festgestellt, dass dies keineswegs der Fall ist, zumindest in der Region, über die ich hier schreibe. Die Mehrheit von ihnen ist für ihre Existenz fast ausschließlich auf Honig und wilde Früchte, Wurzeln, Beeren usw. angewiesen; und wie man sich in einem Land vorstellen kann, das von der Natur keineswegs reichlich mit essbaren Produkten bedacht wurde, befinden sie sich gewöhnlich in einem Zustand des Halbhungers; in der Tat ist es mir ein Rätsel, wie sie überhaupt überleben. Es ist gewiss kein Land, in dem ich wie unsere Stammeltern im Garten Eden zur Weide geschickt werden möchte. Nur wenige unter ihnen besitzen Geschick bei der Jagd, und selbst diese würde ich nicht als Experten bezeichnen. Sie töten hin und wieder einen oder zwei Elefanten oder ein Nashorn, entweder indem sie sich anpirschen und sie harpunieren oder indem sie sie mit einem an einem schweren Schaft aufgehängten Speer nach dem Prinzip einer „Fallfalle“ erlegen, die auf ihren Wechseln aufgestellt wird; die Waffe ist in beiden Fällen vergiftet. Trotz des Giftes entkommt das Tier jedoch (jedenfalls beim Harpunieren von Hand) häufiger verwundet, als dass es zur Strecke gebracht wird, und erholt sich oft von der Wunde, da ich selbst Elefanten mit alten Verletzungen geschossen habe und wir in einem die Spitze der Waffe fanden. Anderes Wild scheinen sie fast nie töten zu können, außer wenn ihnen gelegentlich eine Giraffe in diese Fallen geht. Ihr leichtestes Opfer ist das Nashorn, das wegen seiner Schläfrigkeit leicht aus nächster Nähe angeschlichen werden kann; infolgedessen sind Nashörner in den von diesen Wilden bewohnten Gegenden selten, und die wenigen, die es gibt, zeigen sich tagsüber kaum außerhalb des dichten Busches.



AUTHOR'S DINING-TABLE IN BOWER.

Um von dieser vorgreifenden Abschweifung zu meiner Reise zurückzukehren. Ich ließ diesmal nur ein halbes Dutzend Männer zur Bewachung meiner Güter in Laiju zurück; denn ich benötigte alle verfügbaren Träger, um Lebensmittel für mich und diejenigen zu transportieren, die mit mir in der Wildnis bleiben sollten. Da mein kleiner, aber starker Palisadenbau inzwischen fertiggestellt war, waren einige wenige im Inneren sicher, falls es während meiner Abwesenheit zu Problemen mit den benachbarten Eingeborenen kommen sollte, und konnten auf meinen Besitz aufpassen. Ich werde keinen detaillierten Bericht über diese Reise von Tag zu Tag geben, da dies ermüdend wäre. Ich reiste zunächst auf einer eher umwegigen Route um das östliche Ende der Jambeni-Kette (die Route, die stets von den Suaheli-Elfenbeinhändlern genommen wird, wenn sie das Ndorobo-Land besuchen), aber anstatt dem Lauf des Gwaso-Nyiro-Flusses aufwärts zu folgen, überquerte ich ihn und schlug mich querfeldein zu einem Berg namens Gwargess durch und von dort zum Fuß der Lorogi-Berge, wo ich an einem kleinen Bach namens El Bogoi ein Lager errichtete. Es gibt an Stellen entlang der Route eine ordentliche Menge Wild, hauptsächlich Oryx und Grant-Gazellen, dazu Zebras beider Arten und einige Nashörner, wo genügend Wasser in Reichweite ist, und hier und da Giraffen, während in geeigneten Lagen vereinzelte Wasserböcke, Impalas und Waller-Gazellen zu finden sind, und gelegentlich Strauße. Ich schoss einen der letzteren, einen Hahn mit recht gutem Gefieder, und war immer in der Lage, genügend Wild zu erlegen, um Fleisch für mich und meine Männer bereitzustellen.

Während der ersten zwei Tage wurden zwölf Bäche überquert, die alle aus der Jambeni-Kette entspringen. Dies sind die Quellgewässer jenes Zweiges des Tana-Flusses, den Chanler und von Höhnel den Mackenzie nannten. Ich sollte in Bezug auf das auf von Höhnels Karte so bezeichnete Gebirge hinzufügen, dass die Eingeborenen diesen Namen in Wirklichkeit nur auf den höchsten Gipfel anwenden und ihn (ebenso wenig wie einen allgemeinen Titel) nicht zur Beschreibung der gesamten Kette verwenden. Am dritten Tag hatten wir das Glück, in einem Loch im felsigen Boden einer Schlucht (die oft völlig trocken ist) Wasser zu finden, in einer günstigen Entfernung vom letzten Bach. Später stellte ich fest, dass dieser Ort auf einer direkteren Route bereits am zweiten Tag erreicht werden kann. Hier fand ich den Schädel eines Großen Kudu, einer Antilope, die in diesem Teil Afrikas äußerst selten sein muss, da mir zuvor noch nie eine begegnet war. Während wir hier waren, kamen zwei oder drei junge Embe-Eingeborene, um Wasser zu trinken. Ich ließ einen ins Lager bringen und befragte ihn, wo sie gewesen seien, da ihr eigener

Distrikt beträchtlich weit entfernt liegt. Er sagte, eine große Gruppe von ihnen sei ausgezogen, um einen Überfall auf die Ndorobos von Lorian zu machen, habe sie aber nicht finden können. Diese Embe-Leute sind ein feiges, aber grausames Volk; sie haben Angst, irgendeinen anderen Stamm anzugreifen, und quälen daher die unglücklichen Ndorobos. Ich sagte ihm meine Meinung dazu und jagte ihm einen ziemlichen Schrecken ein; und der alte „Papa" (der wie auf einer früheren Reise bei mir war), zog sofort mit grimmigem Blick seine zwei bösartigsten Pfeile aus dem Köcher, als er hörte, dass seine Verwandten hätten angegriffen werden sollen. Der erbärmliche Kerl war hin- und hergerissen zwischen Angst und Durst; er zappelte herum, als wollte er weglaufen, und trank abwechselnd, bis ich ihn beruhigte, indem ich über „Papas" rachsüchtigen Gesichtsausdruck laut lachte und ihn seines Weges ziehen ließ, mit dem Rat, die Ndorobos in Frieden zu lassen. Beim Umgehen des Endes der Jambeni-Kette lässt man die Affenbrotbäume hinter sich. Von der Küste herauf waren ihre aufgeblähten Stämme ein gewöhnlicher Anblick, aber hier sieht man die letzten.

Der nächste Lagerplatz liegt an einem sehr formvollendeten Krater. Darüber schrieb ich in mein Tagebuch: „Dies ist ein seltsamer Ort, aber ein unangenehmes Lager. Der Krater ist groß und tief. Am Boden befindet sich ein kleiner See, dessen flaches Wasser sehr stark mit einem Mineral (Natron?) imprägniert ist, das nach Ammoniak riecht und schmeckt. Es kommt in großen weißen Kristallen vor. Es waren Scharen von Embe-Frauen dort, die Mengen dieser Substanz vom Boden des seichten Wassers herauffischten und sie den steilen Pfad in riesigen Lasten auf ihren Rücken hinauftrugen. Ich hob eine an. Ich wage zu behaupten, dass sie nicht weniger als hundert Pfund wog. Es waren auch ein paar Männer mit Eseln da, die sie mit dem Mineral beluden. Es scheint, dass sie es bei den Wakamba gegen Ziegen eintauschen, die es verwenden, um es unter ihren Tabak zu mischen. Das Trinkwasser (unangenehm brackig) wird aus einer von mehreren Gruben nahe dem Seeufer gewonnen; alle anderen liefern (wie man mir sagte) Salzwasser. Ich blickte vom Kraterrand hinunter, stieg aber nicht hinab, da es ein weiter Weg nach unten ist."

Das Land hier umher und in Richtung des Gwaso Nyiro ist furchtbar karg und sehr steinig. An manchen Stellen gibt es große Ebenen und Rücken, fast ohne Vegetation, die aus schwarzer Lava in rauen Fragmenten aller Formen und Größen bestehen. Dies macht das Vorankommen für Männer mit schweren Lasten sehr beschwerlich und ist eine harte Arbeit für ihre Füße, selbst mit Ledersandalen — umso mehr, als wir nun alle Pfade hinter uns gelassen haben, außer den unbeständigen Wildwechseln; es ist zudem schrecklich zerstörerisch für die Stiefel. Glücklicherweise hört die Lava am Gwaso-Nyiro-Fluss auf. Die Lava überlagert Kalkstein, und wo dieser zutage tritt, wie es oft in Flussnähe der Fall ist, kommt das Wasser, das zuvor unterirdisch floss, hier und da in Quellen an die Oberfläche, manche davon sehr groß. Eine, an der ich eines Tages lagerte, war an ihrem Ursprung ein stattlicher Bach, verschwand aber ein Stück weiter unten wieder. Sie war, wie diese Kalksteinquellen hier oft zu sein scheinen, recht warm und das Wasser leicht brackig; sie war voller Blutegel, wie ich zu meinem Leidwesen feststellte, als ich zum ersten Mal darin badete. Mengen von Wild suchen diese Quellen manchmal auf.

Einige der Märsche zwischen den Wasserstellen auf der Nordseite des Flusses waren recht lang und beanspruchten die Männer bei der großen Hitze beträchtlich. Ich sah ein- oder zweimal frische Elefantenfährten, aber da das Land meist sehr offen ist, scheinen die Elefanten es nur in der Nacht zu durchqueren, außer vielleicht während der Regenzeit. Ich musste zwei oder drei Tage am Fluss warten, bevor ich weiterzog, um jemanden vorauszuschicken, der nach Wasser suchte, da unsere Führer keine genaue Kenntnis des Landes hatten, durch das ich zu reisen wünschte. Während des Wartens schoss ich jeden Tag etwas, um den Vorrat an Rindfleisch für alle Beteiligten aufrechtzuerhalten, meist Oryx. Das beste Gehörn maß 33 Zoll (Weibchen), das längste, das ich bis dahin

bekommen hatte. Von zwei dieser Tiere, die sehr fett waren, erhielt ich eine gute Menge Milch, sehr reichhaltig und ein großer Genuss im Tee. Man kann im „Bara“ keinen größeren Luxus haben als frische Milch, eine sehr seltene Kostbarkeit in Ost-Zentralafrika. Ich verwende immer Honig, den man gewöhnlich von den Eingeborenen bekommen kann, als Ersatz für Zucker. Auf Letzteren lernt man zu verzichten, wie auf alle „Notwendigkeiten“ des zivilisierten Lebens, mit Ausnahme von Salz, Seife und Tee, von denen ich immer versuche, ausreichend mitzuführen. Für andere Dinge, wie Mehl, muss man das ersetzen, was das Land, durch das man reist, hervorbringt. Der alte „Papa“ pflegte gewöhnlich mit mir zur Jagd zu gehen. Die Ndorobos lieben das Blut frisch getöteter Tiere, und wenn eines aufgebrochen wird, stecken sie ihre Köpfe in die Brusthöhle und trinken das warme Blut oder nehmen doppelte Hände voll der gerinnenden Lebensflüssigkeit und saugen die Klumpen mit dem Mund auf. Bei einer Gelegenheit ließ ich „Papa“ einen Bock, der noch nicht ganz tot war, in die Brust stechen, um ihn sofort zu töten, ohne die Kopfhaut zu verletzen, wie es beim Durchschneiden der Kehle der Fall wäre. Als das Blut herausspritzte, ging er auf die Knie, setzte den Mund an die Wunde und saugte es mit höchstem Genuss auf. Es gibt noch einige wenige Elenantilopen auf der Nordseite des Gwaso Nyiro, Überlebende der großen Rinderpest vor einigen Jahren, und in ein oder zwei Gegenden habe ich die Fährten von sehr wenigen Büffeln gesehen. Ich schoss einen prächtigen Bullen der erstgenannten Art und bei meiner Rückkehr eine Kuh, die einzigen Elands, die ich auf der ganzen Reise erlegte. Einen einzigen Büffel habe ich nie zu Gesicht bekommen.

NDOROBO HUNTERS.
(From a Photograph by Dr. KOLB.)

Das Schießen des erstgenannten Bullen trug sich folgendermaßen zu. Wir hatten nach einem langen Marsch eine Felsmulde mit Wasser in einem kleinen Koppie nahe einem trockenen Sandfluss erreicht, den die Ndorobos Njangitomara (Giraffe) nennen. Dieser Ort ist, wie viele andere, die nach Tieren benannt sind, offensichtlich immer noch treffend bezeichnet, denn Giraffen gibt es dort heute im Überfluss: ein auffallender Kontrast zu den Flüssen usw. des Transvaal, die so häufig nach Wild benannt sind, von dem nichts als der Name überlebt hat. Das Land war offen, abgesehen von vereinzelten niedrigen Mimosen; aber anstatt Gras bedeckten stachelige Pflanzen und Sträucher den

Boden. Ich war mit meinem Fernglas auf den Koppie geklettert und hatte in der Ferne einen Strauß und ein Nashorn mit einem großen Kalb ausgemacht; und da ich begierig war, etwas Fleisch für meine Karawane zu bekommen, ging ich mit dem alten „Papa“ hinaus, um etwas zu schießen. Ich fand die beiden Nashörner liegend vor und kam dicht an sie heran. Ich war gerade im Begriff, der Großen in den Kopf zu schießen, als sie ihre Position änderte; und als ich versuchte, weiter herumzugehen, um einen Seitenschuss zu erhalten, wurde sie sich auf irgendeine Weise meiner Nähe bewusst (vielleicht hörte sie mich — sie konnte mich nicht gewittert haben, da der Wind richtig stand) und sprang plötzlich auf und wandte sich mir zu. Ich war in der Tat sehr nah und wollte nicht warten, also feuerte ich so gut ich konnte auf ihre Kehle; denn wegen der Art, wie sie stand, war ihre Brust nicht entblößt. Es tat mir hinterher sehr leid, dass ich gefeuert hatte, denn sie galoppierte davon, und obwohl wir der Schweißfährte eine weite Strecke folgten, hielt sie, wie üblich, wenn ein Nashorn erst einmal richtig weg ist, meilenweit durch, und wir mussten es aufgeben. Ich war über diesen abscheulichen Patzer besonders verärgert, da ich es hasse, ein Tier nutzlos zu verwunden, und ich an diesem Tag besonders dringend Fleisch brauchte.

Als wir bei unserer Rückkehr in Richtung des oben erwähnten Flussbettes schwenkten, erblickte ich bald zwei Elands zwischen einigen Dornbüschen. Ich versuchte sie anzupirschen, aber sie sahen mich und machten sich davon; jedoch nicht direkt weg, und als sie mich im schwingenden Trab kreuzten, gab ich dem zweiten (einem großen Bullen) mit meiner .450er (Vollmantelgeschoss) einen guten Schuss, wenn auch ein wenig weit hinten. Ich folgte im vollen Lauf und holte ihn nach einem harten Abwärtssprint ein, sehr krank und im Schritttempo ziehend. Als ich näher herankam, gab ich ihm einen perfekten Schuss hinter das Blatt, und er galoppierte in das nahegelegene Flussbett und brach zusammen — ein prächtiges, massiges Tier und fett. Die Kuh wartete, und ich hätte auch sie schießen können, dachte aber „genug“ und ließ sie ziehen. Während Männer geholt wurden, um das Fleisch zu tragen, häutete ich den Kopf, ein schönes Stück. Ich hatte eine schwere Arbeit, das Eland allein mit der schwachen Hilfe des armen alten „Papa“ umzudrehen, aber es gelang. Ich kam spät im Mondschein zurück, zufrieden, da sich der Verlust des Nashorns am Ende doch als Glücksfall erwiesen hatte. Auf unserem Weg zum Lager wurden wir von einem Nashorn angegriffen. Ich war gezwungen, ihm in Selbstverteidigung einen Schuss zu geben, der es abdrehen ließ. „Papa“ flitzte blitzschnell davon und schrie dann auf, sehr zu meiner Belustigung. Er lachte später selbst herzhaft darüber und pflegte die Art nachzuahmen, wie er geschrien hatte, und machte sich über seine eigene Bestürzung lustig. Es ist gewiss unangenehm, im Dunkeln von einem großen, schnaubenden Biest angegriffen zu werden. Mein Koch war erfreut über eine riesige Masse Fett aus der Umgebung des Herzens des Elands, die seine Bratpfanne für einige Zeit versorgte.

Als wir uns den Lorogi-Bergen näherten, wurde die Vegetation, die weiter hinten verdörrt gewesen war, allmählich grüner und am Fuße der Kette war sie vollkommen frühlingshaft. Auch die Menge des schlammigen Wassers im Seya-Fluss zeigte, dass auf den Hügeln viel Regen fiel, und die Gipfel waren oft in schwere Wolken gehüllt, von denen manche Schauer oft das Tiefland darunter erreichten. Auch die Luft fühlte sich ganz anders an, eine angenehme Weichheit deutete auf eine feuchtere Atmosphäre hin; in der Tat schienen wir in ein anderes und viel angenehmeres Klima geraten zu sein als das extrem trockene des offenen Landes hinter uns. Ich errichtete mein Lager am El Bogoi, einem angenehmen kleinen klaren Bach, wenige Meilen vom Fuß der Kette entfernt, und schickte sofort zwei Drittel meiner Männer zurück, um mehr Lebensmittel aus Laiju zu holen. Ich beabsichtigte, hier auf ihre Rückkehr zu warten (die ich in etwa zwanzig Tagen erwartete), und dann zum Donyo le Nyiro (Mt. Nyiro) am Südende des Rudolfsees vorzustoßen, von dem man mir berichtet hatte, er sei der beste Distrikt für Elefanten. Ohne Esel wusste ich, dass ich weiter nördlich als dort nichts ausrichten konnte. Ich

vertraute auf mein Glück, dass mein Lager in einer geeigneten Nachbarschaft aufgeschlagen war; und obwohl ich dort zu jener Zeit keinen Erfolg hatte, erwies es sich schließlich als eine so vorteilhafte Position, wie ich sie im Distrikt nur hätte wählen können.

Es dauerte ein paar Tage, bis wir die Ndorobos dieses Distrikts fanden, aber ich schloss später enge Freundschaft mit ihnen. Sie zeigten mir, wo ich nach Wild suchen musste, da es in unmittelbarer Nähe keines gab; und wenn ich mehr schoss, als ich zur Ergänzung der halben Rationen meiner eigenen Männer benötigte, war es für diese unvorsorglichen, aber angenehmen Wilden immer ein Glücksfall; wie zum Beispiel an einem Tag, als ich das Glück hatte, einen Bullen und eine Kuh der Giraffe, rechts und links, zu erlegen. Ich gab ihnen den Bullen (der eine Höhe von 16 Fuß maß), während die Kuh mich und meine Männer mit einem reichlichen Vorrat an gutem Fleisch versorgte und mir zudem den Luxus frischer Milch bescherte; sie brachten mir zum Dank Geschenke von vorzüglichem Honig. Man ist manchmal fast versucht zu glauben, dass diese Menschen eine besondere Fähigkeit besitzen, die es ihnen ermöglicht, die Anwesenheit von Fleisch im Lager zu erahnen. Kaum ist Wild erlegt, tauchen sie auf, genau wie die Geier. Es liegt nicht nur daran, dass sie diesen Vögeln folgen (obwohl sie das tun), denn Geier fehlen unter keinen Umständen jemals in der Umgebung des Lagers. Ich habe das Gleiche bei Eingeborenen in Südafrika bemerkt.

Obwohl Elefanten in der Gegend waren und ich oft hinter ihnen herging, war ich ausnahmslos glücklos, und während der Zeit, in der ich auf die Rückkehr meiner Männer wartete, erlegte ich keinen einzigen; zwei- oder dreimal boten sich Gelegenheiten, aber in jedem Fall schaffte ich es aus dem einen oder anderen Grund nicht, zum Erfolg zu kommen. Zweimal gab ich zwar Schüsse ab, wenn auch schlechte, aber beide Tiere entkamen. Der Busch ist dicht und dornig und von großer Ausdehnung, und die Elefanten sind nie anderswo als in den dichtesten Teilen zu finden, während ich und die Ndorobos uns erst an die gegenseitigen Gewohnheiten und den Jagdstil gewöhnen mussten. Ich verschwendete auch viel meiner Zeit mit der Jagd nach Fleisch für meine Männer, was mich ziemlich hart arbeiten ließ, da Wild in beträchtlicher Entfernung gesucht werden musste. Um ein Beispiel zu geben: Eines Tages brachten mir einige meiner Ndorobo-Freunde die Nachricht, dass sich in einem Tal ein Stück nördlich einige Elefanten befänden. Ich brach am nächsten Morgen als Erstes mit ihnen auf und nahm einige meiner Männer mit, um einige Notwendigkeiten zu tragen, damit ich im Freien schlafen konnte, jedoch kein Zelt. Auf dem Weg schoss ich einer Oryx-Antilope das Blatt durch, und meine kleine Hündin stellte sie; aber bevor ich herankommen konnte, um ihr einen weiteren Schuss zu geben, kam sie zu mir zurück, ließ das Tier entkommen, und es verschwand im dichten Busch und war unglücklicherweise verloren. Weiter vorne tötete ich jedoch eine Gazelle, was ausreichte, um den Hunger für diesen Tag fernzuhalten.

Nachdem ich die zusätzlichen Männer mit meinen Sachen an einer kleinen Quelle am Kopf des Tales gelassen hatte, in dem der Busch lag, in dem die Elefanten sein sollten, ging ich mit den zwei Ndorobo-Führern und meinen Gewehrträgern weiter, um nach ihnen zu suchen. Wir fanden die Fährte einer kleinen Herde von Kühen und Kälbern und kamen nach viel Mühe schließlich dicht an sie heran. Aber der Wind war unbeständig und kam, wie es so oft in diesen dichten Büschen unter den Hügeln der Fall ist, in ärgerlichen Wirbeln; und bevor wir an sie herankommen konnten, hatten sie unseren Wind bekommen und waren bereits auf der Flucht. Obwohl wir ihnen eine Strecke folgten, war die einzige Genugtuung, die ich erhielt, ein flüchtiger Blick auf sie, wie sie davonmachten, ohne die Chance auf einen Schuss, da der Busch zu dicht war, um an sie heranzulaufen. Am nächsten Morgen brach ich wieder früh auf, obwohl ich mich nach einer schlechten Nacht wegen der Rauheit des Bodens, auf dem ich geschlafen hatte, eher matt fühlte. Wir machten einen langen Marsch durch dichten Busch, fanden aber keine frische Fährte, so

dass ich mich am Nachmittag in offeneres Land vorarbeitete, um nach anderem Wild für Fleisch zu suchen. Nachdem ich enttäuscht worden war, keinen Schuss auf eine einzelne Giraffe abgeben zu können, die auf dem Weg dorthin nahe an mir vorbeigekommen war, hatte ich beim Erreichen des offenen Geländes Erfolg und erlegte zwei Oryx-Antilopen mit ebenso vielen Schüssen sowie ein Stück weiter ein Impala und eine Gazelle mit drei weiteren. Ich gab den Ndorobo-Führern eine Oryx-Antilope und schickte nach meinen Männern, damit sie alle meine Sachen zu einigen kleinen Felsmulden mit Wasser brachten, von denen ich wusste, dass sie näher lagen als unser Lager der letzten Nacht, und um das Fleisch dorthin zu tragen. In der Zwischenzeit setzte schwerer Regen mit Donner ein, der anderthalb Stunden dauerte, alles sehr ungemütlich machte und uns gründlich durchnässte. Schließlich kamen wir in der Abenddämmerung sehr nass, müde und hungrig zum Wasser zurück, nur um meinen erbärmlichen Koch und den Jungen zitternd unter den triefenden Büschen stehen zu sehen; sie warteten auf Streichhölzer, hatten aber nie daran gedacht, Brennholz zu sammeln oder irgendetwas vorzubereiten. Natürlich hatte auch niemand daran gedacht, einen Eimer verkehrt herum über unseren Sack Mehl zu stellen, um ihn trocken zu halten. Ich schickte sie sogleich los, um Brennholz zu suchen, während ich mich daran machte, etwas trockenes Holz aus dem Inneren der dicksten Äste, die ich finden konnte, herauszuhauen und es mit meinem Messer in dünne Streifen und Späne zu spalten. Bald entfachte ich ein Feuer, das nach und nach aufloderte, zum Trost des ganzen Lagers wurde und das Fleisch für jeden röstete. Dann musste ich das Fleisch verteilen, meine Gewehre reinigen, die sehr nass waren (eine Arbeit, die ich immer selbst erledige), und mich heiß abwaschen; so dass es elf Uhr war, bevor ich zu Abend aß, und sicher Mitternacht, bis ich ins Bett kam. Aber bei der Jagd muss man die Dinge nehmen, wie sie kommen, an einem Tag so und am anderen so. Glücklicherweise hörte der Regen bei Sonnenuntergang auf, und ich hatte es am Ende trotz der widrigen Umstände gemütlich genug und schlief gut bis zum Morgen. Es war ein harter Arbeitstag gewesen, aber ich war in guter, harter Verfassung und robuster Gesundheit und machte mir nichts daraus. Hätte ich darauf gewartet, dass meine Suaheli-Diener das Feuer machten, wäre ich vielleicht hungrig und fröstelnd zu Bett gegangen; denn sie sind absolute Stümper darin, wenn alles nass ist, und verschwenden eine Schachtel Streichhölzer, indem sie mit ein paar nassen Stöcken herumhantieren, ohne jemals ein Feuer anzubekommen.

Über meinen Aufenthalt in diesem Distrikt zu jener Zeit, während ich auf die Rückkehr meiner Lebensmittelkarawane wartete, gibt es sonst nichts von besonderem Interesse zu berichten, es sei denn die Maße eines sehr feinen Zebra-Hengstes der größeren Art (grevyi), die ich unmittelbar nach dem Tod sehr sorgfältig nahm, da ich von den kraftvollen Proportionen dieser sehr ansehnlichen Tiere sehr beeindruckt war. Diese waren wie folgt: Höhe am Widerrist, 4 Fuß 11 Zoll (oder knapp einen Zoll unter 15 Handbreit); Länge vom Schopf bis zum Schwanzansatz, 6 Fuß 8 1/2 Zoll; desgleichen bis zum Schwanzende (ohne Quaste), 8 Fuß 1 Zoll; Umfang hinter dem Blatt, 5 Fuß 9 1/2 Zoll. Es scheint schade, dass solch kräftige und nützlich aussehende Tiere in einem Land nicht genutzt werden sollten, in dem es solche Schwierigkeiten mit dem Transport gibt und in dem alle unsere Haustiere, einschließlich des bescheidenen Esels, so anfällig für Krankheiten sind. Es ist seltsam, dass, obwohl diese Zebras in ihren Proportionen, ihrem Gang und der Form ihrer Hufe weitaus pferdeähnlicher sind als die Burchell-Zebras, ihre Ohren viel größer sind, während der Ruf dem des Esels sehr viel ähnlicher ist.

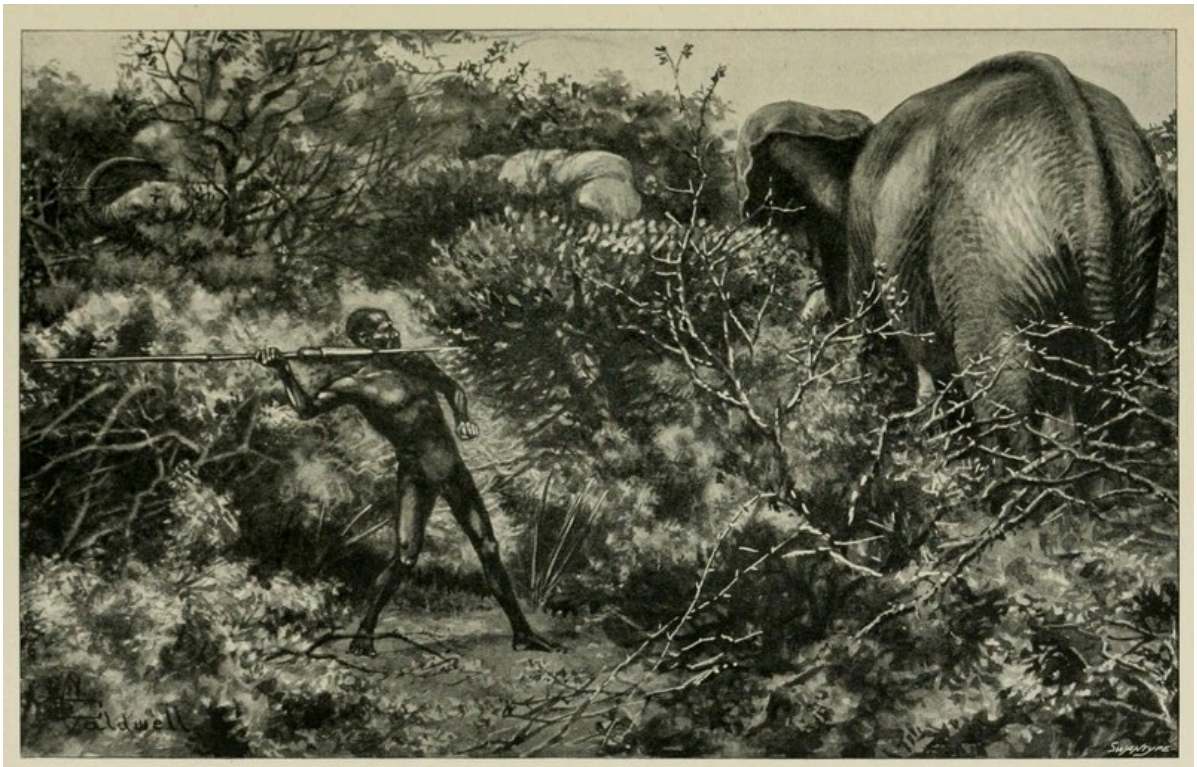
Da meine Männer nicht zurückkehrten, als ich sie erwartete, entschloss ich mich, keine Zeit mehr zu verschwenden, sondern ohne sie vorzustoßen. Dementsprechend baute ich eine Hütte, um die Lebensmittel zu lagern, die ich nicht tragen konnte, und ließ zwei Männer als Wache zurück (von denen ich wusste, dass die Ndorobos sie nicht belästigen würden). Ich brach mit zehn Mann zum Mount Nyiro auf. Er wurde am ersten Tag weit im Nordwesten sichtbar. Am zweiten Tag ließen wir das Buschveld hinter uns und

betraten völlig offenes Land, das jedoch nicht grasbewachsen, sondern mit dornigen und anderen Pflanzen bedeckt war, sehr grün aussah und recht angenehm war; die Luft war duftend vom Geruch von Blumen und aromatischen Kräutern. Wasser ist jedoch knapp, und das Vorankommen recht beschwerlich, da der Boden steinig ist und viel weißen Quarz enthält.

KAPITEL IV (Fortsetzung)

Wo das Wasser nicht zu weit entfernt war, gab es reichlich Zebras (hier hauptsächlich Grevy-Zebras); über eines (eine Stute), das ich am zweiten Tag zur Fleischversorgung schoss, schrieb ich: „Ein liebliches Geschöpf, sehr fett und so glänzend wie ein gut gepflegtes und gefüttertes Stallpony." Dieser Teil wird von den Ndorobos „Ongata Ndamez" genannt, das heißt „Kamel-Veld"; weiter entfernt, wo sich hohe Ebenen mit kurzem, süßem Gras erstrecken, sind sie als „Ongata Barta" – „Pferde-Weide" – bekannt. Diese Namen sind Überbleibsel eines Stammes, der solche Tiere besaß und früher diesen Distrikt aufsuchte; heute ist er völlig unbewohnt.

Zwischen diesen beiden Gebieten liegt eine lange, wasserlose Strecke, die unser alter Ndorobo-Führer noch verlängerte, indem er uns auf einen Umweg führte. Wenn man bedenkt, dass er zugab, seine Kenntnisse des Landes stammten von einem Raubzug, an dem er als junger Mann teilgenommen hatte – was nach seinem Alter zu urteilen vierzig bis fünfzig Jahre her sein musste –, war es nicht verwunderlich, dass er in der Nacht ein wenig die Orientierung verlor, zumal sein Sehvermögen ziemlich mangelhaft schien. Aufgrund des Kurses, den wir im Verhältnis zum Mond steuerten, und meiner Kenntnis der Lage des Mount Nyiro vermutete ich einen Navigationsfehler. Unglücklicherweise achtete unser Lotse, wie Eingeborene im Allgemeinen, nicht auf die Kompassnadel; und da ich die verschlungenen Routen kannte, die sie aus verschiedenen (oft triftigen) Gründen wählen, verzichtete ich darauf, den „Mann am Steuer" anzusprechen – denn ich hatte aus Erfahrung gelernt, dass Einmischung Ärger verursachen kann. Als er seinen Fehler entdeckte, erklärte der alte Idiot lächelnd, er habe den falschen Hügel angesteuert, und zwar mit derselben Gleichgültigkeit, mit der er im letzten Lager aufgebrochen war, ohne uns zu warnen, dass es ein weiter Weg bis zum nächsten Wasser sei. Ich stellte nun fest, dass die Informationen über die Entfernungen auf dieser Route, die mir der Reisende gegeben hatte, den ich getroffen hatte, sehr irreführend waren; tatsächlich hatte er selbst dieses Land gar nicht erreicht.

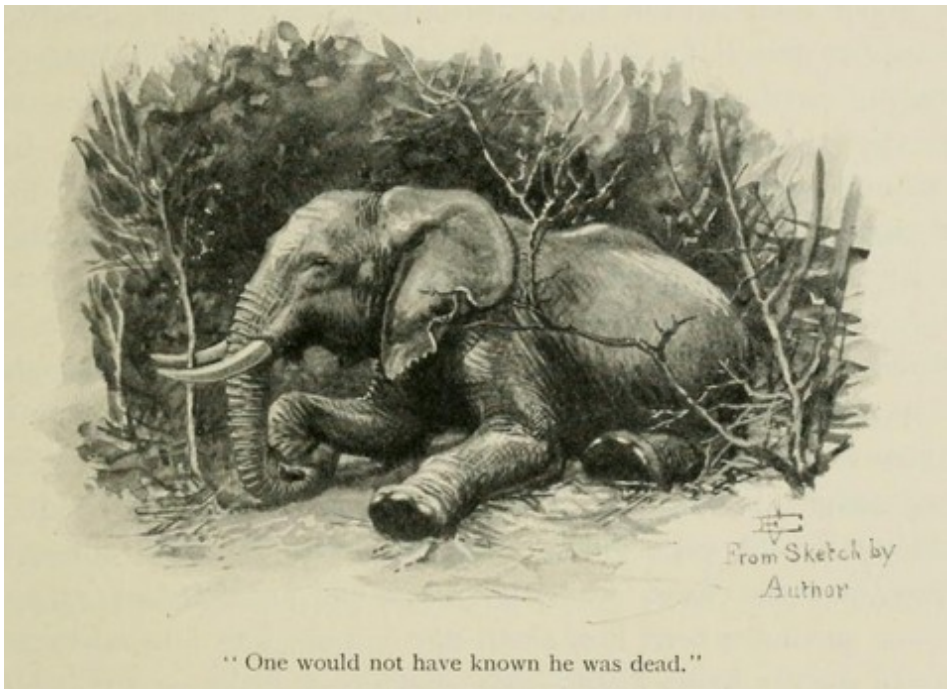


NDOROBO HUNTER HARPOONING AN ELEPHANT.
"Creeping stealthily up . . . he delivers his blow and instantly dives through the bush."

Insgesamt brauchten wir einen Tag und den größten Teil der Nacht, um diese Etappe zu bewältigen. Die Träger waren ziemlich erschöpft, und wir mussten schließlich die Lasten zurücklassen, um zum Wasser zu gelangen, das wir kurz vor der Morgendämmerung erreichten. Es ist nicht das erste Mal, dass ich das Quaken von Fröschen in Zentralafrika als die köstlichste Musik empfunden habe, als wir uns endlich dem ersehnten „Bach in der Wüste" näherten. Wie liebevoll betrachtet man nach einem langen, mühsamen Marsch durch wasserlose Wildnis das „Rohr und Schilf" am Tümpel oder an der Quelle im verdörrten und durstigen Land! Hier (Ongata Barta) gab es große Herden von Oryx-Antilopen und Grant-Gazellen – sowohl die Menge des Wildes als auch das Aussehen des Landes erinnerten mich an das „High Veld" des Transvaal in alten Zeiten. Von dort bis zum Fuß des schroffen Bergmassivs namens „Donyo le Nyiro", wo ein klarer, kräftiger, kalter Bach über ein felsiges Bett durch eine tiefe Schlucht rauscht, liegt eine weitere lange Durststrecke, die für uns durch den nächtlichen Irrtum unseres alten Führers noch verlängert wurde.

Dies erwies sich als eine fruchtlose und völlig enttäuschende Reise. Das Land war offen und trocken und zu dieser Zeit, soweit ich vordrang, völlig frei von Elefanten. Weiter wagte ich wegen unserer geringen Vorräte nicht vorzustoßen. Es gelang uns nicht, Kontakt zu den im Gebirge lebenden Eingeborenen (Samburu) aufzunehmen, da sie misstrauisch waren und nichts anderes taten, als vor uns mit ihrem Vieh in die Bergfestungen zu fliehen, wenn wir versuchten, nahe genug heranzukommen, um ihnen zuzurufen. Folglich konnten wir keine Informationen von ihnen erhalten; und da wir in unserem vorherigen Lager einige Wakamba gesehen hatten, die aus dieser Gegend kamen, war die Aussicht gering, das gesuchte Wild zu finden. Denn diese Leute, die südlich des Tana leben, jagen in großen Gruppen, durchstreifen das Land über weite Strecken und treiben, indem sie mit ihren Giftpfeilen weit mehr Tiere verwunden als töten, die Elefanten aus dem gesamten Distrikt. Zudem war ich bestrebt, meine Lebensmittelkarawane (der ich in El Bogoi die Nachricht hinterlassen hatte, mir zu folgen) am Weiterziehen zu hindern, nachdem ich sah, dass dieser Ausflug ein Fehler war;

so blieb ich nur zwei oder drei Tage, bevor ich meine Schritte zurück zu meinem Lager am letztgenannten Ort lenkte.



"One would not have known he was dead."

Während ich am Nyiro war, fand ich bei der Jagd nach Fleisch ein Straußennest mit nicht weniger als achtundzwanzig Eiern. Es war eine große Enttäuschung, festzustellen, dass sie bereits hart bebrütet waren. Ich schoss den Hahn, aber er hatte ein schlechtes Gefieder. Auf meiner Rückreise hatte ich die leichte Chance, einen prächtigen Eland-Bullen zu schießen, als er auf uns zukam, während wir eines Tages rasteten. Er war in Begleitung von vier Kühen und lief bis auf kurze Distanz heran, bevor er uns bemerkte, da der Wind zufällig günstig stand. Da es jedoch mitten in unserem längsten Marsch war und wir weder das Fleisch noch seinen prachtvollen Kopf hätten tragen können, widerstand ich der Versuchung, ihm etwas zuleide zu tun, obwohl mein Koch klagte, dass seine Abteilung kein Fett mehr habe. Das Wild, das ich auf dieser Reise zur Fleischversorgung schoss, bestand aus Giraffen, Zebras, Oryx und Grant-Gazellen. Eine männliche Oryx, die ich erlegte, hatte nur ein Horn, was ihr eine seltsame Ähnlichkeit mit dem Einhorn der Heraldik verlieh. Das andere Horn musste in der Jugend an der Basis abgebrochen sein, da die Haut völlig über die Stelle gewachsen war. Ich behielt den Schädel, aber unglücklicherweise verdarb die Kopfhaut, sonst wäre es im präparierten Zustand eine Kuriosität gewesen. Als ich wieder in die Nähe der Lorogi-Berge kam, streifte ich am Fuße der Kette entlang in der Hoffnung, Elefanten zu finden, aber es gab dort zu dieser Zeit keine frische Fährte.

So war ich, als ich El Bogoi wieder erreichte, zwei Monate von meinem Laiju-Boma weg gewesen, ohne einen einzigen Elefanten erlegt zu haben – wahrlich keine hoffnungsvolle Aussicht, um die Kosten meiner recht großen Karawane zu decken, die Monat für Monat weiterliefen, während die Waren, die ich in der Hoffnung auf Elfenbeinhandel von der Küste mitgebracht hatte, ungenutzt herumlagen. Doch schließlich erreichte ich eine günstigere Wendung in meinem langen Schicksalsweg, und während des folgenden Monats hatte ich eine ordentliche Portion Glück bei den Elefanten im Distrikt um El Bogoi. Von dieser Jagd will ich nun versuchen, einen Bericht zu geben.

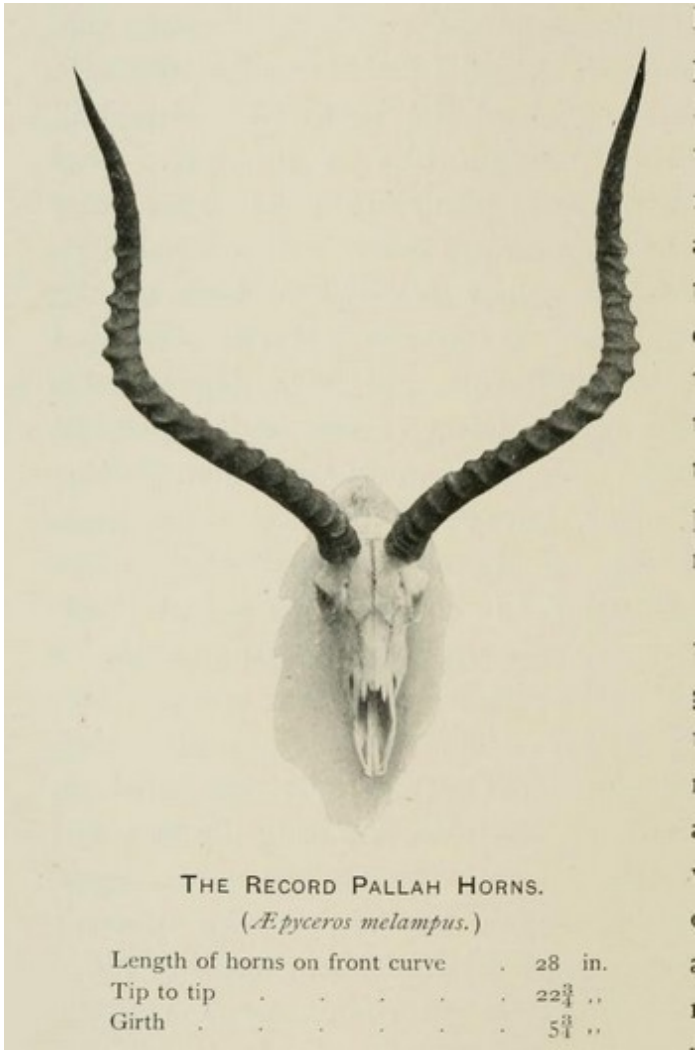
KAPITEL V

DIE ELEFANTENJAGD DER NDOROBO

Als ich in mein dortiges Lager zurückkehrte, wurde ich von meinen Ndorobo-Freunden herzlich begrüßt, die mir (natürlich) erzählten, dass es während meiner Abwesenheit zahllose Elefanten in der Nachbarschaft gegeben habe und (was wichtiger war), dass einige immer noch den ausgedehnten Dschungel zwischen hier und dem Seya-Fluss aufsuchten. Es tat mir jedoch sehr leid, vom Tod eines der Ndorobo-Elefantenjäger zu hören, den ich gut kennengelernt hatte. Es geschah folgendermaßen: Er war hinter einigen Elefanten hergewesen und hatte sich, als er nahe an sie herangekommen war, auf den Angriff vorbereitet, indem er einen Bolzen in den Griff seiner Harpune einpasste. Ich sollte vorab erklären, dass ein Ndorobo-Jäger bei der Elefantenjagd einen (ziemlich schweren) hölzernen Harpunengriff und einen großen Köcher mit einer Reihe von Bolzen mit rasierklingenscharfen Eisenköpfen bei sich führt, deren Schäfte in den Griff passen. Die Bolzen sind mit dem tödlichen Gift bestrichen, das sie aus einem bestimmten Holz gewinnen, das in den Bergen wächst, und jeder ist sorgfältig in einen dünnen, eigens dafür präparierten Hautstreifen eingewickelt. Wenn er sich dem Wild nähert, nimmt er zwei dieser Bolzen heraus, entfernt die Hautumhüllung, passt einen mit größter Genauigkeit in den Griff ein, den er in der rechten Hand trägt, während er den Ersatzbolzen in der linken hält. Dann betritt er den Busch vollkommen nackt, nachdem er seinen Hautumhang, den Gürtel mit dem Jagdmesser und alles andere, was er bei sich tragen mag, abgelegt und zusammen mit seinem Köcher zurückgelassen hat. Er schleicht sich durch das Dickicht bis auf wenige Schritte an den nächsten (oder den am günstigsten stehenden) Elefanten heran, während er sich gegen den Wind nähert, führt seinen Schlag mit aller Kraft aus und taucht sofort in den Busch ab, um einem möglichen Angriff zu entgehen. Nachdem die Elefanten geflohen sind, hebt er seinen Harpunengriff auf, setzt seinen Ersatzbolzen ein und folgt ihnen. Die tödlichste Stelle, auf die man mit dieser Waffe zielt, ist der Teil des Bauches, in dem die Dünndärme liegen, etwa an der Flanke. Im vorliegenden Fall war mein Freund wie beschrieben vorgegangen; da er jedoch nicht sofort bis auf Schlagdistanz an sein Wild herankommen konnte, hatte er sich hingesetzt, um Tabak zu kauen, und seine Waffen neben sich abgelegt. Als er sie beim Aufstehen wieder aufnahm, ritzte eine der extrem scharfen Spitzen sein Bein, was dazu führte, dass er die Stelle nicht mehr verlassen konnte und sofort starb.

Vielleicht kann ich den Bericht über meinen ersten Erfolg nach dieser langen Pechsträhne am besten aus meinem Tagebuch zitieren, wie ich ihn damals niedergeschrieben habe. Ich war von meinem Standlager in ein provisorisches Lager in der Nähe des Buschteils gezogen, in dem die Elefanten gemeldet worden waren. „Ndorobo-Elefantenjäger kam früh und sagte, eine Herde Elefanten sei im Busch. Ich ging mit ihm kurz nach Sonnenaufgang zum Fuß der Bergkette, wo sich dichter Busch fast ohne Unterbrechung über Meilen erstreckt. Bald stießen wir auf jede Menge ganz frische Fährten; aber bevor wir in die Richtung folgten, die die Elefanten eingeschlagen hatten, arbeiteten wir uns auf die Leeseite vor und drangen dann ein. Mein Führer nahm häufig Staub vom Boden auf und ließ ihn durch seine Finger rieseln, um die Luftströmungen zu prüfen, obwohl ich es persönlich vorziehe, Gras zu zerreiben, da trockenes, in der Hand zerbröseltes Gras empfindlicher auf den leisesten Hauch reagiert. Bald hörten wir die Elefanten ihre eigentümlichen Geräusche machen und stießen wieder auf warme Fährten, denen wir vorsichtig folgten. Schon nach kurzem Verfolgen war das feierliche Magenkrummeln zu hören, das so oft warnt, dass das Wild dicht voraus ist, obwohl es noch im dichten Busch verborgen liegt. Ich schlich mich voran (nachdem ich meine übrigen Begleiter

zurückgelassen hatte), bis der Ndorobo mir Platz machte, um ihn zu passieren. Der Busch, obwohl ein dichtes, dorniges Gestrüpp, ist durch die Elefantenpfade wie ein Schachbrettmuster durchzogen. Als ich um eine Ecke bog, erblickte ich nur wenige Meter entfernt drei Elefanten, die auf einem kleinen freien Platz standen. Der nächste (ein großer) stand mit dem Rücken zu mir und schien sich damit zu amüsieren, Staub aufzusammeln und über seinen Rücken zu werfen. Zwei andere standen gegenüber, in Seitenansicht; einer klein mit wenig Elfenbein, der andere ein großer Kerl, aber mit nur mäßigen Stoßzähnen. Letzterer war mein Ziel. Er schien mich zu sehen und drehte den Kopf ein wenig zu mir, was die Perfektion des Schusses etwas beeinträchtigte. Ich wollte jedoch nicht länger als ein paar Sekunden warten, aus Angst, die Chance zu verlieren, und verpasste ihm eine Kugel in die Schläfe, an der Stelle, die mir richtig erschien. Er brach beim Schuss zusammen, erhob sich aber sofort wieder, taumelnd und schwindelig. Ich war bereit für ihn und gab ihm den zweiten Lauf (die anderen waren geflohen). Er stürzte nicht erneut, sondern torkelte benommen umher. Ich blieb dicht an seiner Seite, und als er versuchte wegzukommen, gab ich ihm noch ein paar Schüsse in die Herzgegend. Einmal bekam er meinen Wind (da ich unvorsichtigerweise auf die falsche Seite geraten war) und machte einen kurzen Ausfall; ich hinterher, wobei ich meinen Hut verlor und mir Arme, Gesicht und Kleidung an den Dornen zerriss. Ich war die ganze Zeit so nah, dass ich die Mündung meines Gewehls leicht gegen ihn hätte drücken können; zweifellos sah er mich deshalb nicht, weil ich mich hinter seinem Sichtfeld befand, sonst hätte er mich angegriffen. Aber er konnte nicht weit und hielt bald wieder an, scheinbar in den letzten Zügen. Er schien einmal zu versuchen, durch ein dichtes Gebüsch auf mich zuzukommen, aber seine Kraft versagte, und er sank nach hinten in eine merkwürdige sitzende Haltung zurück, seine Hinterbeine beiderseits seines riesigen Bauches nach vorne gestreckt, die Vorderbeine gespreizt, während sein Kopf völlig aufrecht gehalten wurde, da ein Stoßzahn gegen einen kleinen Baum drückte. Man hätte nicht gewusst, dass er tot war, außer dass nun die seltsamen rumpelnden Geräusche, die er die ganze Zeit gemacht hatte, aufgehört hatten. Er war ein großer Bulle, aber seine Stoßzähne waren klein (etwa 40 Pfund pro Stück).“



THE RECORD PALLAH HORNS.

(*Æpyceros melampus.*)

Length of horns on front curve	28 in.
Tip to tip	22¾ ,,
Girth	5⅛ ,,

Ich war froh, den Bann gebrochen und endlich wieder einen Elefanten getötet zu haben. Entgegen meiner Gewohnheit folgte ich dem Rest der Herde an diesem Tag nicht weiter, da ich an einem Anfall von Fieber litt und, nachdem ich die Sonne auf den Kopf bekommen hatte, mich erschöpft fühlte. Mein Ndorobo-Jäger brannte darauf, seine Familie zu holen, um mit dem Zerlegen des Fleisches zu beginnen. Die gesamte Gemeinschaft der Ndorobos verlegte nun ihr Quartier und lagerte in der Nähe des Kadavers, um nah an ihrer Arbeit zu sein; und für mehrere Tage konnte ich keinen von ihnen dazu bewegen, mit mir auf Jagd zu gehen, so sehr waren sie mit Schlemmen und dem Trocknen von Fleischstreifen und sogar Hautstücken für den späteren Gebrauch beschäftigt. Denn wenn sie der Hunger treibt, was sehr häufig vorkommt, greifen sie gerne auf alte Stücke von Elefanten- oder Nashornhaut zurück, die sie kochen und essen. Es ist ein seltsamer Anblick, eine Gruppe dieser Leute – Männer, Frauen und Kinder – zu sehen, wie sie wie Ameisen an einem großen Käfer um, auf und im Kadaver eines Elefanten herumschwärmen, förmlich im Blut waten und sich prächtig amüsieren.

Ich selbst war gegen eine zweitägige Ruhepause nicht abgeneigt, da ich Fieber hatte; denn obwohl ich durch viele frühere Begegnungen mit diesem Feind afrikanischer Reisender während langer Jahre in ungesunden Regionen so gründlich „gepökelt“ und fieberfest bin, dass ich nie bettlägerig oder unfähig zu notwendiger Anstrengung bin, spüre ich die Anfälle doch so weit, dass sie mein Wohlbefinden und meinen Elan beeinträchtigen und die Nerven belasten, was die Treffsicherheit stört. Aber ich wurde es bald leid, es ruhig angehen zu lassen, obwohl ich mich damit amüsierte, mit meinem kleinen .250er Kleinkalibergewehr (einer in Afrika viel handlicheren Waffe als eine Flinte) Tauben zu schießen, die sich jeden Nachmittag in den Bäumen versammelten, um an dem Tümpel zu trinken, aus dem wir unser Wasser bezogen. Diese boten eine angenehme Abwechslung

auf dem Speiseplan, entweder in einem Eintopf mit Elefantenherz oder am Spieß gebraten; auf letztere Weise, mit einem Stück Elefantenfett darüber gespickt, sind sie exzellent. Schmetterlinge, deren Suche eine großartige Beschäftigung in der Freizeit sowie auf dem Marsch ist, gab es zu dieser Zeit hier fast gar nicht. So zog ich am dritten Tag nur mit meinen Gewehrträgern aus, da die Ndorobo immer noch nicht wegzubewegen waren. Ich machte eine Runde in eine Richtung, von der ich annahm, dass sich die Elefanten dorthin zurückgezogen haben könnten, und bestieg einen hohen Koppie, um einen Überblick über das Land zu erhalten. Oben mit meinem Fernglas sitzend, gelang es mir, einen Blick auf zwei oder drei Elefanten zu erhaschen, die einige Meilen entfernt in einem Tal direkt unter den Hügeln durch eine kleine offene Stelle an dessen Mündung zogen. Mein Glück hielt jedoch trotz dieses guten Anfangs nicht an; denn der Wind war höchst tückisch, und obwohl ich schließlich einen Blick auf den Kopf eines Tieres erhaschte, war die Chance schlecht, da es fast eine Vorderansicht war. Mein Schuss wäre vielleicht besser ungelöst geblieben, da er nichts bewirkte und es mir nicht gelang, wieder an die Elefanten heranzukommen. Meiner Erfahrung nach betäubt ein Schuss in den Kopf, selbst wenn er das Gehirn nicht trifft, eine Kuh fast immer und gibt einem Zeit für einen weiteren Schuss, wenn sie aufsteht; aber ein großer Bulle ist nicht so leicht zu fällen, da sein massiver Schädel der Wucht des Schlages besser widersteht und sein Gehirn nicht so leicht zu erreichen ist. In diesem dichten Gestrüpp musste man jedoch das Beste aus solchen flüchtigen Blicken machen, obwohl ich feststellte, dass es möglich war, sich dicht an die Elefanten heranzumanövrieren, als ich mich dort heimischer fühlte.

Am folgenden Tag brach ich vor Sonnenaufgang auf. Mein Jäger war noch nicht wieder aufgetaucht, also suchte ich ihn zuerst in seinem neuen Lager auf. Ich stellte fest, dass gerade ein anderer Ndorobo-Clan (ebenfalls Freunde von mir) sein Lager in der Nähe aufgeschlagen hatte, um bei künftigen Festmählern zur Hand zu sein. Da ich meinen Mann nicht fand, nahm ich zwei junge Freiwillige mit. Wir schlugen uns direkt durch den Busch zu einem Punkt am Fuße der Hügel jenseits der Stelle, wo ich am Vortag fündig geworden war, um die Fährte zu kreuzen, falls die Herde weitergezogen sein sollte. Wir fanden jedoch keine Spur und gingen am Fuße der Hügel entlang zurück in Richtung des oben erwähnten Tals. Als wir uns ihm näherten, stießen wir auf reichlich ganz frische Fährten, wo die Elefanten an diesem Morgen gefressen hatten. Nachdem wir sie bis zu der kleinen sumpfigen Quelle verfolgt hatten, an der sie getrunken hatten, setzte ich mich für eine kleine Rast nieder, da es inzwischen Mittag war, und aß einen Happen. Ich führe nie etwas mit, was man eine Mahlzeit nennen könnte, sondern nur etwas, um den Hunger zu dämpfen; etwas Süßes finde ich für diesen Zweck am besten, wie etwa ein paar Rosinen oder ein Stück Schokolade mit ein paar Keksfragmenten, hinuntergespült mit einem Schluck Wasser.

In der Zwischenzeit schickte ich meine Leute aus, um herauszufinden, in welche Richtung die Elefanten von dort aus gezogen waren. Ich wusste, dass sie um diese Zeit ihre Mittagsruhe halten und irgendwo im Busch nicht weit entfernt stehen mussten; und tatsächlich, als ich meine kleine Mahlzeit beendet hatte, kamen meine Späher zurückgelaufen und sagten, sie hörten die Elefanten ganz in der Nähe im Gestrüpp. Ich schlich mich vorsichtig in die Richtung; der Wind stand günstig und war heute glücklicherweise beständiger, wenn auch böig mit Pausen. Mein Ndorobo kletterte auf einen Baum, sah eine kleine Gruppe und blieb zurück, nachdem er mir gezeigt hatte, wo sie waren, während ich allein weiterwich. Mit katzenartigen Schritten drang ich vor, erhaschte durch den Busch einen Blick auf ein Tier und näherte mich lautlos und ungesehen bis auf zehn Meter der nächsten, einer großen Kuh, die ich dann plötzlich zum ersten Mal voll im Blick hatte, wie sie mir gegenüberstand.

Sie sah mich ebenfalls, konnte aber offenbar nicht erkennen, was ich war, obwohl sie mich aufmerksam und misstrauisch betrachtete. Ich trage stets Kleidung von rötlich-brauner

Farbe – wobei ich oft einen Absud aus Mimosenrinde verwende, um sie zu färben, falls sie zu hell ist –, wodurch ich der Farbe vieler Baumstämme ähnele; und wenn man (bei günstigem Wind) regungslos dasteht, halte ich es für möglich, dass ein Elefant jemanden, der so getarnt ist, für einen trockenen Baumstumpf hält. Ich wartete gespannt darauf, dass sie mir eine Gelegenheit bot, und bemerkte gleichzeitig, dass zwei oder drei andere, die ich undeutlich hinter ihr sehen konnte, alle kleiner schienen; so entschied ich, dass sie mein Opfer sein musste, obwohl die Stoßzähne meines Gegenübers nicht groß waren. Ein- oder zweimal schickte sie sich an, auf mich zuzukommen, und einmal kam sie tatsächlich mit erhobenem Kopf und ausgestreckten Ohren bis auf höchstens fünf oder sechs Yards heran. Ich blieb standhaft, da ich mir innerlich geschworen hatte, diese Chance nicht durch überstürztes oder nervöses Schießen zu verderben, und bereit, ihr, sollte sie direkt auf mich zukommen, einen Schuss in die Brust zu geben und beiseite zu springen; obwohl mein Ziel beim Warten die Hoffnung war, eine Gelegenheit für einen Schläfenschuss zu bekommen, da ich wusste, dass, wenn mir dieser gelänge und sie auf der Stelle tot umfiele (was nur durch einen Schuss ins Gehirn möglich ist), die anderen wahrscheinlich stehen bleiben und mir eine Chance mit meinem zweiten Lauf geben würden. Sie zögerte jedoch, da ihr im letzten Moment der Mut zu verlassen schien oder sie sich nicht sicher war, was ich war; jedenfalls wich sie wieder zurück, und ich wagte es, trotz knackender Zweige, ein oder zwei Schritte näher zu gehen.

Die Brise, die geweht hatte, als ich zu ihnen heraufkam, war völlig erstorben, und es herrschte eine Totenstille mit dem Verdacht auf Wirbel in die falsche Richtung. Die Elefanten suchten mit ihren Rüsseln nach Witterung, drehten sich plötzlich um und rannten in die andere Richtung davon. Ich war sofort hinter ihnen her; und da meine Kuh die letzte war und sie anfangs nur langsam durch den Dschungel kamen, war ich in wenigen Sprüngen bis auf wenige Yards an ihrem Hinterteil, in der Absicht, ihr einen Schuss in dieses Viertel zu geben und zumindest zu versuchen, sie lahmzulegen. Doch bevor ich dies tun konnte, wandte sie sich mir plötzlich mit einem Schrei zu, da sie mich deutlich hatte folgen hören und beabsichtigte anzugreifen. Doch bevor sie ganz herum war, hatte ich ihr eine Kugel in die Schläfe gejagt, die sie zu meiner großen Erleichterung und Freude fällte. Während sie am Boden kämpfte, gab ich ihr mit dem anderen Lauf erneut einen Schuss in den Kopf, und als sie dann immer noch mit dem Kopf umher schlug und laut schrie, schoss ich ihr in die Brust, wobei die Kugel ihr Herz durchbohrte und sie erledigte. Ich folgte den anderen, die ihren Anführer verloren zu haben schienen und in kurzen Abständen vor- und zurückliefen und stehen blieben; ich sichtete sie zwei- oder dreimal, konnte aber keinen Schuss abgeben. Es waren alles kleine Kühe mit dünnen Stoßzähnen, aber ich wusste damals nicht, dass noch mehr in der Nähe waren, also war ich bestrebt, so viel wie möglich zu erbeuten.

Kurz darauf erblickte ich zwei von ihnen, die standen, und da die Brise gerade günstig war, schlich ich mich heran, wartete, bis eine ihren Kopf richtig drehte, und streckte sie nieder. Als ich weiterging, entdeckte Juma (einer meiner Männer) eine weitere von einem Baum aus, auf den ich ihn geschickt hatte. Ich kam nah heran und stellte fest, dass dort drei oder vier zusammenstanden, größer als die anderen, und die offensichtlich noch nicht gestört worden waren. Mir gegenüber stand wieder eine Kuh, ähnlich der ersten, die ich geschossen hatte, mit einem Kalb bei ihr. Das Kalb sah mich, aber ich achtete weder auf es noch auf seine Mutter, da ich hinter einem dicken Buschwerk zur Rechten, nur wenige Yards von meinem Standort entfernt, einen viel größeren Stoßzahn erblickt hatte, als sie besaß. Entschlossen, es um jeden Preis bei diesem Kerl zu versuchen, umging ich dieses Gebüsch aus Flechtwerk. Als ich in Sichtweite kam, schwang er herum, bereit zur Flucht. Aber ich war zu schnell für ihn, und als sein Kopf von mir wegdrehte, jagte ich ihm eine Kugel direkt ins Ohr, woraufhin er auf der Stelle tot umfiel. Er war ein kleiner Bulle, sehr klein von Statur, aber mit schönen Zähnen.

Ich ging nun zu dem kleinen Elefanten zurück, um etwas Wasser zu holen, und blieb törichterweise einige Zeit dort, während mehr für die Männer geholt wurde. Diese Verzögerung kostete mich, wie ich glaube, sicher mindestens einen weiteren Elefanten. Als ich schließlich die Verfolgung wieder aufnahm und Juma zurückließ, um das Fett usw. herauszuholen, sahen wir beim Überqueren einer Anhöhe die ganze Herde (vielleicht dreißig Tiere stark, aber anscheinend alles Kühe), wie sie auf der anderen Seite eines kleinen Tals vor uns, etwa 300 oder 400 Yards voraus, hinaufzog. Ich rannte ihnen nach – eine offene Lichtung erlaubte dies hier –, aber als ich die nächste Anhöhe erreichte, verschwanden sie bereits über einer weiteren und entfernten sich im Laufschritt von uns. Zwei waren jedoch zurückgeblieben und hatten die Schlucht noch nicht überquert, also lief ich hinunter, um zu versuchen, ihnen den Weg abzuschneiden; aber sie legten einen Spurt hin, und es gelang mir nur, einen Schuss von hinten auf eines der Tiere abzugeben. Da ich über ihr stand, traf die Kugel sie im Rücken (wie sich später herausstellte) und verursachte ein lautes Geräusch; aber sie entkamen, und wir mussten die Jagd aufgeben, da es spät wurde. Diese Kuh wurde jedoch einige Tage später von einigen Ndorobos gefunden, und ich erhielt das Elfenbein wohlbehalten zurück.

Als ich mich auf den Rückweg zum Lager machte, schickte ich einen meiner jungen Ndorobo-Gefährten aus, um die beiden Anführer ihrer Clans zu rufen, und als ich das Lager gegen Sonnenuntergang erreichte, empfingen sie mich. Da massenweise Fleisch in Aussicht war, machten sie keine Verzögerungen oder Ausflüchte. Ich muss allerdings sagen, dass diese Leute in der Regel weit zuverlässiger sind als die meisten Wilden Zentralafrikas. Als ich ihnen die Erlaubnis gab, die Elefanten in Besitz zu nehmen (wobei ich jedem Stamm seinen Anteil zuwies, um Streitigkeiten zu vermeiden), sagte ich ihnen, sie müssten mir etwas Honig bringen. Dies versprachen sie zu tun, sobald sie die Elefanten gegessen hätten. Sie erfüllten ihr Versprechen später loyal und brachten mir einen reichlichen Vorrat an herrlich klarem, köstlichem Honig. Ich finde, dass Honig im „Bara“ fast eine Notwendigkeit ist. Er ist das einzige Süße, das man bekommt, denn an Zucker kann man nicht genug mitführen, um über die Zeit zu kommen; und wenn man von nichts als einfachster und gröbster Nahrung mit Fleisch lebt, hat man ein Verlangen nach etwas Süßem und fühlt sich ohne es weder gesättigt noch stark. Die Ndorobos hängen stark davon ab, besonders für ihre Kinder. Es ist ein wundervolles Land für Blumen und trocknet in der Nähe des Lorogi aufgrund der häufigen Bergschauer selten aus; infolgedessen gedeihen Bienen und häufen große Vorräte an. Ich fand eine Art wilder Frucht oder Bohne (ähnlich wie Eicheln), welche die Eingeborenen essen; sie war sehr gut, wenn sie gründlich gekocht und mit Honig gegessen wurde, und sie war ein wichtiger Rückhalt, während ich in jenem Teil des Landes war.

Mein armer alter Ndorobo-Begleiter, den ich „Papa“ nannte, hatte sich beim Zerlegen des zuvor geschossenen Elefanten in die Hand geschnitten, und da das Fleisch bereits etwas angegangen war, hatte es sein Blut vergiftet und dem alten Kerl das Vergnügen in diesen Zeiten des Überflusses gründlich verdorben; schließlich verlor er die Hälfte des verwundeten Fingers.

Dies waren große Zeiten für die Ndorobos der ganzen Gegend. Sie lagerten alle in der Nähe und wurden in wenigen Tagen regelrecht glatt und fett, sodass ich meine vor kurzem noch verhungert aussehenden Nachbarn kaum wiedererkannte. Da sie jedoch die bevorzugten Reviere der Elefanten überrannt hatten, schien es dort für eine Weile keine Aussicht auf weiteres Jagdglück für mich zu geben; daher beschloss ich, wieder ein Stück weiter zu ziehen. Es tat mir leid, mein angenehmes Lager bei El Bogoi zu verlassen, mit seinem reinen kleinen Wasserlauf und dem schattigen Baum mit einem Baldachin aus Schlingpflanzen, unter dem ich in der Kühle sitzen und ausruhen konnte. Ich war dort allerdings ziemlich hart gefordert, denn das Wild musste in beträchtlicher Entfernung gesucht werden, um den Fleischvorrat aufrechtzuerhalten, da meine Männer das dumme

Swahili-Vorurteil gegen das Essen von Elefantenfleisch noch nicht überwunden hatten, obwohl sie es schließlich taten, als sie nichts anderes mehr bekamen. Ich war sehr geneigt, auf die Lorogi-Kette hinaufzuziehen, wo es ausgedehnte Wälder der Art gibt, die von den Ndorobos „Subugo" genannt werden (ein Name, der auf alle ähnlichen hohen, feuchten Waldgebiete angewendet wird), und sagte meinen einheimischen Freunden mehrmals, dass ich von ihnen dorthin geführt werden wolle. Sie weigerten sich zwar nicht, versuchten aber immer, es mir auszureden, und mochten die Idee offensichtlich nicht, wobei ihre Haupteinwände die Kälte und Nässe waren. Ein Anführer und besonderer Freund von mir brachte die Härte, die er darin sah, dorthin gehen zu müssen, zum Ausdruck, indem er fragte: „Wenn ich einen Esel hätte, würde ich ihn in den Subugo mitnehmen?" Da die Berge während meines gesamten Aufenthalts in dem Distrikt fast ständig in Wolken gehüllt waren, kam ich zu dem Schluss, dass ihr Rat gut war; denn nicht nur wäre das Klima äußerst unangenehm gewesen, sondern die Elefanten suchen diese kühlen, sumpfigen Wälder nur auf, wenn durch Dürre das Wasser anderswo sehr knapp ist. Zudem hatte ich bereits einen Fehler begangen, als ich gegen ihren Rat zum Nyiro-Berg gegangen war.

Ich überquerte daher nur den Leseya- (oder Seya-) Fluss (einen Tagesmarsch); und ich erreichte dort nur wenig Gutes, fand nur einmal Elefanten, bei welcher Gelegenheit ich auf vier Kühe stieß, von denen ich drei tötete. Während ich dort war, wäre ich fast in einer der Fallfallen gefangen worden, auf die wir in jener Gegend häufig stießen (die El-Bogoi-Ndorobos stellten solche niemals auf). Ich ging einen Pfad entlang, die Augen auf eine Fährte gerichtet, die in jene Richtung führte, als meine Stirn plötzlich mit einer darüber gespannten Schnur in Berührung kam, und als ich aufblickte, sah ich die mörderische Harpune in ihrem schweren Schaft direkt über meinem Kopf hängen. Glücklicherweise stellen die Besitzer sie nicht zu empfindlich ein, damit der Wind sie nicht auslöst, und ich hatte die Schnur nicht fest genug gedrückt, um den drohenden Speer auszulösen.

Der kleine Fluss Seya, der die Lorogi-Kette entwässert, lieferte einen deutlichen Beweis für die Regenmenge, die auf den Gipfeln fiel, da er die ganze Zeit über sehr wasserreich war. Es ist merkwürdig, dass nichts von dem Wasser aus dem gesamten Land nördlich der Jambeni-Hügel seinen Weg zum Meer findet, sondern in Sümpfe oder Seen ohne Abfluss gegossen wird. Der Seya fließt in einen solchen Sumpf nahe der Matthews-Kette, der El Gereh genannt wird.

Ich hatte während dieses ganzen Monats ein ordentliches Maß an Erfolg; aber es wäre ermüdend, würde ich alle Einzelheiten jeder Tagesjagd aufzählen. Ich werde jedoch die Einzelheiten der Erlegung eines oder zweier meiner großen Bullen hinzufügen; denn ich hatte das Glück, mehrere prächtige alte Kerle mit schweren Stoßzähnen zu bekommen. Ich war wieder zurück in der Nachbarschaft von El Bogoi, da die beiden Anführer jenes Distrikts (meine besonderen Freunde) mir nachgekommen waren, um zu berichten, dass eine weitere große Herde aufgetaucht sei; und da ich dort, wohin ich nach dem Verlassen von dort gegangen war, nur mäßigen Erfolg gehabt hatte, war ich bereit, sofort mit ihnen zu gehen. Am ersten Tag war ich erfolglos, da ich nur eine ungenügende Chance erhielt und es mir nicht gelang, den Elefanten, auf den ich schoss, zu erlegen, obwohl ich seltsamerweise denselben bei einer späteren Gelegenheit tötete.

Ich nahm gerade mein frühes Frühstück am Morgen nach diesem enttäuschenden Tag ein, als drei Ndorobo-Jungen kamen, um zu sagen, einer von ihnen habe Elefanten ganz in der Nähe gehört. Ich machte mich sofort fertig und ging mit ihnen; und wir waren erst ein vergleichsweise kurzes Stück von meinem provisorischen Lager (das sich damals direkt unter dem Berg in einem kleinen offenen Tal befand, während sich die weite Ausdehnung des Buschwerks in alle Richtungen unterhalb erstreckte) entfernt, als wir die Elefanten

hörten. Da die Brise für einmal glücklicherweise günstig war, kam ich ohne große Schwierigkeiten nah heran und erkannte zwei oder drei enorme Bullen, die zusammenstanden. Einer war mir zugewandt, ein anderer, dessen Stoßzähne (nach dem Blick, den ich erhaschte) ebenso gut schien, stand breitseits zu mir. Durch großes Glück konnte ich den verwundbaren Teil seiner Rippen, direkt hinter seiner Schulter, durch eine kleine Öffnung zwischen den Blättern usw. sehen und war in der Lage, kniend einen Schuss abzugeben. Als ich folgte, nachdem sie sofort nach meinem Schuss verschwunden waren, war dort nur ein Hauch von Blut (nur ein oder zwei Tropfen); und obwohl ich sicher war, dass mein Ziel genau gewesen war, begann ich ein weiteres Scheitern zu fürchten. Doch kurz darauf hörte man ihn voraus, und ein Stück weiter stießen wir auf ihn, wie er auf einer kleinen kahlen Stelle stand. Ich gab ihm zwei weitere Schüsse, und er kippte um. Wir stürzten herbei, schnitten seinen Schwanz ab, und ich war gerade an seinen Hinterbeinen vorbeigegangen und hatte auf meinen ersten Schuss (direkt über dem Herzen) gedeutet, als er wieder auf die Beine kam und wir uns schleunigst aus seinem Weg machten. Ich holte den „Cripple-Stopper“ (Gnadenstoß-Gewehr) und gab ihm noch ein paar Schüsse, aber sie waren unnötig; denn obwohl ein so riesiges Tier einige Zeit braucht, um an einem winzigen Kügelchen eines Projektils zu sterben, konnte er sich nicht von der Stelle bewegen, an der er stand, und nachdem er einige Zeit geschwankt und getaumelt war, fiel er mit einem großen Krachen wieder um, wobei er förmlich wieder auf sein Hinterteil hochschnellte, wie ein Schiff, das mit dem Bug in der Luft sinkt; er saß sozusagen für einen Moment aufrecht, seinen riesigen Kopf und die Stoßzähne in der Höhe, bevor er in sich zusammenbrach, um nicht wieder aufzustehen. Ein wahrhaft gigantisches Tier! Wie eine kleine Knallpistole kam mir mein Gewehr gegenüber solchen Monstern vor. Die Haut seines Rückens war wie die Rinde eines großen Baumes: lauter harte, schuppige Klumpen, wie die eines großen alten Krokodils. Ich mass ihn so genau wie möglich und kopiere den Eintrag wie folgt: „Er mass mit dem Bandmaß volle 10 Fuß 8 oder 9 Zoll Höhe an der Schulter; 14 Fuß Länge von der Wurzel des Rüssels bis zur Wurzel des Schwanzes; Umfang des Vorderfußes 5 Fuß; sein Körper war 5 Fuß 6 Zoll tief, vom Boden bis zum höchsten Teil der Seite, wie er da lag.“ Seine Stoßzähne waren massiv, aber nicht sehr lang (sie wogen zwischen 70 und 80 Pfund das Stück) – eine wohlverdiente Belohnung für viel harte Arbeit. Ich folgte den anderen (fünf oder sechs Ungetüme) und kam ihnen noch einmal nahe, aber der Wind vereitelte mir wieder die Chance, und ich musste für diesen Tag zufrieden sein.

Am folgenden Tag jagte ich nicht, sondern ging früh hin, um die Stoßzähne des Bullen herauszuholen und zum Lager tragen zu lassen. Ich ließ sie hier oft für einige Tage liegen, wonach sie ganz leicht ohne Hacken herauskommen würden; aber da ich beabsichtigte, bald aufzubrechen, hackte ich diese sofort heraus. Obwohl es noch sehr früh war, hatten die Ndorobos bereits die gesamte obere Hälfte der riesigen Masse zerlegt. Sie wimmelten überall umher; der Busch war voll von ihnen und bedeckt mit Fleisch, das in Streifen geschnitten oder in Brocken aufgetürmt war. Sie hatten überall Feuer gemacht; Essen und Arbeit waren überall im Gange. Die Jagd des nächsten Tages ist die letzte, von der ich gegenwärtig eine Beschreibung geben werde; denn jeder, der genug Ausdauer gehabt haben mag, meinen Streifzügen im Busch so weit zu folgen, muss für eine Weile genug von der Elefantenjagd haben.

Ich war also wie üblich bei Tagesanbruch unterwegs, mit zwei Ndorobo-Jünglingen sowie natürlich meinen üblichen Begleitern. Letztere sind drei: „Squareface“, mein Haupt-Gewehrträger, der die Doppel- .577 trägt; Juma, der zweite ebensolche, der den „Cripple-Stopper“ trägt, und „Smiler“ (eigentlich Ismail oder Ismael) mit einer Axt und diversen anderen Kleinigkeiten. Letzteren lasse ich immer in einiger Entfernung zurück, wenn ich mich dem Wild nähere, ebenso wie alle überzähligen Eingeborenen, und wenn ich direkt zu meinem Schuss gehe, warten auch die anderen, bis ich schieße. Auf dem Weg zum Bogoi-Tal fanden wir frische Fährten und die Rollen aus zerkauten Fasern, die Elefanten

immer ausspucken, wenn sie fressen. Das heißt, dies ist ihre Gewohnheit in diesem Teil des Landes, wo ihre Hauptnahrung die Pflanze ist, die von den Swahili „Mkongi“ genannt wird. Da ich unglücklicherweise kein Botaniker bin, weiß ich nicht, was es wirklich ist; aber ich nenne sie Pflanzen-Bajonette. Sie sieht genau aus wie ein Büschel grüner Bajonette, die aus dem Boden sprießen, mit Spitzen, so scharf wie echte, und in der Lage, jedem, der unvorsichtig gegen ein schräg auf ihn zuweisendes läuft, höchst schmerzhafte Wunden zuzufügen. Der Busch ist voll von dieser Pflanze, und die Elefanten kauen sie und weisen die Faser zurück; folglich ist der Boden in ihren Revieren oft damit übersät, mehr oder weniger trocken, je nachdem, wie viel Zeit vergangen ist, seit ihr Saft genossen wurde. Wenn sie grün und feucht ist und ganz süß riecht, ist sie frisch gekaut; nach einer gewissen Zeit an der Luft wird sie sauer. Die Faser dieser Pflanze ist sehr stark und ergibt exzellente Schnüre oder Seile. Ich habe oft gedacht, dass man sie an Orten, wo sie in großer Fülle nahe genug an der Küste wächst, wie zum Beispiel am Sabaki-Fluss, gewinnbringend nutzen könnte.

Als wir den Rand des breiten, fast ebenen Tals erreichten, bestiegen wir eine kleine Erhebung, um einen Blick darüber zu werfen. Ein guter Teil dieses Buschwerks ist nicht sehr hoch, sodass man, wenn man auf eine Anhöhe oder manchmal sogar in einen hohen Baum gelangen kann (obwohl solche in dieser Art von Bewuchs nicht zahlreich sind) und auf den Dschungel herabblickt, oft die Oberseiten von Elefantenköpfen und -rücken sehen kann, welche die Besitzer dadurch auffälliger machen, dass sie Staub vom roten Boden über sich werfen. Manchmal kann man, selbst wenn die Tiere selbst unsichtbar sind, ab und zu eine kleine rote Staubwolke wie eine Rauchwolke aus dem Busch aufsteigen sehen. Im vorliegenden Fall wurden wir durch die Hoffnung beflügelt, die geröteten Köpfe und langsam schlagenden enormen Ohren von zwei großen Bullen im Dschungel drüben am Tal auszumachen. Wir arbeiteten uns durch das dichte Dickicht hinunter, überquerten den kleinen Bach und folgten einer kleinen trockenen Rinne auf der anderen Seite, in deren Nähe weiter oben einer der Elefanten (sie standen ein Stück weit auseinander) stand. Ich kam prächtig an ihn heran, ohne dass er von meinem Herannahen wusste, während er sich mit seinen Windmühlenflügeln Luft zufächerte, wie es ihre Art ist, wenn sie ruhen. Ich bekam eine schöne Chance auf seine Seite aus nächster Nähe; aber da nur ein Teil von ihm sichtbar war und die Notwendigkeit bestand, das Beste aus solchen Chancen zu machen, wie man sie in solch dichtem Bewuchs bekommen kann, war ich nicht in der Lage, die Kugel ganz so nah hinter die Schulter zu setzen, wie es für einen idealen Schuss sein sollte. Denn der Magen eines Elefanten scheint mir weiter nach vorne in Richtung seiner Brusthöhle zu ragen als der der meisten Tiere; wenn der Schuss also ein klein wenig zu weit hinten sitzt, können nicht nur das Herz, sondern auch die Lungen leicht verfehlt werden. Ich war mir jedoch sicher, dass dies nicht so weit hinten war, dass letztere Organe entkommen konnten. Das Grunzen, das er von sich gab, klang ebenfalls bestätigend für meinen Glauben, und dies wurde durch ein wenig schaumiges Blut auf seiner Rückzugsfährte untermauert. Da ich fühlte, dass er dieser Wunde sicher bald erliegen würde, und bestrebt war, hinter dem zweiten Bullen her zu gehen (beides waren riesige Tiere), folgte ich der Fährte des Verwundeten nur wenige Schritte, sondern überließ es anderen, ihn später zu suchen, und wandte meine Aufmerksamkeit seinem Gefährten zu. Ich darf hinzufügen, dass ich ihn tatsächlich wohlbehalten wiederfand, wenn auch nicht an jenem Tag. Er wurde von meinen Ndorobo-Freunden tot aufgefunden, nicht weit von meinem Lager, auf das er, seltsamerweise, direkt zugehalten hatte. Er hatte nur einen Stoßzahn. Von Einzelstoßzähnen wird gemeinhin berichtet, dass sie gewöhnlich sehr groß seien; aber dieser war nicht schwerer als ein gewöhnlicher großer Bullenzahn (er wog 75 Pfund). Ich untersuchte den Schädel und stellte fest, dass er nie einen zweiten hatte, da auf der anderen Seite keine Pfanne vorhanden war.

Aber um zu meiner Tagesjagd zurückzukommen. Meine Ndorobo-Jungen waren sehr gleichgültig und abgeneigt weiterzugehen, da ihr Herz bei dem Fleisch in ihren Kraals war; und da ich feststellte, dass der andere Bulle weitergezogen war, bedurfte es einiger Überredung, sie zum Mitkommen zu bewegen, obwohl ich entschlossen war, so oder so zu folgen. Sie kamen jedoch mit, und ich war froh darüber, da sie nützlich waren, das Land genau kannten und etwas bessere Fährtenleser waren und ein viel schnelleres Gehör hatten (eine wichtige Qualifikation) als meine eigenen Männer. Wenn sie das leiseste Geräusch eines blasenden Elefanten oder ein leichtes Rascheln von Zweigen auffangen, bestimmen sie sofort die genaue Stelle, von der das Geräusch ausgeht, das für andere Ohren wahrscheinlich unhörbar ist. Der zweite Bulle war über die Anhöhe gegangen, die das Tal im Norden begrenzt, und als wir den Gipfel erreichten, bogen wir ein wenig rechts von der Fährte ab, um einen kleinen Hügel zu besteigen. Der Busch war hier zu hoch und belaubt, um etwas sehen zu können; aber nachdem sie eine Weile gelauscht hatten, hörten meine Ndorobo-Gefährten ihn. Da wir dem Wind zu nahe waren, kehrten wir um und näherten uns ihm vorsichtig von der anderen Seite, nachdem wir einen Bogen nach links gemacht hatten, anstatt wieder der Fährte zu folgen. In der Nähe der Stelle angekommen, an der er gehört worden war, warteten wir wieder auf ein weiteres Zeichen, und so lange verging es, ohne dass er ein Geräusch von sich gab, dass wir fast zu dem Schluss kamen, er müsse uns gewittert haben, als wir auf dem Hügel waren, und sei weitergezogen; aber ich beharrte darauf, mit größter Vorsicht fortzufahren, bis wir seine Fährte wieder schneiden würden, und bevor wir viele Schritte weiter vorgerückt waren, hörten wir ihn alle deutlich ganz nah vor uns blasen. Ich bedeutete meinen Begleitern, dort zu bleiben, und schlich behutsam weiter, aufs Äußerste wachsam, konnte ihn aber nicht sehen, bis ich auf eine sehr kurze Distanz herangekommen war, als ein kleiner offener Pfad im Busch mir sein riesiges Hinterteil zeigte, das mir zugewandt war. Da dies die einzige Öffnung auf der Leeseite war, kam ich von hinten an ihn heran und stand in einer Entfernung, die ich Zeit hatte, bewusst auf nicht mehr als fünf Schritte von seinem Schwanz zu schätzen. Nach rechts wagte ich wegen des Windes nicht zu gehen; nach links war der Dschungel dicht. Es blieb nichts anderes übrig als zu warten.

Nun gibt es einen merkwürdigen Kontrast im Aspekt, den die beiden Enden eines Elefanten aus nächster Nähe bieten, abgesehen von dem offensichtlichen Unterschied in der moralischen Wirkung auf den Jäger, je nachdem, welches Ende ihm zugewandt ist. Von hinten betrachtet, hat sein herabhängendes Hinterteil etwas komisch Clownhaftes, Pluderhosiges und X-beiniges; während eine Vorderansicht seines majestätischen Kopfes, bewaffnet mit glänzenden Stoßzähnen und ausgestattet mit einem weitreichenden, geschmeidigen Rüssel, und betont durch die grotesken großen Ohren, die ausgestreckt sind, als wollten sie jedes verdächtige Geräusch auffangen – alles hoch erhoben auf kolossalen Vorderbeinen, sodass die Oberseite seiner massiven Stirn nicht weniger als 11 Fuß vom Boden entfernt sein mag –, so einzigartig beeindruckend und furchteinflößend ist. Ich hatte nun Gelegenheit, diese beiden Wirkungen zu beobachten. Der Wind erstarb, während ich wartete und hoffte, er würde sich von sich aus bewegen, um mir eine Chance zum Schießen zu geben. Ich pflückte lautlos ein Stück Gras; die Halme schwebten mit einer Tendenz sehr nah in seine Richtung davon. Sicher genug bekam er kurz darauf einen Hauch davon; denn er bewegte sich plötzlich drei oder vier Yards vorwärts über eine kleine kahle Stelle vor ihm, schwang herum und blieb schräg halb mir zugewandt stehen, den Kopf erhoben, den Rüssel erhoben und die Ohren aufgestellt, ganz auf der Hut, das Gegenteil seiner vorherigen schläfrigen Haltung. Ich wusste, dass er nun weg sein würde, also zielte ich sofort auf seine Brust, vor seiner linken Schulter, die mir zugewandt war, und drückte beide Abzüge zusammen. Ich hatte mir vorgenommen, dies bei der nächsten Gelegenheit zu versuchen, die ich bei einem dieser riesigen Bullen bekäme, nachdem es mir an jenem Morgen nicht gelungen war, den einen zu stoppen. Das Gewehr gab mir einen ordentlichen Schlag ins Gesicht, aber der Elefant ging mit sehr vielsagendem Grunzen davon, und ich fühlte, dass ich ihm einen guten Schuss verpasst

hatte. Seiner Spur folgend, fanden wir eine Menge verspritztes Blut, und nur ein kurzes Stück weiter begann einer meiner Ndorobo-Jungen (der nach dem Schuss mit meinen Gewehrträgern herangekommen war) zu rennen, ein sicheres Zeichen, dass er unseren Elefanten erblickt hatte.

Vorsichtig vorrückend, fand ich ihn (den Elefanten), wie er in einem ziemlich offenen Stück eines geraden Pfades stand. Da seine Position genau so war, wie sie gewesen war (was mich betrifft), als ich das erste Mal auf ihn schoss, gab ich ihm einen weiteren ähnlichen Schuss, dieses Mal allerdings nur aus einem Lauf. Er bewegte sich nicht, außer dass er sich ein wenig direkter zu mir drehte. Ich überlegte, ob ich ihm den linken Lauf in sein Auge geben sollte, da sein Kopf ein wenig zur Seite geneigt war, und machte zu diesem Zweck einen weiteren Schritt vorwärts, als er – da diese Bewegung von mir es ihm zweifellos ermöglichte, mich auszumachen – plötzlich auf mich losstürmte. Da nicht mehr als zehn Yards zwischen uns lagen und er im schnellen Lauf direkt auf mich zukam, war keine Zeit für Zögern. Glücklicherweise gab es eine kleine Öffnung zu meiner Rechten.

In dieses schlüpfte ich und kauerte mich nieder, um weniger leicht bemerkt zu werden. „Squareface" war direkt hinter mir, und der Elefant stürmte wie eine Lokomotive an mir vorbei hinter ihm her. Er folgte meinem Beispiel und wich zur Seite in den Busch aus, wodurch Juma, der in ein „gewissermaßen" weißes Gewand gekleidet war, in voller Sicht direkt vor dem wütenden Tier zurückblieb. (Ich hatte mich nie darüber zu beklagen, dass meine Gewehrträger in Augenblicken der Not Reißaus nahmen, wie man Reisende so oft über ihre Männer sagen hört; im Gegenteil, ich musste sie öfter tadeln, weil sie darauf bestanden, dicht hinter mir zu bleiben, wenn ich allein vorgehen wollte.) Wie sich später herausstellte, lief Juma törichterweise direkt den Pfad entlang, auf dem wir gekommen waren, den Bullen nur wenige Yards hinter sich; doch sobald dieser mein Versteck passiert hatte, schwang ich mich herum – wobei ich ihn über die Schulter im Blick behielt und nur zwei oder drei Yards entfernt war – und jagte ihm meinen linken Lauf in die Rippen, bevor er viele Yards an mir vorbei war. Dies schien ihn umzustimmen, oder seine Kräfte ließen nach, denn er drehte um und zog sich etwas weiter zurück als an die Stelle, an der er zuvor gestanden hatte.

Meine Männer kamen nun zu mir zurück, und ich ließ Juma auf einen kleinen Baum klettern. Er sah den Bullen nur etwa dreißig Yards entfernt im Dschungel stehen. Ich fühlte, dass ich etwas unternehmen musste, hielt mich aber nicht für verpflichtet, in seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung überstürzt erneut auf ihn vorzurücken, da ich sicher war, dass er im Sterben lag. So kletterte ich trotz der Dornen auf den Baum; aber diese waren gerade, und da man so sehr an die schändliche, hakenförmige Art gewöhnt ist, lernt man solche als vergleichsweise harmlos zu verachten. Als ich mich seiner schlanken Spitze näherte, konnte ich den Elefanten torkeln sehen; und während ich hinsah, gaben seine Hinterbeine nach; er wich in jene merkwürdige sitzende Haltung zurück, in die sie oft verfallen, wenn sie kurz vor dem Zusammenbruch stehen; sein Kopf ging hoch, und indem er seinen Rüssel in die Luft warf, gleichsam als Zeichen der Niederlage, stürzte er mit einem Krachen um und lag nach ein paar Kämpfen still.

Als ich vorsichtig hinging, fand ich ihn tot vor. Ein weiteres massiges Tier, kaum so kolossal wie der letzte, aber mit etwas schwererem Elfenbein (84 lbs. und 70 lbs.). Sein Rücken war nicht so rau wie der des anderen, und er war fetter; vielleicht ein etwas jüngeres Tier. Meine drei Einschusslöcher bildeten ein Dreieck auf seiner Brust; zwei gingen durch das Herz.

Zu dieser Zeit waren ich und diese kunstlosen Ndorobo-Wilden enge Freunde geworden, wie es unter den Umständen natürlich war. Wir waren einander gegenseitig nützlich; sie

zeigten mir, wo Elefanten zu finden waren, und wenn ich welche tötete, wurden sie vom Fleisch fett und legten Vorräte aus getrockneten Fleischstreifen und aus den Knochen ausgekochtem Fett an. Abergläubisch wie alle Afrikaner, ist es nicht verwunderlich, dass sie mir eine Art Zauberkraft zuschrieben, die mir bei der Jagd helfe. Ich denke, mein Fernglas mag zu diesem Eindruck beigetragen haben. Ich erinnere mich besonders an einen Tag, als ich in Begleitung von zwei von ihnen eine weite Runde über die Ausläufer der Lorogis gemacht hatte, nahe der Stelle, wo der Fluss Seya durch das südliche Ende der Kette bricht, und wir die Suche gerade aufgeben wollten, nachdem wir keine frischen Anzeichen für die Anwesenheit von Elefanten in der Nachbarschaft gefunden hatten. Auf einem Ausläufer des Berges stehend, suchte ich mit meinem Glas die weite Dschungellandschaft ab, die sich unter uns erstreckte, als ich mit größtem Glück einen Blick auf einige rötliche Objekte erhaschte, die in ein paar Meilen Entfernung eine kleine Lücke zwischen den Bäumen passierten. Ich wusste, dass dies nichts anderes als eingestaubte Elefanten sein konnten. Niemand sonst hatte sie gesehen, und ich konnte an ihrem Gebaren erkennen, dass meine Führer des Tages, die zuvor noch nicht mit mir gejagt hatten, ungläubig waren. Als wir den Teil erreichten, wo ich die Elefanten gesehen hatte, konnten wir zuerst keine Zeichen finden; und ihr Lächeln verriet deutlich, dass die Ndorobos nicht glaubten, dass welche in der Nähe seien. Aber ich war zuversichtlich, dass ich mich nicht geirrt hatte, und entschlossen, beharrlich zu bleiben. Es stellte sich heraus, dass wir noch nicht ganz weit genug gegangen waren, und ein wenig mehr Suchen führte uns zu ihrer frischen Fährte im staubigen Boden. Der Wandel im Verhalten meiner Freunde war auffällig, und da dies die (bereits beiläufig erwähnte) Gelegenheit war, bei der ich drei tötete, diente das darauffolgende Festmahl dazu, den Vorfall in ihrem Gedächtnis einzuprägen und ihr Vertrauen in meine Fähigkeiten zu festigen.

Unter denen von El Bogoi war Lesiat der führende Mann und mein besonderer Verbündeter. Ich denke, ein Ndorobo wird zum Oberhaupt einer Gemeinschaft, indem er ein Erleger von Elefanten usw. ist, wobei seine Anhängerschaft proportional zu seinem Erfolg bei der Jagd wächst.

Lesiat hatte mich lange Zeit damit bedrängt, ihm einen Talisman zu geben, um seine Kraft bei dieser Beschäftigung zu steigern. Meine Zusicherungen, dass ich keine solchen okkulten Kräfte besäße, machten ihn nur noch zudringlicher. Er betrachtete meine Einwände als Weigerung, ihm zu helfen, und als Beweis für Unfreundlichkeit ihm gegenüber. Als ich im Begriff war abzureisen, wurde er drängender, versprach, Elfenbein für mich bis zu meiner Rückkehr als Anerkennung aufzubewahren, sollte ich zustimmen, und nahm eine gekränkte Miene wegen meiner in seinen Augen unfreundlichen Sturheit an. Squareface legte Fürsprache für ihn ein und erklärte mir, dass Swahili solchen Bitten immer nachkämen, wobei der bewährteste Talisman ein in Arabisch auf einen Zettel geschriebener Koranvers sei. Da ich nicht gefühllos erscheinen wollte und sah, dass jedenfalls kein Schaden daraus entstehen konnte, kam mir der Gedanke, dass eine Zeile oder zwei von Shakespeare wahrscheinlich ebenso wirksam sein würden. Eingedenk dessen, dass der Ndorobo-Jäger seinen Erfolg – wenn er denn einen hat – hauptsächlich dem starken Gift verdankt, mit dem seine Waffe bestrichen ist, sofern er es nur schafft, es in der richtigen Weise in den Organismus des Tieres einzubringen, schien mir das folgende Zitat angemessen; und ich schrieb es dementsprechend auf einen Zettel, illustriert mit einer kleinen Skizze eines Elefanten: —

Ich kaufte eine Salbe bei einem Quacksalber,

So tödlich, dass, taucht man ein Messer hinein,

Wo es Blut zieht, kein Pflaster so selten,

Gesammelt aus allen Kräutern, die Tugend haben

Unter dem Mond, das Ding vor dem Tode retten kann,

Das auch nur damit geritzt ist; ich will meine Spitze

Mit dieser Ansteckung berühren, dass, wenn ich ihn leicht ritze,

Es der Tod sein mag.

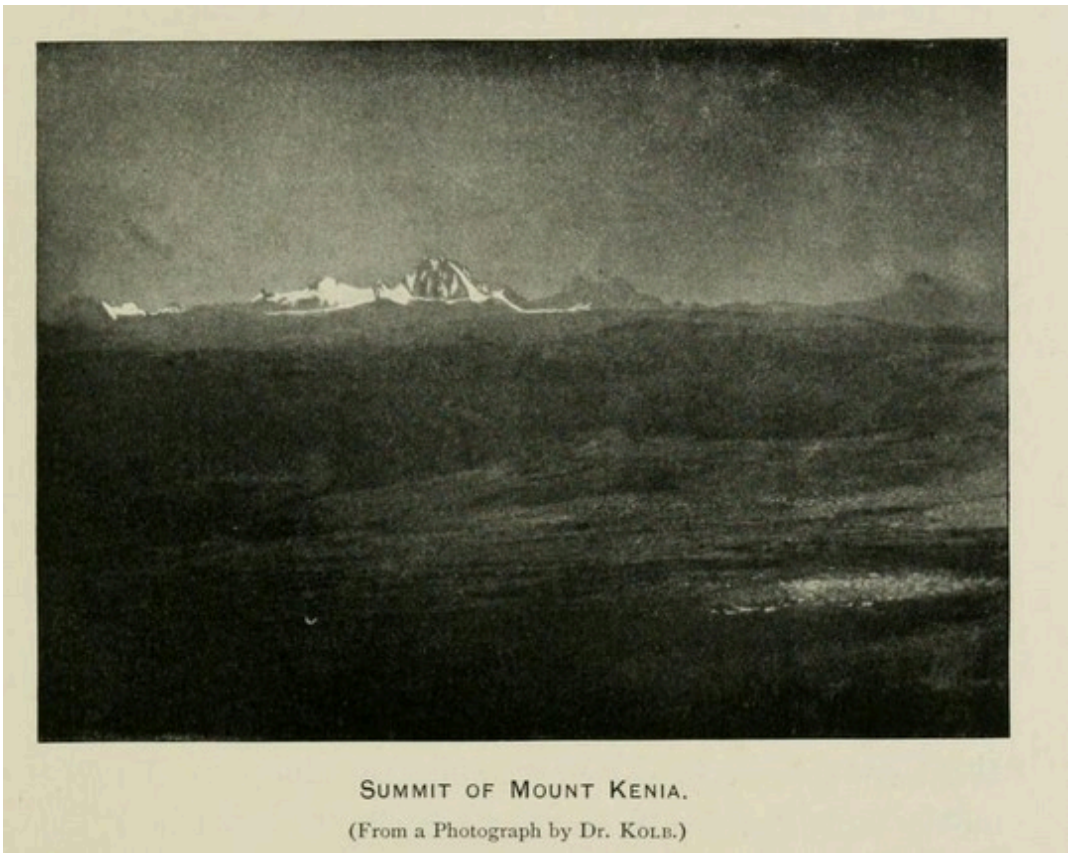
Als ich dies Lesiat überreichte, schärfte ich ihm ein, dass das Beste, was ich zu tun hoffen könne, sei, seinem Arm mehr Kraft zu geben. Ich wies jeden Anspruch zurück, aus einem Stümper einen Elefantenjäger machen zu können. Selbstvertrauen, so sagte ich ihm, sei die Hauptsache, und legte ihm besonders die Wichtigkeit ans Herz, nah heranzukommen, bevor er zuschlage. Bei meinem Aufbruch zur Küste trennten wir uns mit gegenseitigen Bekundungen des Wohlwollens, und er wünschte mir aufrichtig eine gute Reise und eine sichere Rückkehr.

Die Männer, die ich nach Laiju geschickt hatte, waren bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich aufbrechen wollte, nicht zurückgekehrt, und ich musste neue Boten hinter ihnen her schicken. In der Zwischenzeit schafften wir das Elfenbein usw. über den Seya, wobei wir mehrere Gänge machten, und lagerten an einem großen Felsenbecken. Wir hatten fast kein Mehl mehr und waren allein auf Fleisch als Nahrung angewiesen, weshalb das Ausbleiben der erwarteten Träger mir einige Sorge bereitete. Ich hatte gerade für einige Zeit vorgesorgt, indem ich eines Morgens zwei Nashörner schoss, als die Männer eintrafen. Sie brachten schlechte Nachrichten. Auf dem Rückweg der Gruppe, die meine letzte Mehl-Lieferung gebracht hatte, hatten deren Mitglieder meine Anweisungen missachtet, welche lauteten: erstens, zusammenzubleiben, und zweitens, es zu vermeiden, durch Embe zu ziehen, außer in Begleitung einiger meiner Mthara-Freunde – denn ich misstraute den Eingeborenen des erstgenannten Distrikts. Sie hatten stattdessen eine Abkürzung über die Hügel genommen, Mthara rechts liegen gelassen und waren zu zweit oder dritt – oder sogar als einzelne Männer – umhergestreift, mit dem Ergebnis, dass vier ermordet worden waren. Die Leute von Embe schienen sich eingebildet zu haben, dass uns irgendein Unheil zugestoßen sein müsse, dass ich tot sei und dass diese versprengten Reste der Karawane – wie sie vermuteten – eine leichte Beute sein würden. Dies war ein schwerer Dämpfer für meine Stimmung, und ich fühlte, dass mir durch dieses Unglück eine schwierige und unangenehme Aufgabe auferlegt war: Was auch immer geschehen mochte, es würde meine Pflicht sein, zu versuchen, den Mord an meinen Männern zu rächen, bevor ich zur Küste zurückkehrte. Was ihre Gefährten betraf, so war deren Trauer von kurzer Dauer. Wenn ein Kamerad getötet wird, sind die Träger zuerst bestürzt und scheinen von Niedergeschlagenheit überwältigt. Am Tag darauf gewinnen sie ihre gute Laune zurück, und das Lager ist so fröhlich wie eh und je. „Amri ya Muungu“ (Es ist Gottes Wille).

Indem wir unsere Route vom Hinweg weit links liegen ließen, hielten wir auf den Fluss Gwaso Nyiro zu und folgten ihm mehrere Tage abwärts, bis wir dorthin gelangten, wo wir ihn zuvor zum ersten Mal erreicht hatten. Aber ich hielt es für ratsam, weiter oben zu überqueren, da wir fast jeden Nachmittag oder Abend heftigen Regen hatten und ich fürchtete, er könne steigen. Es ist immer angenehm, an den Ufern eines Flusses zu reisen, und an diesem gibt es einige besonders hübsche Abschnitte. Man findet gewöhnlich einen schattigen Hain zum Lagern an den Ufern; und ein unbegrenzter Vorrat an frischem, fließendem Wasser ist ein solcher Komfort. Auch Wild ist selten knapp, und ich war in der Lage, die Fleischversorgung ziemlich regelmäßig aufrechtzuerhalten. Ich sah eine wunderbare Herde Giraffen, die in lockerer Formation einen ganzen Bergrücken

bedeckte; ich bemerkte auch etwa fünfzehn Elenantilopen in einem Trupp (ein seltener Anblick seit der Rinderpest), und anderes Wild war ziemlich reichlich vorhanden. Löwen waren nachts oft zu hören, aber ich stieß nie auf welche.

Wo wir gerade von Giraffen sprechen: Ich sah eines Tages, was ich in all meiner Erfahrung, sei es in Süd- oder Zentralafrika, noch nie zuvor zu beobachten Gelegenheit hatte; nämlich mehrere, die dalagen. Ich hatte durch mein Glas eine gute Sicht auf die Herde und sah zwei von ihnen aufstehen. Die letzte beobachtete ich einige Zeit liegend, bevor sie sich erhob, und sah deutlich, wie sie auf ihre Beine kam – zuerst auf die Knie, dann hob sich das Hinterteil und zuletzt wurden die Vorderbeine aufgerichtet. Ich denke, dies muss ein ungewöhnlicher Anblick im Falle wilder Giraffen sein, denn die Eingeborenen, mit denen ich sie in Südostafrika gejagt habe, erklären, dass sie sich niemals hinlegen, und pflegen die Fabel, dass eine Giraffe im Stehen schlafe, mit dem Kopf in einer Baumgabel. Diese Haltung der Ruhe habe ich gewiss nie gesehen; aber ich habe bemerkt, wenn eine Herde in der Hitze des Tages auf einem offenen Rücken ruht, dass einige von ihnen schläfrig mit gesenktem Kopf dastehen, wobei die langen Hälse wie ein Bogen gebogen sind. Man sagt mir, dass sie im „Zoo“ jede Nacht liegen; aber dort wissen sie ja, dass sie vor Löwen sicher sind. Es war an den Ufern des Gwaso Nyiro, während dieser Reise, dass ich meinen Rekord-Impala-Kopf schoss, von dem eine Abbildung nach einer Fotografie gegeben ist.



SUMMIT OF MOUNT KENIA.

(From a Photograph by Dr. KOLB.)

Ein oder zwei Nashörner, die ich auf dieser Reise für Fleisch schoss, waren in schlechtem Zustand. Papa sagte, es läge am Regen; wahrscheinlich hatte er recht. Ich wage zu behaupten, dass nasses Wetter sie mager macht, so wie es bei Wildschweinen der Fall ist. In einem Teil von Swasiland, wo Wildschweine früher zahlreich waren, erklärten die Swasis deren Fettsein nur während des dortigen trockenen Winters immer damit, dass der Schrecken, verursacht durch den Donner, der die Sommerregen begleitet, sie mager mache.

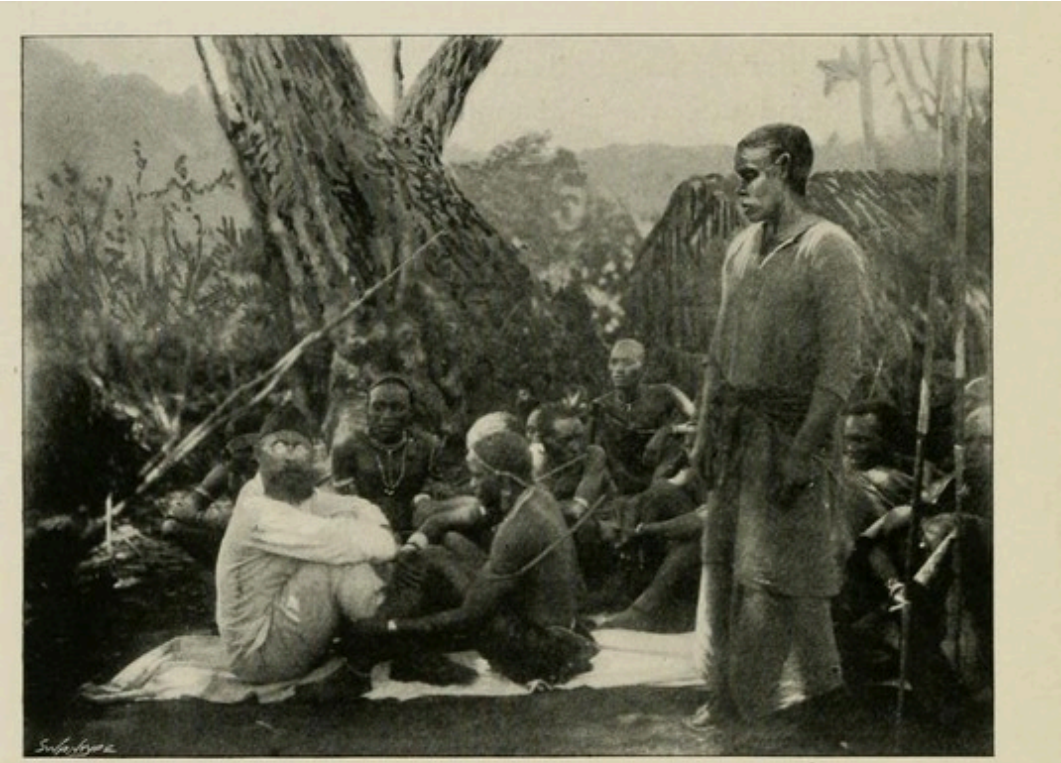
Durch die Überquerung des Flusses weit oben gelangten wir früher in das Lavagebiet (welche vom Kenia und Jambeni bis hierher geflossen ist, während sich am Nordufer keine befindet) und hatten die rauen Rücken seiner zerklüfteten Ströme zu überqueren, mit weiten Ebenen aus Lavakies dazwischen. Hier wurden, wie ich es in anderen Teilen bemerkt habe, abwechselnd grüne und trockene Gürtel durchquert; die Unwetter folgen bestimmten Linien und bemalen das Land in Streifen. Doch beim Umrunden der Spitze der Jambeni-Kette wurde deutlich, dass plötzlich ein viel feuchteres Klima erreicht worden war. Der durchweichte Boden und die saftige Vegetation bewiesen, dass viel Regen gefallen war, und die heftigen und häufigen Schauer machten den Schutz unserer Hütten in der Laiju-„Boma" willkommen. Bewölkte Nächte waren auch in anderer Hinsicht hinderlich. Meine Uhr ging falsch, seit ich so töricht gewesen war, den Eingeborenen in Embe ihr Werk zu zeigen, und ich musste mein Aufstehen nach den Sternen richten. Wenn sie unsichtbar waren, konnte ich nur raten, und manchmal verschätzte ich mich und rief die Safari zu früh, mit unangenehmen Folgen. Dies waren die frühen oder kleinen Regen – immer um diese Jahreszeit zu erwarten. Wir betraten die „Boma" am 15. November und uns wurde ein enthusiastischer Empfang mit viel Getrommel und vielen Glückwünschen seitens der Verantwortlichen zuteil.

KAPITEL VI

RÜCKKEHR NACH MOMBASA

Mein neues Lee-Metford – Vorteil des Vollmantelgeschosses – Beobachtungen zu Nashörnern – Ein weißer Begleiter – Erlegung eines „Roi Rhebok" – Eine Strafexpedition – Ein Land des Überflusses – Unser Weihnachtslager – Stämme rund um den Mount Kenia – Ein spielerischer Eskapade – Von Hornissen gestochen – Ein Stamm auf dem Kriegspfad – Ein einsamer Wanderer – Sport und Wissenschaft – Rückkehr nach Mombasa – Eine angenehme Abwechslung – Organisation einer neuen Karawane – Ein Erdbebenstoß.

Ein paar Tage Ruhe in einem kühlen und regendichten Schuppen, mit Luxusgütern wie frischem Gemüse und gebackenen Bananen, waren genussvoll. Auch die Umgebung war angenehmer als zuvor, da das junge Gras nun kurz und grün war. Blumen – darunter viele hübsche Erdorchideen – waren noch nicht in üppigem Kraut erstickt, und mein Junge konnte immer eine ansehnliche Vielfalt beschaffen, um meinen bescheidenen Tisch zu schmücken.



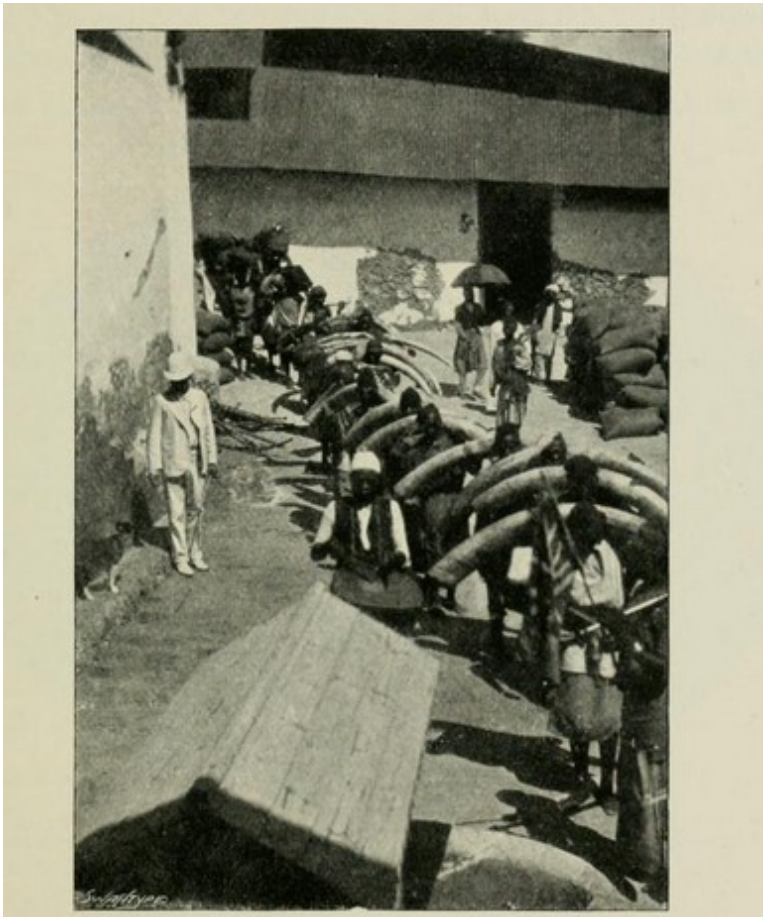
DR. KOLB MAKING BLOOD-BROTHERHOOD WITH WAKWAVI OF KATHERI.

Meine Boten waren mit Post usw. aus Mombasa zurück, und was für mich von noch größerem Interesse war – ein neues Gewehr. Dies war ein gewöhnliches Dienst-Lee-Metford (Mark IV.). Ich werde später mehr über diese Waffe zu sagen haben. Zuerst konnte ich damit keine sehr guten Schüsse abgeben; denn abgesehen davon, dass ich mich an seine ungewohnte Handhabung gewöhnen musste, erforderte es einen betont „langen und starken Zug", um es abzufeuern; so lang in der Tat, dass ich manchmal, nachdem ich fühlte, wie der Abzug ein beträchtliches Stück nachgab, neu ansetzen musste, bevor es losging. Zudem war es im Busch unhandlich, da die kleinste Berührung eines Zweiges gegen den hervorstehenden Kammerstängel genügte, um den Verschluss aufspringen zu lassen. Dennoch stellte ich bald fest, dass seine Schussleistung wunderbar war, und ich war von Anfang an besonders erfolgreich damit gegen Nashörner, von denen ich während des Rests dieser Reise mehrere erlegte – die meisten mit nur einer Kugel –, von denen keines mehr als ein paar hundert Yards lief, nachdem es den Schuss erhalten hatte.

Bis zu diesem Zeitpunkt war all mein Elefanten- und Nashornschießen mit meiner Doppel- .577 erfolgt. Ich war von vielen belächelt worden, weil ich mit keinem größeren Gewehr zu einer solchen Jagdreise aufgebrochen war, aber ich war immer ein Verfechter kleiner Kaliber, und ich muss sagen, dass ich glaube, für die Anzahl der mit dieser Waffe getöteten Elefanten weniger Patronen verbraucht zu haben als mit jeder anderen, die ich je ausprobiert habe. Seit ich jenes Gewehr bekam (vor einer guten Reihe von Jahren), sind viele Änderungen und Verbesserungen gemacht worden, sowohl bei den Feuerwaffen als auch bei der Munition; ich darf jedoch sagen – ohne mir anzumaßen, irgendeine Regel für andere aufzustellen –, dass meine Erfahrung in Bezug auf Kugeln entschieden zugunsten von Vollmantelgeschossen im Vergleich zu irgendwelchen (wie ich sie nennen würde) Fantasie-Projektilen ausfällt. Stahlkerne oder -spitzen sind unbefriedigend: Das Blei streift beim Durchschlagen eines Knochens – selbst einer Rippe – unweigerlich ab und lässt dem leichten Stahl nur wenig restliche Wucht. Natürlich kann man Wild mit fast allem töten, wenn man eine günstige Gelegenheit bekommt und das Beste daraus macht. Ich erinnere mich an einen Eingeborenen in Südafrika, der mir ein grobes, zylindrisches Stück Eisen aus seiner eigenen Schmiede zeigte, mit dem er mehrere Stück Wild, einschließlich Büffel, getötet hatte. Es passte locker in sein Gewehr – eine alte Muskete.

Angesichts der widersprüchlichen Meinungen, denen man zum Thema Nashörner begegnet, ist das Ergebnis meiner Beobachtungen hier vielleicht zu deren Erklärung eine Erwähnung wert. Ich glaube, dass das Nashorn im Allgemeinen, wie alle wilden Tiere, vor dem Menschen flieht, wenn es kann. Hier und da mag man auf ein Individuum treffen, das unter bestimmten Umständen angreift (und ich denke, die Umstände haben mehr damit zu tun als das Individuum), scheinbar ohne Grund. Wenn diese Tiere zahlreich sind, steigt natürlich die Chance, auf ein widerspenstiges Exemplar zu stoßen, proportional an; und eine große Karawane ist, wie ich denke, weit eher dazu angetan, die provozierenden Bedingungen hervorzurufen, als es ein paar vorbeiziehende Leute wären. Ich bilde mir ein, dass, wenn ein Nashorn bestrebt ist zu entkommen, eine lange Schlange von Trägern ihm leicht das Gefühl geben kann, umzingelt zu sein; aber es besteht kein Zweifel, dass man abgesehen davon gelegentlich Gefahr läuft, angegriffen zu werden. Ich selbst bin ihnen nirgendwo in großen Mengen begegnet; vier ist das Meiste, was ich je in einer Gruppe gesehen habe, und etwa zehn während einer langen Tagesjagd wäre das Limit, das an einem einzigen Tag gesehen wurde, und das selten. Allgemein gesprochen ist diese Art von Wild dünn gesät, in Gruppen von zwei oder drei oder einzeln über das Land verteilt; aber unter bestimmten Bedingungen, wie Wasserknappheit, können sie an bestimmten Orten konzentriert sein.

Ich habe ihr Verhalten in jedem Fall bei den vielen Gelegenheiten, die ich hatte, genau beobachtet und bin zu dem Schluss gekommen, dass sie niemals auf Witterung hin angreifen, sondern nur auf Sicht. Meine Erfahrung ist, dass ein Nashorn ausnahmslos flieht, wenn es Menschen windet (wie es, so glaube ich allgemein gesprochen, alle Tiere tun). Ich bin sehr oft nah an diesen Geschöpfen vorbeigegangen und musste sie manchmal anschreien, damit sie aus dem Weg gingen. Dass sie übermäßig dumm sind, daran kann kein Zweifel sein; und ich denke, es ist teils ihre bloße Dummheit, die sie manchmal dazu verleitet, einen Angriff zu unternehmen, indem sie nicht realisieren, was der Eindringling wirklich ist; denn sie gehen gelegentlich auf jedes fremde Objekt los, das sich ihnen nähert – wie ich zum Beispiel sah, wie ein großer Stein angegriffen wurde, den einer meiner Männer nach einem Nashorn geworfen hatte, das uns nicht aus dem Weg gehen wollte. Eine Kuh mit einem Kalb ist, wie zu erwarten, eher geneigt, bösartig zu sein als eine andere. Ich glaube nicht, dass sie sich in ihrem Naturell in verschiedenen Gegenden unterscheiden, noch glaube ich, dass es mehr als eine Spezies des (sogenannten) schwarzen Nashorns in Afrika gibt.



AUTHOR'S IVORY CARAVAN ARRIVING.

(From a Photograph by Mr. J. R. W. PIGOTT.)

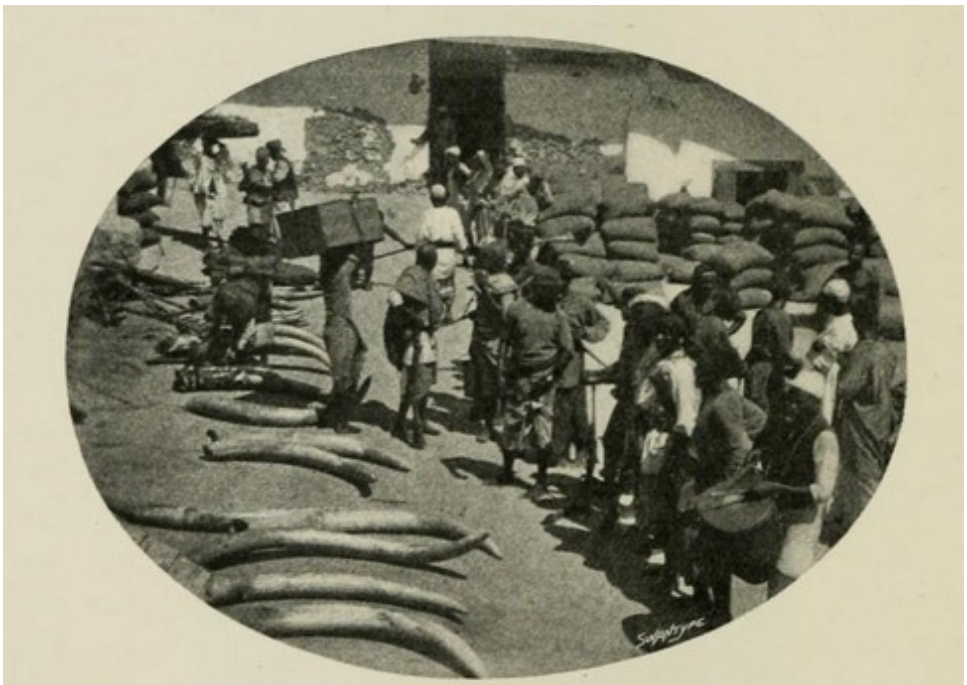
Wie Herr Selous schon vor langer Zeit darlegte, können alle verschiedenen Formen von Hörnern im selben Distrikt gefunden werden, und ich selbst habe ein Paar geschossen, bei dem das Weibchen das zweite Horn viel länger als das vordere hatte, während ihr Gefährte die gewöhnliche Art trug. Ich sage nicht, dass die Tiere nicht in Größe oder Hautfarbton je nach dem Land, das sie bewohnen, leicht variieren mögen, so wie einige Antilopenarten (wie der Buschbock und in geringerem Maße der Ducker) Typen haben, die mit dem Charakter ihrer Umgebung übereinstimmen; aber die Hornlänge ist ebenso wenig ein Unterscheidungsmerkmal wie langes oder kurzes Haar unter uns Menschen. Ich zeichne lediglich die Schlussfolgerungen auf, zu denen ich als Ergebnis meiner eigenen persönlichen Erfahrung gelangt bin und die vielleicht dazu beitragen, die unterschiedlichen Meinungen anderer Reisender zu erklären; meine eigene ist, dass man alles in allem keine Veranlassung hat, in allzu großer Ehrfurcht vor „dem gewappneten Nashorn“ zu stehen.

Es gibt noch eine weitere Beobachtung, die nützlich sein mag; nämlich bezüglich der Stimme dieses kuriosen, altmodisch anmutenden Geschöpfes, da ich sie noch nicht erwähnt sah. Soweit ich weiß, gibt es drei Laute, die ein Nashorn von sich geben kann. Wenn es gestört wird, macht es beim Laufen ein Schnauben wie eine Dampfmaschine. Manchmal schreit ein tödlich verwundetes Nashorn beim Sterben; der Schrei ist in einer hohen Tonlage, aber kaum schrill genug, um ein Quietschen genannt zu werden. Der dritte ist der natürliche Ruf, der, wie ich vermute, gegenüber dem Gefährten benutzt wird. Diesen habe ich nur nachts gehört, wenn alles im Lager still war. Er scheint mir am ehesten dem Blubbern eines Kamels zu ähneln, nur in einer tieferen Tonlage; er erinnert einen manchmal auch etwas an das verliebte Grunzen von Impalaböcken. In einem meiner Jagdlager, das mitten in dichtem Busch lag, wo Nashörner zahlreich waren, hörte ich es häufig. Nashörner finden sich auch in sehr offenem Gelände in Zentralafrika und

können oft gesehen werden, wie sie scheinbar grasen; obwohl genauere Beobachtung zeigt, dass es nicht das Gras selbst ist, sondern bestimmte Pflanzen dazwischen, die sie fressen.

Unter den weiteren Nachrichten, die mich bei meiner Rückkehr nach Laiju erwarteten, erfuhr ich, dass sich ein deutscher Herr (Dr. Kolb) am Tana befand, der aufgrund von Schwierigkeiten mit seiner Karawane und der unzureichenden Anzahl der ihm verbliebenen Männer nicht weiterkam. Ich schickte ihm dementsprechend eine Einladung, sich mir hier anzuschließen, was er gerne tat, nachdem er den durch die Regenfälle angeschwollenen Fluss in einem Kanu überquert hatte, das er höchst geschickt konstruiert hatte, indem er ein Gerüst aus Flechtwerk mit der Leinwand-Außenplane seines Zeltes überzog.

Er erzählte mir, dass er Mitglied der gescheiterten Freiland-Expedition gewesen sei und nach dem Zusammenbruch dieses chimärischen Plans beschlossen habe, das Land auf eigene Faust kennenzulernen. Da ich beabsichtigte, einen weiteren Ausflug zum Fuße des Kenia zu unternehmen, den er unbedingt sehen wollte, und ich ihm durch meine Kenntnis des Landes und der Eingeborenen behilflich sein konnte, während es für ihn nicht sicher gewesen wäre, allein mit so wenigen und zudem mangelhaft bewaffneten Männern (alle meine Leute hatten Snider-Karabiner) weiterzuziehen, wurde vereinbart, dass er mich begleiten sollte. Ich wiederum freute mich über seine Gesellschaft; und nachdem ich ihm erklärt hatte, dass der mutwillige Mord an vier meiner Männer durch die Eingeborenen von Embe mir die Pflicht auferlegte, diesem Stamm eine Lektion zu erteilen, bot er mir seine Hilfe an. Sein Beistand in dieser eher kitzligen Angelegenheit war für mich von größtem Wert, da ein weißer Mann unter solchen Umständen in Zentralafrika an sich schon eine ganze Streitmacht darstellt.



AUTHOR'S PORTERS DEPOSITING HIS TUSKS AT CUSTOM-HOUSE.

(From a Photograph by Mr. J. R. W. PIGOTT.)

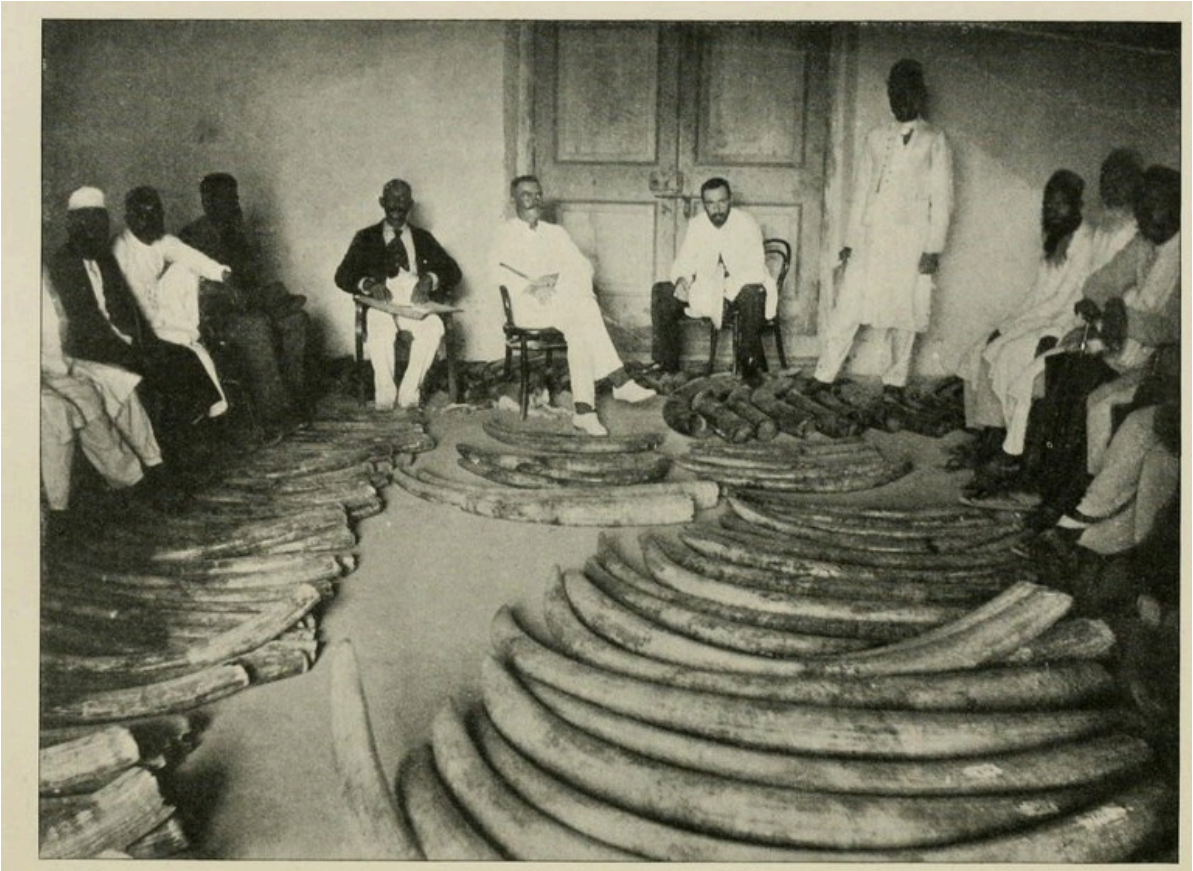
Wegen des anhaltenden Regens vergingen von meiner Rückkehr an drei Wochen, bevor wir wieder aufbrachen. Ich beschäftigte mich während der schönen Abschnitte dieser Tage des Festgehaltenseins angenehm mit der Schmetterlingsjagd, für die Laiju ein guter Ort ist. Und alles in allem glaube ich, dass wir beide die Verzögerung eher genossen.

Direkt oberhalb der „Boma“ befand sich einer der kleinen Kraterhügel, von denen bereits die Rede war und die auf beiden Seiten der Bergkette vorkommen. Ich hatte auf diesem Hügel mehrmals zwei oder drei „Roi Rheboks“ gesehen – eine Antilope, mit der ich aus Südafrika vertraut war, besonders aus dem Lobombo-Distrikt im Zululand, wo sie häufig vorkommt –, hatte aber törichterweise nicht versucht, ein Exemplar zu erlangen, da ich sie für identisch mit der südlichen Art hielt, obwohl mir zuvor in Zentralafrika nie welche aufgefallen waren. Doch eines Tages, als wir dort zusammen waren, zeigte sich einer am Hang oberhalb, und Dr. Kolb schoss ihn von knapp außerhalb der „Boma“ aus. Selbst damals bemerkte ich keinen Unterschied zu den „Roi Rheboks“ des Südens, aber ich habe seitdem erfahren, dass ein Exemplar, das Herr Chanler mit nach Hause genommen hatte, als neu erachtet und nach ihm benannt wurde. Das Kuriose an dieser Antilope ist jedoch, dass ich sie nie irgendwo anders als auf diesem speziellen isolierten Kraterhügel gesehen habe, und die Eingeborenen dort sagten, dass es ihres Wissens nach nirgendwo sonst welche gäbe. Ich behaupte nicht, dass es auf keinem der anderen Hügel welche gibt, aber es ist merkwürdig, dass ich nie auf welche stieß, und sie müssen jedenfalls sehr selten sein.

Glücklicherweise hatten wir nach unserem Aufbruch nicht mehr viel Regen, und der Vollmond begünstigte unser etwas gewagtes Unterfangen. Es klingt vermessen, davon zu sprechen, mit einer Handvoll Männer unter einen Stamm zu gehen, der nach Tausenden zählt, um Vergeltung zu fordern, aber man darf sich dem nicht entziehen, wenn das Land für uns sicher sein soll, und ich strebe immer danach, es für den nächsten Reisenden so zu hinterlassen. Die Methode, die wir wählten, um die Bewohner des Distrikts zu züchtigen, in dem meine Männer getötet worden waren, bestand darin, eine Anzahl ihrer Schafe und Ziegen zu beschlagnahmen; diese schlachteten wir und ließen sie auf einem Haufen inmitten ihrer niedergebrannten Kraals liegen. Ich schlug dies vor, weil ich nicht wollte, dass sie dachten, Raubzüge zum Zwecke der Plünderung seien Teil unseres Ziels, obwohl wir uns berechtigt fühlten, zwei oder drei Kühe und einige Esel, die wir erbeuteten, zu behalten. Sie unternahmen keinen entschlossenen Angriff auf uns, was, wie ich vermute, hauptsächlich dem Respekt vor den wunderbaren Kräften unserer weitreichenden Gewehre zu verdanken war; denn wir konnten jede drohende Gruppe von Kriegern, die sich irgendwo in Sichtweite sammelte, leicht durch ein oder zwei Schüsse zerstreuen. Die Nacht war eine Zeit der Sorge und Schlaflosigkeit; aber da wir jede mögliche Vorsichtsmaßnahme getroffen hatten, verging sie ohne den Versuch eines Überfalls. Am Morgen stiegen wir durch einen schwierigen Engpass ab, nicht ohne Furcht vor Hinterhalten, aber kein einziger Eingeborener zeigte sich, und am Tag darauf lagerten wir bei Mthara.

Das Ergebnis dieser Aktion zeigte, dass ich recht hatte. Danach konnten meine Männer sicher durch den Distrikt ziehen, die Gewehre und anderen Kleinigkeiten, die den ermordeten Männern abgenommen worden waren, wurden zurückgegeben, und die „Ältesten“ baten um Frieden. Ich habe dieses Land des Überflusses bereits beschrieben. Zur Zeit dieses Besuchs wurde es gerade von Heuschrecken verwüstet; aber der Boden ist so fruchtbar, dass eine Hungersnot fast unmöglich erscheint. Alle paar Monate reifen frische Ernten von Getreide und Bohnen, während Bananen, Yamswurzeln und Süßkartoffeln immer Saison haben. Es ist erwähnenswert, dass die Einwohner in Gebieten, in denen Bananen das Grundnahrungsmittel sind, nicht auf die reifen Früchte angewiesen sind, sondern die grünen Bananen kochen, entweder durch Dämpfen oder durch Rösten im Feuer. Zweifellos würde auch Kaffee in diesen fruchtbaren Hügeln gedeihen, obwohl die Eingeborenen dort keinen haben. Dieser Hügel-Distrikt ist nur von geringer Ausdehnung; ein Mann kann die gesamte Strecke von Laiju auf der einen Seite bis Mthara auf der anderen zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu Fuß durchqueren.

Ich werde keinen detaillierten Bericht über diesen Ausflug geben, aber da wir Gegenden besuchten, die ich zuvor nicht erreicht hatte, mögen ein paar Anmerkungen nicht ganz uninteressant sein.



AUCTION SALE OF AUTHOR'S IVORY IN MOMBASA CUSTOM-HOUSE.

Wir blieben einige Tage in dem, was ich mein „Elfenbein-Lager“ nannte (das unter dem weitausladenden Baum). Es war nun weniger komfortabel durch Schwärme von Raupen, die auf uns herabfielen und eine schmerzhaft reizende Wirkung auf unsere Haut hatten. Besonders Dr. Kolb litt sehr darunter, da er als Neuankömmling anfälliger für das Gift war als ich. Hier hatte ich die Ehre, meinen Gefährten meinem geschätzten Bruder Ndaminuki und dem Nashorn vorzustellen, einem Tier, mit dessen Bekanntschaft er noch nicht gemacht hatte. Er hatte Flusspferde im Tana geschossen, fühlte sich aber eher mutlos hinsichtlich seiner Chancen, ein „Faro“ (Swahili für Nashorn) zu erlegen. Ich versprach ihm jedoch, dass er diese Genugtuung haben würde, und mein Versprechen wurde eingelöst, als er das erste Mal mit mir ausging. Danach schoss er viele. Er war, wie ich glaube, ein erstklassiger Schütze, obwohl er im Busch durch die Notwendigkeit, eine Brille zu tragen, etwas behindert war.

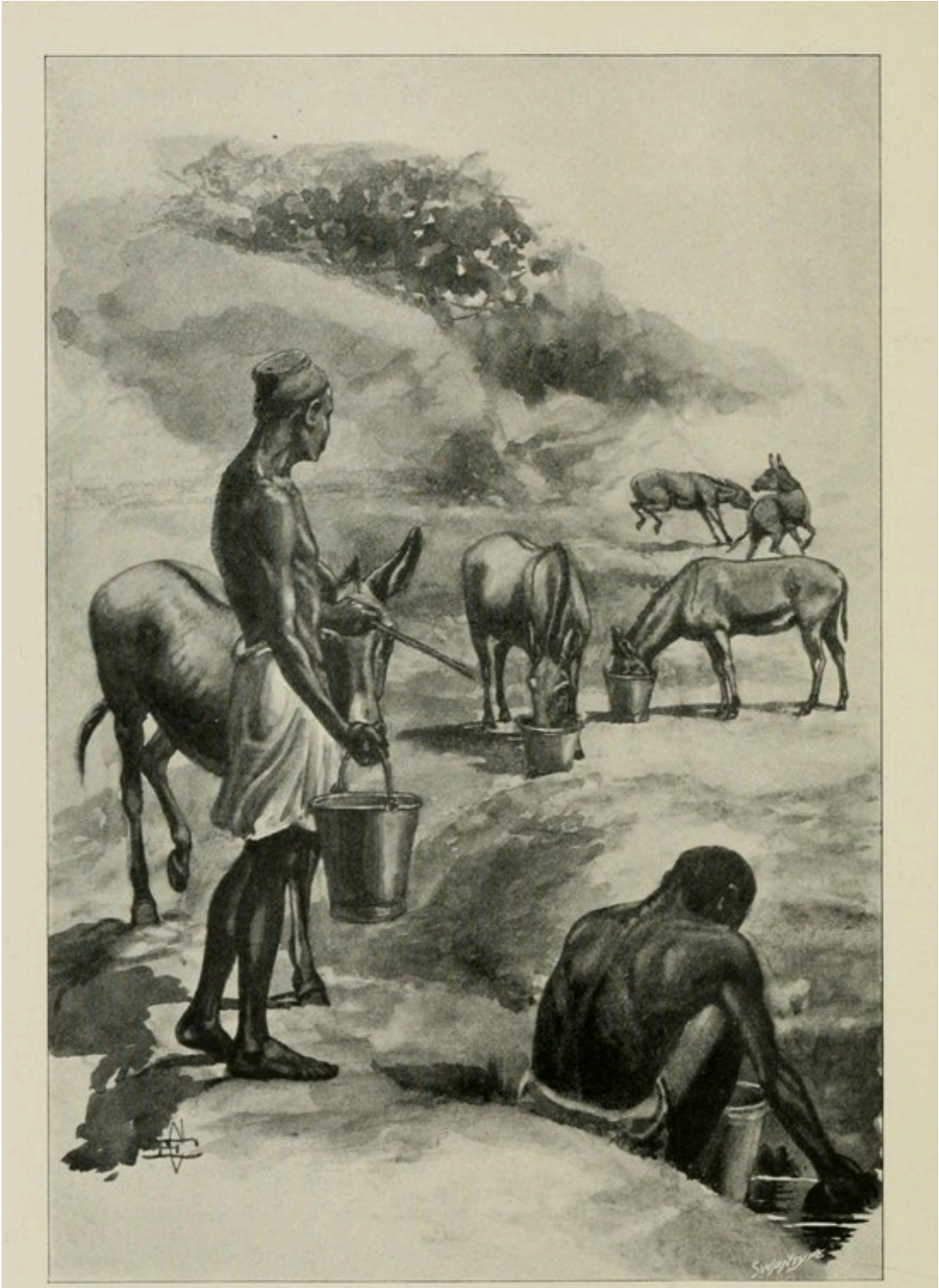
Wir verbrachten unser Weihnachten am Fuße des Kenia, jedenfalls in Sichtweite von Schnee, und hatten häufig herrliche Ausblicke auf den großen Berg unter wechselnden Bedingungen. Ein Phänomen rätselte mir auf. Ich habe oft bemerkt, dass der Kenia völlig klar war, während die viel niedrigere benachbarte Jambeni-Kette wolkenverhangen war.

Der Eintrag in meinem Tagebuch unter dem Datum des 25. Dezember 1894 lautet wie folgt: — „Ich bin mir nicht ganz sicher, ob heute wirklich der Weihnachtstag ist, obwohl Kolb zuversichtlich ist, dass seine Daten stimmen (es hatte eine Differenz in unseren Berechnungen gegeben). Wie dem auch sei, wir haben ihn gefeiert. Ich machte einen ‚Duff‘ (Mehlpudding) aus dem dunklen Mehl des Landes, Talg und Rosinen, und er geriet besser als ich erwartet hatte. Das Roastbeef (ein Kalbsrücken) war erstklassig. Am

Nachmittag stellte ich ein Gewehr für die ‚Fisi' (Hyänen) auf, die die letzte Nacht mit ihrer unflätigen Sprache über dem Schädel von Kolbs Nashorn abscheulich gemacht hatten. Dies bescherte uns ein wenig Beschäftigung und beträchtliches Vergnügen am Abend, als es mitten während eines nahrhaften Abendessens losging und wir zwischen den Gängen hinausgingen, um eine Hyäne tot vor dem Gewehr zu finden, das perfekt funktioniert hatte. Eine weitere erschoss sich selbst, bevor ich einschlief. Vor dem Morgen ging es ein drittes Mal los, aber ohne Ergebnis, da der Köder sich gelockert hatte. Ich habe viele weit weniger zufriedene Weihnachtsfeste verbracht. Wir gaben unseren Männern einen jungen Bullen ganz für sich allein, um das Fest zu feiern."

Von hier aus zogen wir weiter um den Fuß des Berges herum nach Südosten und stiegen vor dem Lagern auf eine Höhe von vielleicht 8000 oder 9000 Fuß auf. Unser Lager befand sich hier oberhalb aller Siedlungen und etwas unterhalb des unberührten Waldes und bot eine weite Aussicht über das Land unter uns. Zwischen Jambeni und Kenia liegt ein breites Tal, fruchtbar und wasserreich. Ich sah zu verschiedenen Zeiten viel von diesem Teil sowie von dem Gebiet am Fuße des Kenia an seiner östlichen und nordöstlichen Seite. Die unteren Hänge waren wahrscheinlich früher alle bewaldet, aber vieles wurde gerodet, und ein großer Teil des Landes wird von den Eingeborenen bebaut, die hier zahlreich sind; die Stämme sind die von Mnyithu und Katheri. Alle diese Leute sind mit denen von Kikuyu verwandt. Es gibt dort aber auch einen Clan der Wakwavi (einen Zweig der Masai), die neben Katheri leben, und ebenso eine Gemeinschaft von Ndorobos; so leben drei verschiedene Rassen mit unterschiedlichen Bräuchen Seite an Seite. Die Leute von Katheri betreiben Ackerbau und besitzen auch etwas Vieh; die Wakwavi sind reine Hirten; während die Ndorobos (ein sehr minderwertiger Schlag dieser Rasse) von dem leben, was sie im Wald finden oder von ihren Nachbarn erbetteln können, die sie aufgrund des gelegentlichen Stoßzahns dulden, den sie hin und wieder von ihnen erhalten mögen.

Diese Wakwavi, die noch beträchtliche Viehherden besitzen, leben in großer Furcht vor den Masai von Ndoro auf der Westseite des Kenia. Wie viele andere Stämme, mit denen ich zu verschiedenen Zeiten Freundschaftsbünde geschlossen habe, wollten sie nun, nachdem wir auf ihren Wunsch hin ihre „Brüder" geworden waren, dass wir ihnen in einem Krieg gegen ihre Feinde beistehen; aber diese Einladung lehnten wir natürlich ab, wie es meine unumstößliche Regel ist. Ich erklärte immer, wenn ich auf diese Weise bedrängt wurde, dass ich gekommen sei, um Elefanten zu schießen, nicht Menschen; und dass ich, solange ich nicht angegriffen werde – oder meine Freunde, während ich bei ihnen bin –, Frieden mit allen wünsche.



WATERING DONKEYS.

Am Fuße des Kenia gibt es nichts in Form eines Plateaus, wie man es manchmal liest, obwohl er eine breite Basis hat und die Hänge eine sanfte Steigung aufweisen. Zwischen dem kultivierten Land und dem Urwald liegt einiges schönes Weideland, wo der Wald offensichtlich gerodet, das Land bebaut und später aufgegeben worden war. Hier schlugen wir für etwa eine Woche unser Lager auf. Zahlreiche kleine Bäche, kalt und klar, fließen zwischen den Wellen des Geländes hinunter. Dies ist ein bezauberndes Stück Land; aber ich konnte nachts nicht warm werden, was ich auch tat. Jeden Morgen war Raureif auf dem Gras, und das Holz, obwohl reichlich vorhanden, wollte nicht brennen. Der Wald ist sehr schön und enthält viele prächtige Nutzhölzer. Der Stamm eines Baumes, den ich mass, hatte einen Umfang von etwa 15 Fuß und war auf mindestens 60 Fuß kerzengerade.

Hier stieß ich auf die sehr hübsche Meerkatze mit einem weißen Kragen, die, wie es scheint, als *Cercopithecus albotorquatus* benannt wurde, nach einem Exemplar, dessen Herkunftsort unbekannt war. Ein großer gelber Affe, den ich an den Hängen oberhalb unseres Weihnachtslagers gesehen hatte, von dem ich aber kein Exemplar erlangen konnte, schien sich völlig von allen zu unterscheiden, denen ich je begegnet war, und ist wahrscheinlich neu. Auf letztere wurde ich durch ihren eigentümlichen, eher musikalischen, hootenden Ruf aufmerksam – der mich etwas an den Ruf (verschieden vom Bellen) des Wildhundes erinnerte –; es gelang mir jedoch nicht, einen Schuss auf einen abzugeben. Im Wald gab es, wie in solchen Gegenden üblich, viele scharlachgeflügelte Turakos und große schwarz-weiße Nashornvögel. Ein Paar der letzteren hatte sein Nest in einer Höhle hoch oben im Stamm eines großen Baumes direkt bei unserem Lager. Das Männchen pflegte seine Gefährtin (die wohl brütete) durch die Öffnung zu füttern – zumindest deutete ich ihr Verhalten so. Unter vielen seltenen Schmetterlingen, die ich hier sammelte, fand Miss Bowdler Sharpe (die meine Sammlung für mich ordnete) eine völlig neue Art.

Wir hatten keine Schwierigkeiten mit den Eingeborenen und traten in freundschaftliche Beziehungen durch „Blutessen“ mit den meisten Stämmen, die wir passierten – in der Tat bilden ich und meine afrikanischen Brüder insgesamt eine ziemlich stattliche Familie, und Dr. Kolb konnte wohl dasselbe sagen. Doch eines Nachts sahen die Dinge entschieden bedrohlich aus. Gerade als wir schlafen gehen wollten, kam ein alter „Bruder“ von uns ins Lager und warnte uns, dass er ein Komplott entdeckt habe, uns während der Nacht anzugreifen; und kaum hatten wir diese eher beunruhigende Nachricht gehört, wurde ein frisch mit Gift bestrichener Pfeil in unser Lager geschossen. Unmittelbar danach – nachdem zusätzliche Wachen aufgestellt und Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden waren – wurde ein unglücklicher Träger, der törichterweise hinausgegangen war, ohne es jemandem zu sagen, von einem der Wachtposten erschossen und starb innerhalb einer halben Stunde. Wir schickten den alten Verwandten, der uns rechtzeitig gewarnt hatte, los, um einen anderen „Bruder“ zu rufen, der in der Nähe wohnte; er kam sofort und teilte unsere Wache. Es gab jedoch keine weitere Störung des Friedens, und der ganze Alarm mag durch nichts weiter als die spielerische Eskapade einiger junger Heißsporne verursacht worden sein, die sich einen kleinen Scherz erlaubten. Es reichte jedoch aus, um uns eine weitere jener wachsamen und unruhigen Nächte zu bereiten, die so unangenehm sind; aber wir hielten es nicht für wichtig genug, um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns und unseren Nachbarn zu unterbrechen, obwohl die Angelegenheit indirekt den Tod eines unserer Träger verursacht hatte.

Ich stieß auf dieselbe Schwierigkeit wie zuvor, an die Kenia-Elefanten heranzukommen, und hatte keinen Erfolg mit ihnen; tatsächlich sah ich nur ein einziges Mal einen; und Elfenbein, von dem man mir erzählt hatte und das ich zu kaufen gehofft hatte, stellte sich als Mythos heraus; so beschlossen wir, zum Tana weiterzuziehen, anstatt auf dem Weg zurückzukehren, auf dem wir gekommen waren. Nachdem wir zuerst das bereits erwähnte bevölkerungsreiche und fruchtbare Tal durchquert hatten, hielten wir auf den Fluss zu. Nachdem wir das hügelige Land verlassen hatten, in dem der Boden fast vollständig unter Anbau stand – prächtige Hirseernten reiften gerade (die Heuschrecken waren verschwunden) –, stiegen wir allmählich in das ebene, unbewohnte Gebiet darunter ab. Wir hatten nun die Pfade hinter uns gelassen, und unser Fortkommen wurde mühsamer, besonders an den steilen Seiten der Bergrücken, aufgrund des langen und dichten Grases. Während wir die Hänge hinuntergingen, kam der Doktor mit einem Hornissennest in Berührung – einem papierähnlichen Gebilde, das an einem Zweig befestigt war – und wir wurden beide schlimm gestochen. Da ich ein abgehärteter alter Hase bin, verging der Schmerz bei mir bald, wie bei vielen ähnlichen Gelegenheiten, aber das System meines Freundes, frisch aus Europa, wehrte sich gegen das Gift, und er litt eine Zeit lang beträchtlich, wobei die Stellen stark anschwollen.

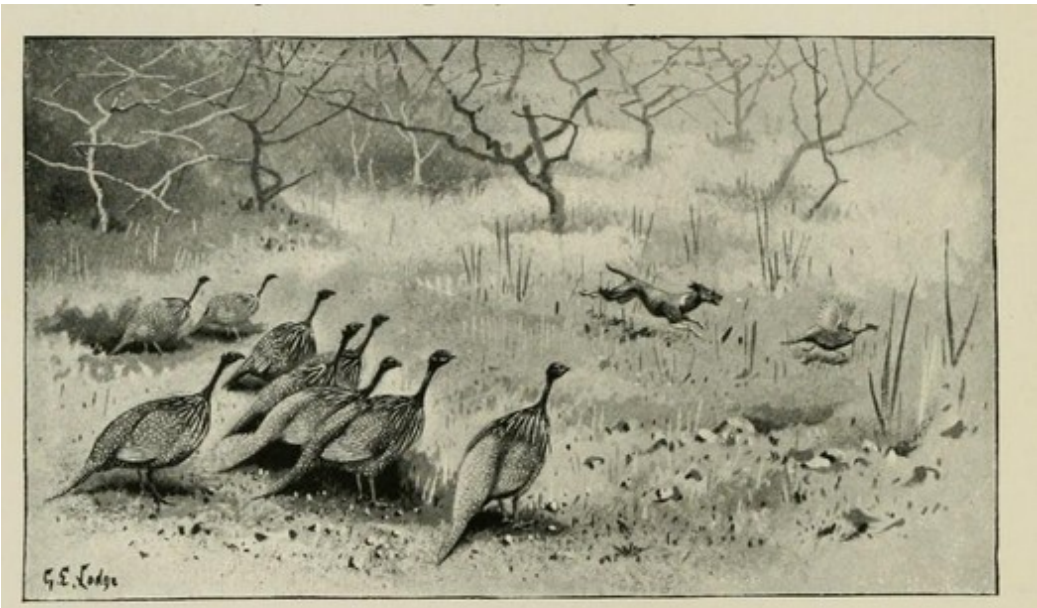
Als wir von den Hügeln wegkamen, an deren Fuß sich einige schöne Waldstücke befinden, betraten wir zunächst offene Ebenen, die mit üppigem Gras bewachsen waren, hier und da mit Waldstücken durchsetzt – ein Land mit vielen Bächen und übersät mit Tümpeln und Sümpfen (das Sickerwasser des Berges und der Hügel). Wild war hier reichlich vorhanden: Herden des kleineren Zebras, zahlreiche Wasserböcke und viele Nashörner. Ich sah auch einen Trupp von Coke-Hartebeests, und in den größeren Tümpeln gab es Flusspferde.

Unterwegs trafen wir auf einen Raubtrupp von etwa zweihundert jungen Kriegern aus Embe auf einer Entführungsexpedition nach Thaka (einem Distrikt etwas weiter oben am Tana). Ihre Vorstellung vom „Kriegspfad" besteht darin, alle Frauen und Kinder zu verschleppen, die sie in entlegenen „Shambas" überraschen können. Sie waren sehr höflich und respektvoll zu uns und gingen ihrer Wege, als ich ihnen sagte, dass wir es unter den Umständen vorzögen, nichts mit ihnen zu tun zu haben.

Weiter vorne wurde das Land allmählich buschiger, je näher wir dem Fluss kamen, bis das dichte Tana-Gestrüpp erreicht war. Während Dr. Kolb weiterging, um Flusspferde zu schießen, hielt ich dort an, wo ich eine kleine Elefantenfährte gesehen hatte. Ich fand einen einzelnen Bullen, den ich tötete. Er war ein einsamer Wanderer vom Typ eines „Herdenbullen": seine Stoßzähne – lang und ansehnlich, aber dünn – wogen 49 lbs. beziehungsweise 44 lbs., wobei einer an der Basis erheblich dicker war als sein Gegenstück. Wahrscheinlich war er von einem Rivalen aus dem Harem verdrängt worden und schmollte allein vor sich hin. Er war in schlechtem Zustand und hatte zwei Geschwüre auf dem Rücken. Ich war über diesen Glückstreffer nach so langer Pause sehr erfreut und schrieb in mein Tagebuch: „Dies war ein herrlicher Brocken aufregenden Erfolgs. Nichts auf der Welt kommt an das Hochgefühl der Befriedigung heran, wenn man einen stattlichen Elefanten zur Strecke bringt."

Als ich den Fluss erreichte, fand ich den Doktor, wie er sich köstlich unter den Flusspferden amüsierte. Er hatte Sport mit wissenschaftlicher Forschung verbunden und zog, als er zu mir herüberkam, um mich zu sehen, aus seiner Tasche ein kleines rotes Flusspferd hervor, das er gerade erworben hatte, etwa von der Größe eines Meerschweinchens, an dem er zutiefst interessiert war.

Da ich keine Anzeichen für weitere Elefanten finden konnte und mich entschlossen hatte, die Küste zu besuchen, mein vorhandenes Elfenbein zu verkaufen und meine Karawane für eine weitere Expedition neu zu organisieren, kehrte ich nach Laiju zurück, um meine Vorkehrungen zu treffen. Ich ließ alle meine Güter zurück in die äußeren Kraals von Ukambani über den Tana transportieren, wo ich sie in der Obhut eines höflichen und intelligenten Anführers namens Mtiya ließ, und machte mich auf dem schnellsten Weg nach Mombasa mit ein paar Männern, die mein persönliches Gepäck trugen; Abdulla – jetzt zum Anführer befördert und in den ich vollkommenes Vertrauen hatte – ließ ich zurück, damit er mit dem Elfenbein folge.



VULTURINES AND DOG.

Ich kam Anfang März 1895 an, nach einer Abwesenheit von vierzehn Monaten; die Karawane traf fast vierzehn Tage später ein.

Die zweieinhalb Monate, die ich nun in Mombasa verbrachte, waren eine angenehme Abwechslung für mich; Abwechslung in der Ernährung, in der Lebensweise und der Umgebung, mit der Gelegenheit, meine Muttersprache zu sprechen und die Gastfreundschaft lieber Freunde zu genießen. Aber es war keine müßige Zeit, weit gefehlt, noch war die Arbeit der Reorganisation meiner Karawane für mich uninteressant, obwohl ich fürchte, sie wäre es für den Leser, würde ich auf viele Details über den Kauf und das Packen der wenigen Waren eingehen, die ich benötigte. Perlen waren der Hauptposten, als Tauschmittel im Inneren, sozusagen unser Kleingeld; während für mich selbst ein reichlicher Vorrat an Tee, Salz und Seife fast die einzigen Lebensmittel waren, die ich mitnahm.

Die meisten meiner besten Träger verpflichteten sich erneut, und die wenigen neu eingestellten waren alle als erstklassige Männer ausgewiesen; meine Diener waren dieselben wie zuvor. Ich hielt die Zahl diesmal auf insgesamt fünfunddreißig begrenzt. Es war eine kleine Gruppe für eine so lange Reise, und natürlich brachte ihre Schwäche ein gewisses Risiko mit sich. Früher hatte ich eine viel größere Zahl für unverzichtbar gehalten und habe sogar von zweihundert als unzureichend gehört, um Sicherheit zu gewährleisten; aber in keinem der Fälle, in denen ich während der letzten Reise mit Eingeborenen aneinandergeraten war, hatte ich mehr als etwa die oben genannte Anzahl (zwischen dreißig und vierzig) bei mir. Man kann mit fünfunddreißig guten, mit Sniders bewaffneten Männern in Zentralafrika eine Menge erreichen. Außerdem zog ich das Risiko von Feindseligkeiten dem des Verhungerns vor; und da ich entschlossen war, diesmal den Rudolfsee zu erreichen, und um die immense Strecke an ödem, nahrungslosem Land wusste, die ich zu durchqueren hätte, aber nicht sagen konnte, wie lange die Durchquerung dauern würde, hielt ich es für äußerst wichtig, die Anzahl der in der Wildnis zu ernährenden Mäuler so eng wie möglich zu begrenzen.

Einer der ersten Schritte war die Beschaffung einer neuen Truppe guter Esel. Zu diesem Zweck schickte ich Abdulla in die Umgebung von Pangani, und es gelang ihm, einen sehr nützlichen Bestand für mich zu kaufen. Eine weitere äußerst wichtige Frage war die der Packsättel. Auf meiner früheren Reise hatte ich eine Art verwendet, wie sie bei Goldgräbern in Südafrika üblich ist. Mir war aufgefallen, dass Swahili-Esel immer einen wunden Rücken hatten, und ich gab der Art des Packens die Schuld. Nun stellte ich fest,

dass der arabische „Sogi“, den sie verwenden, viel besser für diesen Zweck geeignet ist als jedes harte Gestell. Er besteht aus einer Art weicher Packtaschen, die auf einem großen Polster aufliegen. Durch das Entgegenkommen der Offiziere eines Dampfers, der gerade im Hafen repariert wurde, konnte ich einige aus Segeltuch anfertigen lassen; und sie waren so gut genäht und zufriedenstellend, dass sie die ganze Reise über hielten und, wenn auch stark geflickt durch Schäden von Dornen und Felsen, an die Küste zurückkehrten. Ich stellte fest, dass es bei richtiger Pflege und Beachtung der Polster sowie der Beladung der Tiere keinen Grund gab, warum sie überhaupt einen wunden Rücken bekommen sollten: Meine bekamen nie einen. Es ist nur die Unachtsamkeit und Gefühllosigkeit der Swahili, die dies bei ihren Tieren verursacht, da sie sich nicht die Mühe machen, die Ausrüstung in ordentlichem Zustand zu halten, oft gepaart mit grauenhafter Überladung. Ich bin Zeuge der abscheulichsten Anblicke dieser Art geworden; Esel mit schrecklichen, stinkenden Wunden, die bis zum Rückgrat drangen und sogar voller Maden waren, mussten immer noch Lasten tragen.

Glücklicherweise war ich gerade während des nassesten Teils der Regenzeit in Mombasa, sodass ich die Unannehmlichkeiten des Reisens während dieser Zeit vermied. Meine Vorbereitungen waren schließlich am 13. Mai abgeschlossen; aber gerade als ich die Karawane am Morgen des 14. auf den Weg schicken wollte, begann es heftig zu regnen, und die Lasten mussten wieder hereingebracht und unser Aufbruch verschoben werden. Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen (etwa 5.30 Uhr am 15.), bevor es ganz hell war, gab es ein schweres Erdbeben, gefolgt von mehreren leichteren Stößen. Ich lief auf die Straße und sah meine Nachbarn gegenüber und nebenan – Missionare mit ihren Frauen –, die gerade aus ihren Türen kamen. Es war eine kuriose und eher amüsante Situation, sich so im Deshabillé zu so früher Stunde auf der Straße zu treffen, und etwas peinlich für einen schüchternen Mann, da die Erschütterung zu beeindruckend gewesen war und zu sehr nach einer Katastrophe klang, als dass selbst Damen auf die Erfordernisse der Toilette hätten warten können. Glücklicherweise entstand kein ernsthafter Schaden, obwohl viele Mauern Risse bekamen. Erneut setzte Regen ein und verhinderte meinen Aufbruch um einen weiteren Tag; aber am 16. kamen wir rechtzeitig los.

KAPITEL VII

ZWEITE EXPEDITION

Veränderung der Gewehr-Ausrüstung — Ankunft in Samburu — Ein wasserloser Distrikt — Esel tränken — Schwärme von Perlhühnern — Ukambani — Unter dem Stamm der Wakamba — Unglück für Frolic — Ein unpassierbarer Fluss — Spuren von Elefanten — Tod von Frolic — Ein enttäuschender Tag — Bau eines Kanus — Schwierige Navigation — Überquerung der Lasttiere — Ein nützlicher Ruf — Eine unangenehme Route — Das Innere eines Kraters — Annäherung an die Lorogi-Berge — Mein altes Lager bei El Bogoi.

An den Gewehren, mit denen ich für diese Reise ausgerüstet war, war eine Änderung vorgenommen worden. Durch einen Unfall war meine treue .577 unbrauchbar geworden, und ich hatte sie durch eine in Eile beschaffte 10er-Bohrung von Holland ersetzt. Ich war nie ein Freund großer Kaliber; und dieses hier, obwohl zweifellos eine erstklassige Waffe ihrer Art, überzeugte mich noch mehr davon, dass sie ein Fehler sind. Ich hatte auch (wie bereits erwähnt) ein Lee-Metford-Magazingewehr des gewöhnlichen Militärmodells dabei, das ich persönlich einem „Jagdschaft“ vorziehe.

Da das Personal der Safari praktisch dasselbe wie zuvor war, kannte jeder seine Arbeit, sodass es keine Verwirrung oder Sorgen gab; auch hatte ich keine einzige Desertion, und

alles verlief von Anfang an reibungslos. Ich hatte immer noch meine kleine Hündin „Frolic“ bei mir, und ein kleiner Foxterrier-Welpe, den ich auf den Namen „Pice“ taufte, war mir geschenkt worden.

MAKING DUG-OUT CANOE.
(From a Photograph by the AUTHOR.)

Am vierten Tag erreichten wir Samburu, und von dort bogen wir nach rechts vom Hauptpfad nach Uganda ab und hielten auf den Zusammenfluss der Flüsse Tsavo und Athi zu. Ich hasse Hauptstraßen und war froh, von dieser wegzukommen, obwohl man auf Nebenpfaden gewisse Nachteile in Kauf nehmen muss, wie deren Enge und Windungen sowie die herabhängenden, sich manchmal berührenden Zweige. Das Land ähnelt dem, was gemeinhin als Taro-Wüste bekannt ist; ein dürres, ebenes, mit Gestrüpp bedecktes Gebiet mit einem unfruchtbaren, ziegelroten Boden und sehr wenig Wasser. Dieser Teil der Route ist in sehr trockenen Jahreszeiten unpassierbar, da das wenige Wasser, das es jemals gibt, austrocknet.

Es ist besonders mühsam, Esel zu tränken, wo Wasser gegraben und becherweise aus einem Loch geschöpft werden muss, in das es langsam sickert; denn bevor sie an das Reisen gewöhnt sind, sind sie beim Trinken von einer zum Verzweifeln bringenden Dummheit, selbst wenn sie durstig sind. Einige wollen anfangs nicht aus einem Eimer trinken; während andere, die dort gelebt haben, wo es Wasser nur in Brunnen gibt, nicht dazu bewegt werden können zu trinken, es sei denn aus einem Gefäß irgendeiner Art. Tatsächlich habe ich zu meiner Überraschung festgestellt, dass die dem bescheidenen Esel sprichwörtlich zugeschriebene Begriffsstutzigkeit keine Verleumdung ist.

Es ist interessant zu beobachten, welche Veränderung ein guter Schluck bei durstigen Eseln bewirkt. Sie kommen mit hängenden Ohren und hohlen Flanken an, sehen

niedergeschlagen und mager aus, kein Austreten oder Wiehern ist selbst dem bösartigsten von ihnen zu entlocken – und was ist bösartiger als ein griesgrämiger Eselhengst? Doch während sie trinken, schwellen ihre Flanken sichtlich an, und die Rippen treten weniger hervor. Nach etwa einem Eimer voll geht der Kopf hoch, die Ohren werden gespitzt, der Schwanz beginnt sich zu heben, und dein eben noch schlaffer und harmloser „Punda" beginnt wieder ganz keck umherzuschauen, als wollte er sagen: „Nun kommt schon, ihr Kerle; wenn ich es einigen von euch nicht ordentlich einheize, dann glaubt mir nie wieder."

Die Entfernungen zwischen den Wasserstellen sind hier sehr groß, manchmal bis zu vierzig Meilen, was das sogenannte „Telekeza" erforderlich macht (wörtlich „eingießen lassen", was bedeutet, dass Wasser in Kürbissen mitgeführt werden muss); das heißt, man kocht und isst vor dem Aufbruch, schläft irgendwo und erreicht das nächste Becken – oft schrecklich verschmutzt – irgendwann am nächsten Tag. Diese Art des Reisens in einem solchen Land – Stunde um Stunde durch das trockene Gestrüpp unter einer brennenden Sonne zu stapfen – ist eintönig und harte Arbeit. Dennoch hat selbst die Wüste ihren Reiz und sogar ihre Vorteile. Sie schneidet das Hinterland ab und entmutigt die Kommunikation, sodass man sich fast vom Zeitpunkt des Verlassens der Küste an wirklich in die Wildnis hineinversetzt fühlt.

Wild gibt es wenig, wie man es in einem so wasserlosen Distrikt erwarten würde. Gelegentlich sieht man einige Waller-Gazellen – eine Antilope, die vom Wasser unabhängig zu sein scheint –, und ich schoss einen kleinen Kudu – vielleicht ein Wanderer vom Sabaki, meine erste Antilope auf der Reise und willkommen für den Kochtopf, da es ausgezeichnetes Fleisch ist –, während die winzige „Paa" (Kirk-Antilope) nicht selten ist; ich sah auch eine Giraffe. Nachdem man auf den Sabaki gestoßen ist (oder Athi, wie er oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Tsavo genannt wird), folgt der Pfad dem Fluss für drei oder vier Tage. Es ist angenehm, an die Ufer dieses Flusses zu gelangen (für den ich immer eine Zuneigung bewahre) mit seinen grünen Weiden und dem frischen Duft und seinem breiten, wenn auch flachen und eher schlammigen Strom, und einen unerschöpflichen Vorrat an gutem, süßem Wasser zu haben. Er war ein alter Bekannter von mir, denn ich hatte hier 1890 für die I.B.E.A. Company Straßenarbeiten durchgeführt; und es war ein Trost, nach dem engen, überwachsenen Pfad, den wir durchquert hatten, meinen Pfad immer noch völlig offen vorzufinden, mit Ausnahme eines Zweiges hier und da oder eines umgestürzten Baumes. Als ich diesen Pfad zum ersten Mal schlug, sagte man mir, die Stümpfe müssten ausgegraben werden; aber da ich einige Erfahrung in der Pionierarbeit beim Straßenbau in Südafrika hatte, schnitt ich die Bäume und Sträucher lediglich dicht am Boden ab, und das Ergebnis gab mir recht, denn sie starben fast alle ab; während das Umgraben des Bodens die Wirkung einer Kultivierung gehabt hätte, die das Wachstum üppiger Vegetation gefördert hätte.

Der Fluss fließt durch dasselbe karge, mit Gestrüpp bedeckte Land – an einigen Stellen kiesige Rücken, an anderen sandige Ebenen, die seine Ufer säumen. Stellenweise gibt es Quarzadern, aber ich konnte nie eine Spur Gold finden, obwohl ich es versucht habe. Eine Sache, die mich an diesem Land immer wieder überrascht, ist der Mangel an Wild; denn selbst entlang der Ufer des Flusses gibt es erstaunlich wenig – in Abständen einige sehr wenige Wasserböcke, gelegentlich ein oder zwei kleine Kudus, manchmal an einer bestimmten Stelle ein kleiner Trupp Impalas und selten ein einzelner Buschbock sind alles, was man sieht, ohne die winzigen Paa zu zählen, und hin und wieder eine Nashorn-, Giraffen- oder Flusspferdfährte. Früher gab es vereinzelt Büffel in kleinen Herden; aber diese hat die Rinderpest dahingerafft. Das andere Wild war jedoch schon immer spärlich. Man kann leicht sagen, dass die Bedingungen nicht seinen Anforderungen entsprechen – zu viel Gestrüpp und zu wenig Gras –, aber man kann nicht umhin sich zu fragen, warum sich einige Arten nicht an das Land angepasst haben. Hier sind riesige Strecken

unbewohnten Buschlandes mit einem ganzjährig fließenden Fluss, und kaum Tiere, dafür aber viele Vögel und „Fliegen“ (Tsetse).

Am Athi gibt es drei Arten von Perlhühnern. Zur Küste hin findet man die kleine, zierliche Hauben-Art, die im dichten Busch lebt – die zarteste von allen auf dem Tisch. In seinem Mittellauf trifft man auf große Schwärme des großen und wunderschönen Geierperlhuhns; während weiter oben wiederum die gewöhnliche gehörnte Art vorkommt. Die zweite Art ist zwar sehr scheu und ohne Hund schwer vor das Gewehr zu bekommen, wird aber zum vollkommenen Idioten, wenn einer anwesend ist. Während ein Mitglied des Schwarms gejagt wird, steht der Rest in einem Pulk auf dem Boden daneben und gafft mit gereckten Hälsen in dämlichem Staunen auf die Erscheinung und kann für den Kochtopf niedergemäht werden, falls nötig und wenn eine Schrotflinte benutzt wird. Ich tötete einmal dreizehn in wenigen Minuten aus einem großen Schwarm und verbrauchte dabei neun Patronen. Der erste Schuss tötete fünf am Boden auf die beschriebene Weise; der Rest wurde einzeln oder zu zweit von den Bäumen heruntergeholt, in die sie geflogen waren und wo sie saßen und meinen kleinen Hund unten beobachteten. Aber außer den ganz jungen Exemplaren sind diese stattlichen Vögel für den Tisch nicht so gut wie die gewöhnliche Sorte, obwohl sie in Größe und Aussehen mit ihren hellblauen Brüsten und fasanenähnlichen Schwänzen alle anderen Mitglieder der Gattung übertreffen.

Nachdem man den Fluss überquert und verlassen hat, führen zwei oder drei Tagesmärsche zum Beginn von Ukambani, wo wir auf unseren früheren Pfad bei Ikutha (der deutschen Mission) stoßen. Bis zu diesem Punkt (einer Reise von vierzehn Tagen) mussten wir uns auf das verlassen, was wir auf Eseln von der Küste mitgeführt hatten; aber hier kann man Nahrung kaufen, und durch die freundliche Unterstützung meines Freundes Herrn Säuberlich erhielten wir bereitwillig einen guten Vorrat.

Der erste Teil von Ukambani auf dieser Route ist nur spärlich besiedelt, und das Land ist, außer dort, wo es bebaut wird, größtenteils mit Busch bedeckt und schlecht mit Wasser versorgt. Wenn man nach Norden reist, steigt es an und wird offener und hügeliger, und ein großer Teil davon ist dicht bevölkert. Hier gelangen wir in Granithügel, die kahl von Wald sind, und selbst Feuerholz ist knapp; was es früher an Busch gegeben haben mag, wurde aufgebraucht. Aber Wasser ist nun reichlich vorhanden. Die Wakamba sind ein unternehmungslustiges, aber wenig einnehmendes Volk. Auf unserem Weg nach oben waren uns ständig große Gruppen von ihnen begegnet, die Rinder, Schafe und Ziegen sowie den einen oder anderen Stoßzahn Elfenbein zum Verkauf nach Mombasa brachten oder mit dem Erlös in Form von Waren zurückkehrten. Obwohl sie in ihrem eigenen Land friedlich genug sind, neigen sie dazu, wenn sie nicht selbst von den Masai überfallen werden, ihre schwächeren Nachbarn zu schikanieren.

Ich möchte hier die Methode des Lastentragens erwähnen, die diese Leute anwenden. Die Last wird an einem Riemen aufgehängt, der über die Stirn verläuft, und liegt auf dem Rücken des Trägers, der in gebückter Haltung geht. Diese Praxis ist offensichtlich in einem Buschland entstanden, wo es äußerst mühsam ist, unter herabhängenden Zweigen mit einer Last auf dem Kopf voranzukommen (wie man es an den Schwierigkeiten der eigenen Träger beispielhaft sieht). Andererseits tragen die Eingeborenen nahe der Küste und im fernen Inneren, wo das Land größtenteils offener ist, auf dem Kopf. Die Folge ist, wie zu erwarten, dass die Wakamba und verwandte Stämme sich bei weitem nicht so aufrecht halten wie jene Stämme, die durch ihre Art des Tragens gezwungen sind, gerade zu stehen. Diese gebückte Haltung, die durch eine ähnliche Ursache hervorgerufen wird, kann man in Teilen Schottlands beobachten, wo die Frauen Torf in einem Korb tragen, der am Rücken hängen bleibt.

Die Wakamba sind äußerst eifrige Imker. Ihre „Bienen-Bottiche“ sieht man im Busch in riesiger Entfernung von ihren Kraals. Die großen Affenbrotbäume sind beliebte Bäume für diesen Zweck, und in ihre riesigen, weichen Stämme ist häufig eine Reihe von Pflöcken in Abständen eingeschlagen, die als Stufen dienen, auf denen ein Mann zu den höheren Ästen emporsteigen kann. Der Honig wird zur Herstellung einer Art Met verwendet, mit dem sie sich gewöhnlich berauschen. Sie stellen auch ein ähnliches Getränk aus dem Saft von zerstoßenem Zuckerrohr her. Die Gewinnung dieses Sirups ist eine Art Fest. Man kann eine Gruppe von ihnen sehen, jeder mit einer Stange, wie sie tanzend und singend um einen riesigen Mörser herumlaufen und den Takt der Melodie halten, indem sie ihre langen Stößel abwechselnd in den Brei stoßen.

Ein ziemlich merkwürdiger Brauch der Wakamba-Frauen ist es, zahme Lämmer oder Schafe (manchmal zwei oder drei) mit sich herumzuführen. Der Zweck ist, wie ich vermute, diese Tiere zu mästen, die ihren Besitzerinnen folgen, während diese auf ihren Feldern arbeiten, und dort Leckerbissen finden oder Futter erhalten, das sie nicht bekämen, wenn sie mit der Herde weiden würden. Einmal traf ich auf dem Pfad ein kleines Mädchen, dem drei Küken folgten. Als sie mich trafen, liefen letztere ins Gras, und es war rührend zu sehen, wie ihre kleine Herrin anhielt und sie abwechselnd lockte und schalt, bis sie herauskamen und ihr wieder folgten. Ich nehme an, sie hatte kein Lamm, das sie verhätscheln konnte, also tat sie unter ihren Umständen das Beste, um es ihren Älteren gleichzutun.

In Ukambani melken die Frauen die Kühe. Sie tun es auf eine ungeschickte Art, als ob Viehbesitz nicht ihre natürliche Beschäftigung wäre. Nur eine Hand wird zum Melken benutzt, während das Gefäß in der anderen gehalten wird, wobei die Ausführende währenddessen steht. Eine tollpatschigere Methode des Melkens habe ich nie gesehen.

Mtiyas sind die letzten Dörfer von Ukambani in Richtung des Tana auf dieser Route und liegen etwa dreißig Meilen südlich des Flusses. Von Mombasa hierher ist es eine Karawanenreise von etwa einem Monat; und da wir zwei oder drei Tage aufgehalten wurden, um unterwegs Nahrung zu kaufen, kamen wir erst am 20. Juni an.

Ich war enttäuscht, wenn auch nicht überrascht, bei der Ankunft in Mtiyas zu hören, dass der Tana immer noch zu viel Wasser führte, um ihn zu überqueren. Ich beschloss jedoch, selbst vorauszugehen und an seinen Ufern zu lagern, während Abdulla zurückblieb, um einen großen Vorrat an Nahrung zu kaufen, der mitgenommen werden sollte, sobald wir weiterziehen könnten. Ich wurde eine Woche lang aufgehalten, hielt „Shauris“ über Marktpreise und verschiedene andere Angelegenheiten ab – all dieses diplomatische Verhandeln braucht Zeit in Afrika – und traf alle anderen Vorbereitungen und Vereinbarungen, die für unser weiteres Fortkommen nötig waren, bevor ich mich von Abdulla trennte. Mein Plan war, alle unsere Lasten von den Trägern zum Fluss bringen zu lassen, während ich dort wartete, damit wir, wenn die Zeit für die Überquerung gekommen war, unsere Esel so schnell wie möglich durch diesen „Fliegen“-Gürtel bringen könnten.

Nachdem ich mit dem Sortieren und Ordnen der Lasten fertig war und gesehen hatte, dass der Nahrungshandel ordentlich angelaufen und in vollem Gange war, brach ich am 27. Juni mit dem Großteil der Karawane zum Tana auf, wobei sie so viele Lasten mitnahmen, wie sie tragen konnten, und ließ Abdulla mit zwei oder drei Männern zurück, die für den Rest der Waren und die Esel zuständig waren. Von Mtiyas zum Fluss sind es gut dreißig Meilen durch dichtes Gestrüpp ohne jegliches Wasser: ein ermüdender und höchst uninteressanter Marsch. Wir brachen gegen 13 Uhr auf und biwakierten bei Sonnenuntergang für die Nacht. Am Morgen machten wir uns mit den ersten Streifen des Tagesanbruchs, gegen fünf Uhr, wieder auf den Weg, was die frühestmögliche Zeit zum

Weiterziehen war, da es keinen Mond gab; denn obwohl der Pfad hier während der Trockenzeit, wenn der Fluss niedrig ist, gut ausgetreten ist, war er nun stark zugewachsen und folglich in der Dunkelheit unpassierbar.

Ich ging voraus und überließ es der Karawane, in ihrem eigenen Tempo zum Fluss zu folgen. Unterwegs stieß ich auf Anzeichen, die zeigten, dass eine Herde Elefanten in der Nähe gewesen war: Die Bäume waren an vielen Stellen niedergebrochen, und manchmal war der Pfad durch Äste versperrt, die sie hingeworfen hatten; ich bemerkte auch, dass diese Spuren unterschiedlichen Alters waren, einige ganz frisch, andere älter.

Als wir uns dem Fluss näherten, jagte meine kleine Hündin „Frolic" eine Gruppe Paviane in ihrer üblichen spielerischen Art – wie ich an ihren Schreien hören konnte, obwohl der Busch zu dicht war, als dass ich etwas hätte sehen können –, und ich hörte sie einmal aufjaulen. Sie kam dann zu mir zurückgelaufen, und ich stellte fest, dass sie am Hals schwer gebissen worden war, worüber ich sehr empört war. Aber obwohl mein armer kleiner Liebling niedergeschlagen wirkte, dachte ich zuerst, die Wunden seien nur oberflächlich.

Ich erreichte den Fluss um zehn Uhr und hielt auf einige kleine offene Flächen zu, die die Ufer säumten, indem ich nach rechts abbog; ich steuerte einen schönen Platz an, den ich etwas weiter flussabwärts kannte, wo es einen schattigen Baum zum Lagern gab. Dabei traf ich auf eine Warzenschwein-Sau mit einer fast ausgewachsenen Familie und hatte gerade noch Zeit, ihr einen Schuss zu geben, als sie sich zum Davonlaufen anschickte, und streckte sie nieder. Eines der Jungen kam wieder zu mir zurück, ganz nah heran; aber ich ließ sie in Ruhe, da ich in dem einen, das ich geschossen hatte, mehr als genug Fleisch für meine eigene Vorratskammer hatte, und da meine Männer kein Schwein aßen, hatte ich keine Verwendung für mehr.

Der Tana wird an dieser Stelle durch mehrere Inseln (eine oder zwei davon von beachtlicher Größe) in eine Reihe von Armen unterteilt. Der wichtigste davon ist eine tosender Stromschnelle und niemals watbar; aber wenn der Fluss niedrig ist, kann er an einer Stelle mit einer groben Brücke (oder vielmehr zwei Brücken) aus Stangen überspannt werden, wo sein Wasser – in einer engen Rinne eingeschlossen – als schäumender Katarakt zwischen gegenüberliegenden Felsen hinabstürzt. Die anderen Arme können dann durchwatet werden. Das Wasser wogte nun über diese felsigen Strebepfeiler und war viel zu hoch, um eine Überbrückung zu erlauben, selbst wenn die anderen Arme danach hätten überquert werden können.

Nachdem ich meinen Gewehrträgern gezeigt hatte, wo sie mein Zelt bei dem Baum auf der kleinen offenen Fläche mit schönem kurzen Gras aufstellen sollten, ging ich zum Flussufer hinunter, um zu versuchen, etwas Fleisch für meine Gruppe zu sichern, da ich wusste, dass in der Nähe immer Flusspferde waren. Ich schoss ein kleines, das, nachdem es die Kugel unter dem Ohr erhalten hatte, für eine Sekunde die Ohren hängen ließ und dann zweimal mit den Beinen in der Luft umkippte. Aber wir fanden es nie, da der Fluss zu voll und die Strömung zu stark war, um den Kadaver dort bleiben zu lassen, wo er geschossen wurde, bis er aufschwammen würde. Ich bemerkte, dass Elefanten erst vor kurzem (innerhalb weniger Tage) in der Nähe meines Lagers getrunken hatten. Die Umgebung roch ganz stark nach Wasserböcken, von denen ich aus Erfahrung wusste, dass eine kleine Gruppe immer diese kleinen Grasflächen aufsuchte. Verschiedene Wildarten haben ihre charakteristischen Gerüche, und man kann oft durch die Witterung vor der Nachbarschaft bestimmter Tiere gewarnt werden: Wasserböcke gehören zu den am stärksten duftenden; ebenso Giraffen, besonders die Bullen. Am Nachmittag kam ein Nashorn nah ans Lager heran, aber es hatte sich bereits davongemacht, als ich ein Gewehr in die Hand bekam.

Meine Männer waren alle gegen ein Uhr da. Keine Gefahr, dass sie mehr trödelten, als sie konnten, bevor sie das Wasser erreichten. Nach einem langen, trockenen Marsch wie diesem schicke ich meine Begleiter immer mit Wasser zurück, um der Karawane entgegenzugehen und den durstigen Trägern einen Schluck zu geben.

Am nächsten Morgen ging ich den Fluss hinunter, um nach Elefantenfährten zu suchen, und stellte bald fest, dass einige in der Nacht ganz nah (sogar zu nah) am Lager getrunken hatten. Ich folgte ihnen bis zum Mittag, aber sie hatten weder gefressen noch auch nur angehalten, und an der Art, wie sie in der Nacht umhergeirrt waren, war ich sicher, dass sie unser Lager gewittert hatten und verschreckt waren, sodass ich es schließlich aufgeben und umkehren musste. Ich kam am Nachmittag müde und enttäuscht ins Lager zurück, mit dem Gefühl, alles getan zu haben, was ich konnte. Es war sehr heiß; und den Spuren wandernder Elefanten Stunde um Stunde durch das trockene, eintönige Dornengestrüpp zu folgen, ist eine mühselige Arbeit, besonders wenn man dem Wild scheinbar nicht näher kommt. Der Busch ist an den meisten Stellen nicht so dicht, dass er sehr schwer zu durchdringen wäre, aber er ist dicht genug, um es zu einem ständigen Kampf zu machen und jede Sicht zu versperren; wenn es also keine Ermutigung gibt, die einen voranbringt, wird es zu einer äußerst ermüdenden Angelegenheit. Das einzige Wild, das ich den ganzen Tag gesehen hatte, war ein Paar Wasserböcke direkt nach dem Aufbruch am Morgen, auf die ich jedoch nicht zum Schuss kam.

Ich stellte durch Beobachtungen fest, dass der Fluss, obwohl er noch viel zu voll war, um an eine Überquerung in nächster Zeit zu denken, allmählich sank, und hoffte, dass er bei anhaltendem Sinken nach und nach passierbar werden würde.

„Frolic“ ging es sehr schlecht, und sie litt offensichtlich große Schmerzen. Ich fühlte mich besorgt und niedergeschlagen und selbst nicht sehr wohl; und nachdem ich die meisten meiner Männer zurückgeschickt hatte, um weitere Lasten zu holen, blieb ich die nächsten zwei Tage im Lager und tat alles, was ich konnte, um meinen kleinen Liebling zu entlasten. Sie verschlechterte sich jedoch zusehends, und am dritten Tag nach der Verletzung konnte sie sich nicht mehr bewegen, wirkte gelähmt, da wahrscheinlich die Wirbel verletzt waren, und konnte kaum noch trinken. Am nächsten Tag war ich sicher, dass sie im Sterben lag. Ich musste ihr nun Wasser in den Mundwinkel gießen, damit sie ein wenig trinken konnte. Da ich jedoch nichts bewirken konnte, wenn ich im Lager blieb, und es für mich höchst schmerzlich war, sie so zu sehen, ging ich hinaus, um nach Elefantenfährten zu suchen, und brach auf, sobald es ein wenig hell war.

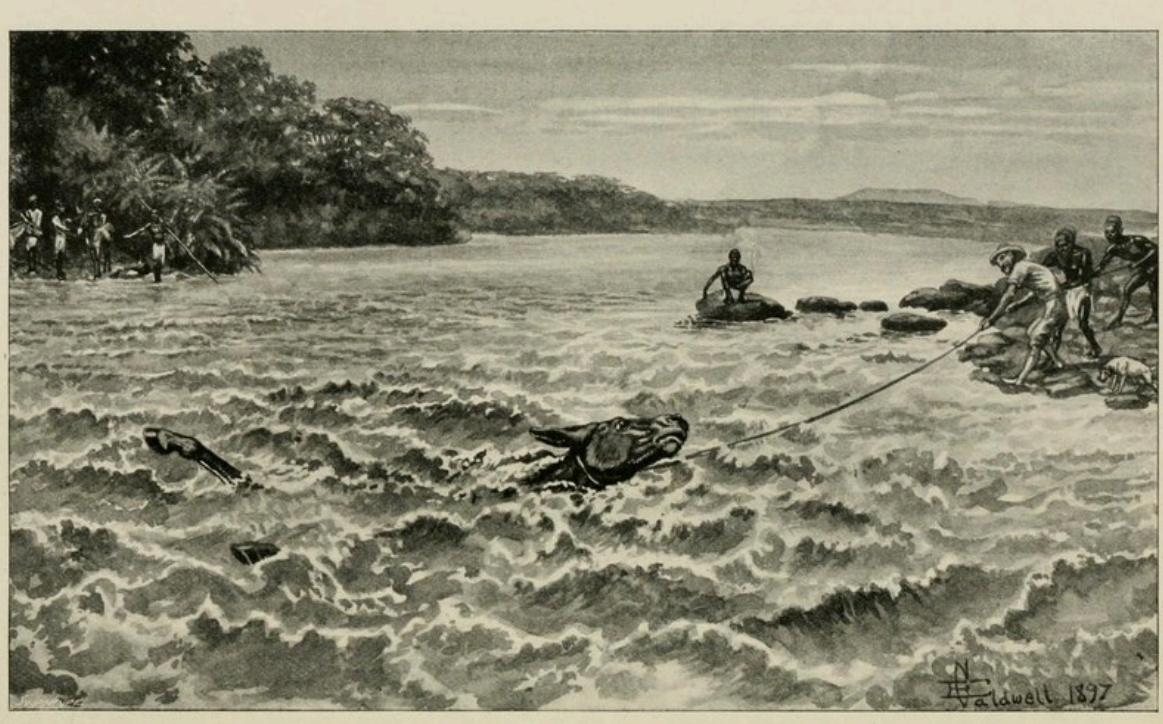
Auf dem Weg flussabwärts schoss ich ein Flusspferd, aber wie gewöhnlich wurde es vom Wasser fortgetragen. Ein Stück weiter fanden wir eine Stelle, an der Elefanten in der Nacht getrunken hatten, und folgten der Fährte, die uns dieses Mal nicht sehr weit vom Fluss wegführte, bis wir schließlich an eine Stelle kamen, wo sie sich zerstreute und mit Anzeichen von Futteraufnahme umherwandt. Dies war ermutigend, obwohl die Fährte nun, da sich die Herde verteilt hatte, schwieriger zu verfolgen war, da der Boden trocken und hart war. Wir hielten uns jedoch an die Spuren von ein oder zwei Bullen, die nun allein zu sein schienen – tatsächlich glaube ich, dass sie gar nicht wirklich bei denen gewesen waren, denen wir vom Fluss aus gefolgt waren. Es gab uns einige Rätsel auf, da sie dahingeschlendert waren und kaum Abdrücke auf dem ausgetrockneten Boden hinterlassen hatten; aber während wir noch etwas ratlos waren, hörten wir vor uns Äste brechen, was uns rechtzeitig warnte, wo sich zumindest einer befand. Es war ein stiller, bewölkter Tag, an dem kaum ein Windhauch ging; aber das Wenige, was vorhanden war, schien im Moment günstig. Ich rückte vor und erlaubte dummerweise Squareface, mir zu folgen – anstatt wie bei solch heiklen Bedingungen üblich allein vorzugehen – und ging zu hastig hinein. Das Geräusch, das wir auf den trockenen Blättern in der stillen Luft machten, erschreckte den Elefanten (einen einzelnen Bullen), gerade als ich den ersten

Blick auf seinen Kopf erhaschte, der über den Büschen emporragte, die den Rest seines riesigen Körpers verbargen. Er machte sich im Laufschritt davon, vor mir durch dichtes Dickicht verdeckt, sodass ich keine Chance auf einen Schuss hatte. Er rannte dicht an meinem anderen Gewehrträger vorbei, der ein wenig zurückgeblieben war; dieser bekam ihn gut zu sehen und sagte mir, er sei ein Ungeheuer gewesen. Natürlich. Das war schrecklich enttäuschend, und obwohl wir danach versuchten, den anderen zu folgen, schloss sich der, den wir aufgeschreckt hatten, ihnen an und trieb sie zur Eile; und obwohl wir mehrmals auf warmen Dung stießen, mussten wir es am Ende aufgeben und kehrten spät am Nachmittag müde und geschlagen zurück, nur um festzustellen, dass meine liebe kleine Gefährtin dorthin gegangen war, wo wohl alle Elefanten und alles andere Wild, das man schießt, hingehen und wohin ich ihr jeden Tag folgen könnte. Wie traurig und einsam ich mich fühlte, kann ich nicht annähernd ausdrücken. Ich hatte schon früher schmerzliche Verluste von Lieblingen erlitten, sowohl von Hunden als auch von Pferden, aber dies war noch trauriger und schwerer zu ertragen. Sie war die Gefährtin meiner Reisen während der letzten achtzehn Monate gewesen: Nie waren wir getrennt, weder Tag noch Nacht, es sei denn, ich ließ sie im Lager angebunden zurück, wenn ich auf die Jagd ging. Sie hatte das größte Vertrauen zu mir, und wir hatten nie Streit. Treue, liebenswerte kleine Hündin! Ich glaube nicht, dass ich den Verlust eines menschlichen Gefährten mehr hätte empfinden können. Ich fühlte zumindest, dass ihr Leben bei mir ein glückliches gewesen war. Ich begrub sie mit meinen eigenen Händen bei Mondschein; und als ich sie in ihr kleines Grab legte, wünschte ich mir fast, ich könnte neben ihr im stillen Busch am tosenden, kühlen Fluss ruhen. Ein trauriger, trauriger Tag.

Da ich es für das Beste hielt, hinauszugehen und meine Gedanken von meinem großen Verlust abzulenken, war ich am nächsten Morgen um 4 Uhr morgens wieder auf den Beinen und brach auf, sobald es hell genug war, um etwas zu sehen. Wir fanden die Fährte eines Trupps von Kühen, die nicht so weit entfernt getrunken hatten wie die von gestern, aber sie führte uns auf eine lange, lange und mühsame Jagd, und es war bereits Nachmittag, bevor wir die Elefanten hören konnten. Sie hatten einen trockenen Graben mehrmals überquert, und wir hatten einige Schwierigkeiten, auf ihrem richtigen Kurs zu bleiben. Schließlich kamen wir jedoch in ihre Nähe, und ich schlich mich bis auf gute Schussweite heran, konnte aber keinen Schuss auf eine der beiden kleinen Kühe abgeben, die als einzige sichtbar waren. Eine, die mir am nächsten stand, war mir zugewandt – sie hatte schlechte Zähne; die andere stand dahinter in Breitseite, aber ich konnte nur ein Stück von ihr sehen und wartete, während ich versuchte, sie genauer auszumachen, als plötzlich diejenige direkt vor mir einen gellenden Trompetenstoß ausstieß (da sie offensichtlich meine Witterung bekommen hatte), und beide augenblicklich herumwirbelten und verschwanden. Ich gab einen Schnellschuss ab, aber ohne ersichtliches Ergebnis; und da wir kein Blut finden konnten und die Elefanten hier – wegen der Nähe der Wakamba, die sie ständig bedrängen – sofort weit wegziehen, wenn sie einmal gestört wurden, war es zwecklos, ihnen so spät am Tag zu folgen. Eine weitere Enttäuschung; heute durch die tückische Brise. Wir kehrten erst lange nach Einbruch der Dunkelheit ins Lager zurück, nachdem wir den ganzen Tag über nur ein einziges Mal für etwa eine Viertelstunde gesessen hatten. Auf dem Rückweg, nachdem wir wieder auf den Fluss gestoßen waren und seinem Ufer folgten, stießen wir auf einige Flusspferde, die sehr nah am Ufer waren; und eines, das ein kleines Kalb hatte, griff mich zweimal im flachen Wasser an. Aber ich wollte nicht schießen, da es zu weit vom Lager entfernt war und in diesem Fluss immer die Gefahr bestand, sie zu verlieren, und es hielt inne, als es nur noch wenige Meter von mir entfernt war. Natürlich hätte ich schießen müssen, wenn es noch näher gekommen wäre, aber ich dachte mir, dass es nicht ganz durchziehen würde, und fühlte mich mit meinem Doppelgewehr schussbereit in der Hand ganz sicher.

Da die Träger erneut mit weiteren Lasten von Mtiya gekommen waren, beschloss ich, zwei oder drei mehr bei mir zu behalten und zu versuchen, einen Einbaum zu zimmern,

um uns hinüberzusetzen; denn der Fluss war in den letzten drei Tagen überhaupt nicht gesunken, und ich hatte keine Lust, einfach unbestimmte Zeit zu warten. Ich war umso ungeduldiger, weiterzukommen, da ich hier anscheinend kein Glück mit den Elefanten haben sollte und darauf brannte, zu meinen alten Jagdgründen nahe den Lorogi-Bergen vorzustoßen.



PULLING DONKEYS THROUGH THE TANA RIVER.

Dementsprechend wählte ich einen Affenbrotbaum von geeigneter Größe unweit des Flussufers aus und fällte ihn; danach schnitt ich das Oberteil ab und behielt einen ziemlich geraden und gleichmäßigen Stamm zurück. Diese Art von Baum ist sehr weich und schwammig und kann folglich leicht und zügig bearbeitet werden. Ich hatte keine Ahnung von seiner Eignung für den Bau eines Kanus, war mir aber ziemlich sicher, dass er seinen Zweck erfüllen würde, wenn wir die Arbeit nur halbwegs ordentlich hinbekämen (da weder ich noch meine Männer Erfahrung in Schiffsbaukunst hatten). Es gelang uns mit Hilfe von Hebeln, ihn in eine für die Bearbeitung geeignete Position zu bringen. Zuerst stellten wir uns mit den Äxten sehr ungeschickt an, und ich bedauerte es sehr, keine Dechsel zu haben; aber wir wurden mit der Übung besser und fanden heraus, dass ein geschärfter Spaten sich hervorragend eignete, um das Innere auszuhöhlen, da sich das weiche Holz fast so leicht wie Käse bearbeiten ließ. In vier Tagen hatten wir ihn so weit fertiggestellt, dass wir glaubten, er würde funktionieren, und begannen mit unseren Vorbereitungen für den Stapellauf unseres Gefährts, indem wir Rollen schnitten, um sie darunter zu legen, und Paddel anfertigten.

Während des Fortgangs dieser Arbeit schlenderte ich manchmal ein Stück an den Ufern des Flusses entlang, um etwas für den Kochtopf zu besorgen, und schoss mit meinem Kleinkalibergewehr ein oder zwei von Kirks winzigen Antilopen, von denen es reichlich gab. Den Wasserbock sah ich ein- oder zweimal, erlegte aber nie einen. Was die Flusspferde betraf, so hatte ich aufgehört, sie zu behelligen, da es unmöglich war, eines aus dem Wasser zu bekommen, selbst wenn es auf der Stelle tot war, obwohl ich eines sah, das ich zuvor geschossen hatte und das an einem Hindernis oder einer Bank mitten im Fluss feststeckte. Es gab praktisch kein anderes Wild in der Umgebung, und ich war zu sehr in meinen Schiffsbau vertieft, um erneut auf Elefantenjagd zu gehen, bis dieser abgeschlossen war.

Meine Karawane traf passenderweise an dem Tag ein, an dem wir einen Weg zum Fluss freimachten; und trotz eines schweren Fieberanfalls, hervorgerufen durch die Sonne (die in diesem Tal extrem stark ist), die mir während der Arbeit am Kanu in den Rücken gestochen hatte, arbeitete ich hart, um es mit Hilfe der Träger hinunterzuziehen. Es ist schwierig, Eingeborene dazu zu bringen, sich anzustrengen und gemeinsam an einem Strang zu ziehen. Wenn eine Anzahl von ihnen damit beschäftigt ist, ein schweres Objekt zu heben oder zu schieben, denkt jeder, es sei unnötig, seine eigenen Muskeln allzu sehr zu beanspruchen. So erwies es sich als mühsame Arbeit, da der Einbaum schwer und unhandlich war, und wir schafften es an jenem Tag nur bis zur Hälfte. Am nächsten Morgen kamen wir besser voran, erreichten das Wasser des Seitenarms und ließen ihn teils schwimmen, teils zogen wir ihn hinunter in den Hauptstrom unterhalb der Inseln.

Nun kam die entscheidende Prüfung: Könnten wir ihn hinüberpaddeln? Es war ein schwerfälliges Fahrzeug und die Strömung war stark, aber einige meiner Männer wussten gut, wie man ein Paddel benutzt, da sie von der Küste stammten und daran gewöhnt waren, Kanus im Meer zu navigieren. So schickte ich sie los, mit der Ermahnung, ihre Paddel mit aller Kraft zu schwingen, um zu vermeiden, dass sie von der Strömung zu weit hinuntergetragen würden; denn wenn sie das gegenüberliegende Ufer nicht innerhalb einer angemessenen Entfernung erreichten, wäre eine Landung unmöglich. Ich stand da und beobachtete die Probefahrt mit großer Sorge. Das Kanu schoss in den Strom hinaus, aber sobald es in die Mitte des Flusses gelangte, wo die Strömung sehr stark und das Wasser recht unruhig und voller Wirbel vom Zusammenfluss der beiden Arme direkt darüber war, drehte es sich komplett um, und die Besatzung musste es auf unsere Seite zurückbringen. Sie erreichten das Ufer natürlich weit unterhalb ihres Ausgangspunktes und mussten dann ins Wasser steigen und das unhandliche Gefährt gegen den Strom hinaufziehen. Wir fertigten daraufhin ein weiteres Paar Paddel an und ließen es für diesen Tag gut sein, in der Hoffnung auf mehr Glück am nächsten Morgen.

Am Morgen machten wir uns wieder daran, diesmal zogen wir unser Kanu von Hand hinüber zur untersten Insel (da wir festgestellt hatten, dass der Arm gerade noch watbar war) und dann ein Stück am anderen Ufer derselben hinauf, um einen guten Startpunkt zu haben. Bei einem erneuten Versuch auf diese Weise gelang es den Paddlern, ganz hinüberzukommen; aber da die Strömung direkt unter dem gegenüberliegenden Ufer sehr reißend war, konnten sie nicht landen und kamen zurück, wobei sie wieder weit hinuntergetrieben wurden, und wir hatten die ganze Arbeit des Hinaufziehens von vorn. Am Nachmittag unternahmen wir einen weiteren Versuch, und die Fahrt war insofern erfolgreich, als sie gut hinüberkamen und landeten, aber bei der Rückkehr später wurden sie wieder weit hinuntergetragen. Es war eine enttäuschende Arbeit, und es war schwierig, die Männer dazu zu bewegen, sich im Wasser beim Zurückziehen des Kanus gegen den Strom anzustrengen. Ich hatte mich erneut an den Flusspferden versucht, in der Hoffnung, etwas Fleisch zu bekommen, um sie aufzumuntern, und die Männer, die im Kanu übergesetzt hatten, sahen zwei auf der fernen Seite sterben, konnten sie aber nicht erreichen.

Am nächsten Tag schickte ich den Großteil der Männer wieder zurück zu den Kraals mit dem Befehl an Abdulla, zu warten, bis er von mir hörte, da ich unsere Nahrungsvorräte hier nicht aufbrauchen wollte und eine kleine Gruppe immer besser arbeitet als eine große. Wir machten uns dann daran, unseren Einbaum zu verbessern, indem wir ihn vorn und hinten leichter machten, da die Enden zu massiv waren und ihn unhandlich und schwer zu steuern machten. Dann versuchten wir es erneut und wurden schließlich durch eine vollkommen erfolgreiche Fahrt in beide Richtungen belohnt. Eines der Flusspferde von gestern wurde unter dem gegenüberliegenden Ufer gefunden, zerlegt und das Fleisch im Kanu zurückgebracht. Es war in gutem Zustand, und das Fett war ein unerwarteter Glücksfall. Ich schoss auch eine Gans.

Nun begannen wir, die Lasten hinüberzuschaffen, zuerst vier, später sechs auf einmal. Wir schafften am ersten Tag nur fünf Fahrten, da die Männer so viel Zeit verschwendeten. Afrikaner sind langsam in Denken und Handeln, niemals bereit und können selten etwas im entscheidenden Moment tun. Ihre Intelligenz ist von niederer Ordnung; aber man muss das Beste aus ihnen machen und geduldig sein. Doch obwohl unser Fortschritt langsam war, war ich froh, dass ich mein Kanu endlich zum Erfolg geführt hatte.

Am nächsten Tag kamen wir viel besser voran, da die Männer schneller waren und weniger Zeit verschwendeten, und wir schafften alle verbleibenden Lasten hinüber, mit Ausnahme meines Zeltes und meiner persönlichen Sachen. Dann setzte ich selbst über, stapelte die Lasten ordentlich auf und bereitete den Lagerplatz vor, damit mein Zelt am nächsten Tag aufgestellt werden konnte. Das Einzige, was mich nun noch beschäftigte, war die Frage, wie wir die Esel hinüberbekommen sollten; aber glücklicherweise sank der Fluss wieder und war insgesamt etwa 2 Fuß niedriger als bei unserer ersten Ankunft.

Am folgenden Morgen ließ ich mein Zelt abbrechen und schickte es samt meiner Ausrüstung hinüber; aber mit der unverständlichen Dummheit, die dem Neger eigen ist, ließen die Männer das Kanu dieses Mal abtreiben, sodass es fast an einem felsigen Vorsprung zerschellt wäre, wo der Strom sehr reißend war. Nach einer sehr ärgerlichen Verzögerung kamen sie jedoch zurück und setzten die Jungen über; danach setzte ich selbst über, und schließlich wurden die anderen Männer geholt. Wegen der unnötigen Verzögerung durch die sorglose Apathie bei der ersten Fahrt war es bereits Mittag, als ich drüben war. Nachdem ich mein Zelt aufgestellt und die Dinge geordnet hatte, ging ich zur Furt, die ein Stück flussaufwärts am fernen Ende der Inseln lag, um zu sehen, ob es möglich wäre, die Esel dort hinüberzubringen. Juma, mein zweiter Gewehrträger, ein guter Schwimmer, unternahm den ersten Versuch und gelangte wohlbehalten auf die Insel, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren, obwohl das Wasser im ersten engen Arm sehr reißend war. Ich stellte fest, dass wir auf die Insel gelangen konnten und dass es möglich wäre, die Esel mit dem Seil durch den großen Arm zu ziehen (wie wir es auf meiner vorherigen Reise getan hatten). Außerdem sank der Fluss nun jeden Tag, und obwohl dieses mühsame und heikle Geschäft noch bevorstand, fühlte ich mich sehr erleichtert, dass unsere Habseligkeiten nun alle sicher hinübergeschafft worden waren, denn es war eine nervenaufreibende Arbeit, zuzusehen, wie jede Bootsladung mit aller Kraft durch das unruhige und rauschende Wasser gepaddelt wurde. Etwas von unserem Mehl wurde nass, da das Wasser über die Luvseite hereinkam, während die Männer mit aller Macht ihre Paddel schwangen, aber nichts wurde ernsthaft beschädigt. Am Nachmittag sah ich ein Nashorn am gegenüberliegenden Ufer trinken.

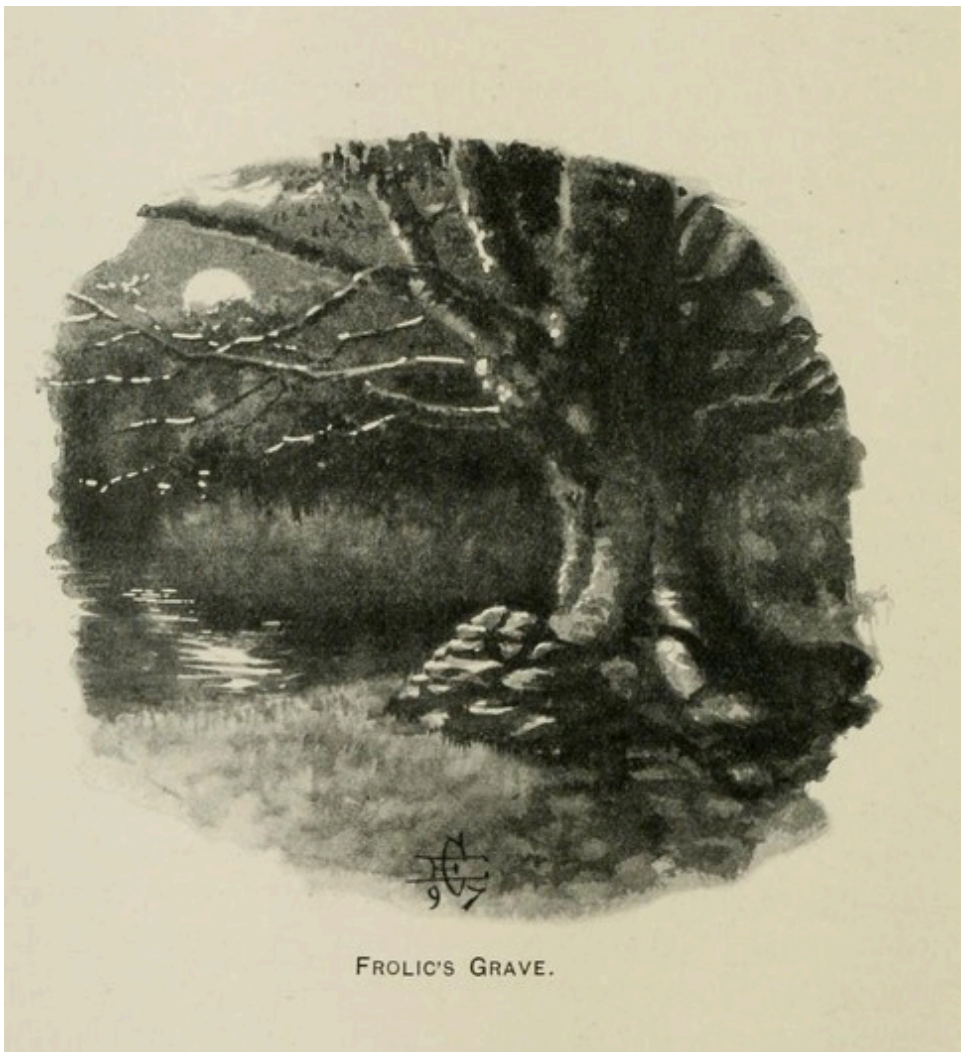
Am nächsten Tag, nachdem ich Abdulla hatte ausrichten lassen, er solle die Karawane losschicken und am Tag darauf mit den Eseln folgen, ging ich hinaus, um nach Elefantenfährten zu suchen; ich brach früh auf und folgte dem Fluss abwärts. Aber obwohl wir weiter kamen, als wir jemals bei unseren Jagden am anderen Ufer gelangt waren, fanden wir keine frischen und nur sehr wenig alte Fährten. Dies lag wahrscheinlich daran, dass der Busch auf dieser Seite in jener Richtung allgemein offener war, und aus demselben Grund gab es hier mehr Wild anderer Art, nämlich ziemlich viele Wasserböcke, einige Waller-Gazellen und ein paar kleine Kudus. Ich sah auch ein Paar der größeren und hübscheren Schakalart. Flusspferde gab es natürlich zahlreich, und ich schoss eines, auf das ich im flachen Wasser an der Mündung eines kleinen Nebenflusses stieß. Obwohl ich keines der anderen Wildtiere, die wir sahen, behelligt hatte, ließ ich mir diese Chance nicht entgehen, weil es in einer so leicht zugänglichen Position lag; und da es mir gelang, ihm mit meinem Lee-Metford einen Schuss ins Gehirn zu setzen, blieb es liegen, wo es war. Leider erwies es sich als in sehr schlechtem Zustand, sodass es nicht von großem Nutzen war. Ich sah auch den Kadaver eines Tieres, das ich zuvor

geschossen, aber nicht gefunden hatte, dicht am Ufer der anderen Seite, wo es von Krokodilen gefressen wurde. Einige zerrten im Wasser daran, während viele der hässlichen und abstoßenden Bestien mit offenem Maul auf Bänken oder Baumstämmen in der Nähe in der Sonne lagen. An einigen Stellen am Ufer gibt es in diesem Teil des Tana kleine Flecken mit dichtem, blattreichem Dickicht direkt am Wasser. Ich blickte sehnsüchtig auf diese schattigen Zufluchtsorte, die in der brennenden Hitze so verlockend erschienen für jemanden, der (wie ich damals) an Fieber litt; und manchmal fühlte ich mich, als möchte ich meine Behausung in einem von ihnen aufschlagen, in Griffweite der kühlen, unerschöpflichen Flut, anstatt die mühsame Reise vor mir durch die ausgedörrten und durstigen Landstriche anzutreten.

Mir fiel nun auf, dass ich meine Möglichkeiten am Südufer des Flusses nicht optimal genutzt hatte; aber da es wenig Aussicht gab, auf dieser Seite Elefanten zu finden, und es nun zu spät war, um zur Jagd auf die andere Seite zurückzukehren, machte ich mich daran, während ich auf meine Karawane wartete, die Esel-Lasten zu wiegen und anzupassen, da es äußerst wichtig war, dass jedes Paar (eines für jede Packtasche) genau das gleiche Gewicht hatte. Während ich diese eher mühsame Arbeit in der brennenden Sonne und auf nüchternen Magen (eine schlechte Sache) verrichtete, bekam ich einen neuen Fieberschub. Ich konnte es mir jedoch nicht leisten, jetzt krank zu sein; obwohl ich mich zu nichts fähig fühlte und mein Kopf sehr schmerzte, ignorierte ich den Anfall und arbeitete ihn weg. Am Morgen, als meine Männer eintreffen sollten, ging ich ein Stück flussaufwärts, um ein Flusspferd für sie zu schießen. Mein erster Schuss ging knapp über den Kopf eines Tieres hinweg, aber der zweite traf es, wie ich an der Art sehen konnte, wie es umkippte. So kehrte ich ins Lager zurück, hielt Ausschau, und nach zwei oder drei Stunden sah ich es flussabwärts treiben. Ich rief den Männern zu, und mehrere von ihnen stürzten sich mit einem Seil in den Fluss, um ihm entgegenzugehen, und es gelang ihnen, es festzumachen, bevor es weit an der Landestelle vorbei war; aber beim Versuch, es an Land zu ziehen, riss das Seil. Glücklicherweise lief es jedoch ein Stück weiter unten in flachem Wasser nahe dem Ufer auf Grund; und da es eine fette Kuh war, kam es besonders gelegen; denn meine Männer von Mtiya waren gerade gegenüber angekommen, sodass nach ihrem späteren Übersetzen alle Hände glücklich gemacht wurden.

Es blieb nun nur noch die Überquerung der Esel, die am nächsten Tag eintrafen. Wir machten uns auf unserer Seite auf den Weg zur obersten Insel, wofür wir mehrere Arme durchwaten mussten. Den ersten, wo die Strömung sehr stark war, überquerten wir mit Hilfe eines Seils, das hinübergespannt und an beiden Enden befestigt war (selbst dann war es keine leichte Angelegenheit, da der Boden ganz aus Felsbrocken bestand); ein anderer reichte uns bis zum Hals, hatte aber kaum Strömung und einen besseren Boden. Am Ufer des Hauptarms angekommen, stehen die Männer mit den Eseln gegenüber bereit; eine dünne Schnur mit einem Stein am Ende (das andere Ende ist an einem stärkeren Seil befestigt) wird vom letzten Felsblock geworfen und von denen auf der fernen Seite mit einer Stange aufgefangen. Es ist gerade so zu schaffen, sie hinüberzubekommen. Sobald sie sie gefasst haben, ziehen sie das Seil durch, bis sie genug haben, um es an einem Eselhals festzumachen, während wir auf unserer Seite unser Ende festhalten. Eine Schlinge, weder zu fest noch zu locker, muss geknüpft werden, damit sie das Tier nicht erwürgt und doch seinen Kopf nicht durchlässt, während der Knoten so beschaffen sein muss, dass er nicht rutscht und leicht wieder gelöst werden kann. Dann gebe ich das Wort: Der Esel wird mit aller Gewalt in den Strom gestoßen, und sobald er den Boden unter den Füßen verliert, ziehen wir Hand über Hand an. Die ersten paar Meter schwimmt er mit dem Kopf über Wasser; aber sobald er voll in die Stromschnelle gerät, drückt ihn das brodelnde Wasser unter, und wir ziehen mit aller Kraft, um ihn so schnell wie möglich hindurchzubringen. In wenigen Sekunden taucht er wieder nahe an unserem Ufer auf und wird mit aller Eile zwischen den Felsen herausgeholt, ohne Schaden durch sein Untertauchen genommen zu haben. So machen wir weiter und arbeiten hart, bis wir sie

einen nach dem anderen alle hindurchbekommen haben. Dies gelingt uns dieses Mal ohne Unfall; obwohl bei einer früheren Gelegenheit der letzte Esel, der sich allein sah, ohne Seil hineingesprungen war, um zu seinen Gefährten hinüberzuschwimmen, von den Stromschnellen zum Katarakt darunter getragen und nie wieder gesehen wurde. Dann mussten sie durch die anderen Arme gebracht werden, was ebenfalls viel Mühe und harte Arbeit mit sich brachte; denn Esel, die nicht an das Reisen gewöhnt sind, gehen überhaupt nicht ins Wasser, obwohl sie sich mit der Zeit daran gewöhnen und nach etwas Übung Flüsse mit wenig Mühe überqueren. Wie bei Ochsen gibt es gewöhnlich einen unter ihnen, der die Führung übernimmt; und bei einer Herde erfahrener Reisender folgen die anderen, wenn dieser eine hindurchgeführt wurde. Es dauerte den ganzen Tag, bis wir schließlich alle sicher auf der fernen Seite und unten in unserem Lager hatten. Die Tiere sahen größtenteils fett und wohlbehalten aus, obwohl ein oder zwei offensichtlich krank waren. Zwei oder drei waren bereits gestorben, aber ich hatte mit einigen Verlusten gerechnet, da bei der „Fliege“ und anderen Risiken immer einige Todesfälle zu erwarten sind. Ich war dankbar, dass wir endlich bereit waren, erneut aufzubrechen. Nachdem es nun seinen Zweck erfüllt hatte, ließen wir unser gutes Schiff abtreiben, da wir wussten, dass es verfault sein würde, bevor wir zurückkehrten.



FROLIC'S GRAVE.

Wir kamen am nächsten Morgen nicht sehr früh los, da wir so viele Packesel mit neuen Polstern und „Sogis“ zum ersten Mal beladen mussten; aber das machte nichts, da die Etappe nur eine kurze bis zum ersten von mehreren kleinen Flüssen war – Nebenflüsse des Tana aus den Jambeni-Hügeln –, die überquert werden müssen. Sie sind alle watbar, aber die Lasten müssen meistens von den Männern hinübergetragen werden, um zu vermeiden, dass sie nass werden. Ich stellte fest, dass ich glücklicherweise fast auf das Pfund genau die Menge an Nahrung berechnet hatte, die wir benötigen würden; und beim

Aufbruch vom Fluss hatten alle Hände Rationen für zehn Tage, während von den zwanzig Eseln siebzehn Nahrung trugen.

Es dauert lange, eine Menge Esel zu packen, und es ist ein schlechter Plan, die Karawane loszuschicken, bevor sie alle bereit sind. Ich stellte fest, dass es etwa eineinhalb Stunden dauerte von dem Moment an, als die Männer gerufen wurden, bis wir tatsächlich loskamen; daher pflegte ich um 3.30 oder 4 Uhr morgens in meine Patronenhülse[1] zu blasen, je nach Beschaffenheit des Geländes. Unter dem Äquator beginnt die Dämmerung spürbar gegen 5 Uhr, und wenn das Gelände halbwegs passierbar war, pflegte ich dann aufzubrechen; aber in sehr rauem und buschigem Boden ist etwas mehr Licht notwendig, in welchem Fall 5.30 Uhr früh genug ist. Bei Morgenmond und in ordentlichem Gelände oder auf einem Pfad kann man zu jeder Stunde aufbrechen. Es ist höchst wichtig, so früh wie möglich loszukommen; denn in der Kühle des Morgens spüren die Männer die Arbeit nicht, während nach 11 Uhr die Sonne sehr stark wird und jede halbe Stunde sie dann mehr mitnimmt als eine zusätzliche Stunde vor Sonnenaufgang.

Ich hatte beabsichtigt, einen Pfad zu nehmen, der von Jagd- und Handelstrupps der Wakamba benutzt wird, der direkt auf das nördliche Ende der Jambeni-Kette zusteuert und so hinunter zum Gwaso Nyiro Fluss führt, wobei der Umweg über Laiju vermieden wird, und wir versuchten, ihm zu folgen. Er zweigt an einem der bereits erwähnten Flüsse vom anderen ab. Als wir zu diesem Strom hinunterkamen, sah ich eine Giraffe, tatsächlich direkt auf unserem Lagerplatz am anderen Ufer; aber sie machte sich davon, bevor ich in Schussweite kommen konnte. Abgesehen von ein paar Wasserböcken sieht man hier wenig Wild – der Busch ist zu dicht –, obwohl es reichlich Nashörner gibt und gelegentlich Elefantenfährten zu sehen sind. Unser Versuch, der neuen Route zu folgen, war ein Fehlschlag und kostete uns einen Tag. Der Pfad war lange nicht benutzt worden, und außer wo hin und wieder ein abgeschnittener Zweig zeigte, dass zu irgendeiner früheren Zeit Menschen vorbeigekommen waren, war er nicht von den Wildfährten zu unterscheiden. Schließlich verloren wir ihn und mussten unsere Schritte zurückverfolgen. Das war ärgerlich, besonders da die „Fliege“ hier sehr zahlreich ist, sodass ich um meiner Tiere willen bestrebt war, so schnell wie möglich hindurchzukommen. Aber die Hauptsache ist, alle Missgeschicke in Afrika philosophisch zu tragen; so machte ich das Beste daraus und musste wieder über Laiju gehen. Letzteres ist eine sehr unangenehme Route; denn obwohl der Busch dünner wird, je mehr man sich den Hügeln nähert, wird das Gras sehr üppig und mühsam zu durchqueren. Ich konnte nicht umhin zu denken, welch wunderbare Genialität darauf verwendet worden zu sein scheint, alle Arten von unangenehmen Erzeugnissen in endloser Vielfalt zu ersinnen, die offenbar eigens dazu bestimmt sind, einen unbehaglich zu machen. Kletten und stachelige Samen der wunderbarsten heimtückischen Arten, einige wie kleine Borsten mit winzigen Pfeilspitzen mit Widerhaken, die garantiert durch alles dringen; Zecken und alle Arten von Abscheulichkeiten, ganz zu schweigen vom Gras selbst, das mit irritierenden, raspelnden Haaren bedeckt ist. „Wahrlich“, schrieb ich in mein Tagebuch, „dieses Land ist reich an Mitteln, den Reisenden zu foltern.“

[1] Eine leere Patronenhülse (ich fand eine lange .450 am besten) ist der handlichste und nützlichste Ruf, den man in der „Bara“ verwenden kann, sei es, um das Lager am Morgen zu wecken oder um seinen Gewehrträgern im Busch zu signalisieren. Sie ist leicht zu tragen, kann bei Verlust ersetzt werden, ist weithin hörbar und erschreckt das Wild nicht.

Ich werde meine gütigen Leser jedoch nicht länger mit weiteren Einzelheiten dieser uninteressanten Märsche ermüden. Die Anzahl meiner Esel verringerte sich etwas, da einer nach dem anderen den Auswirkungen der „Fliege“ erlag, durch deren Gebiet wir gekommen waren; auch die zahlreichen Bäche verursachten viel Verzögerung und Mühe mit den Lasttieren. Doch sobald die Spitze der Jambeni-Hügel umgangen ist, wird das

Land offener, das Gras weniger üppig, und von da an ist es gesund für sie. Es ist auch weniger ermüdend zu durchreisen, obwohl das Marschieren durch das raue Lavagestein, das den Boden bedeckt, sehr mühsam gestaltet wird. Es wäre für die Träger völlig unmöglich, ihre schweren Lasten mit bloßen Füßen über einen solchen Boden zu tragen, denn selbst die eigenen Füße werden wund; aber mit Sandalen aus Wildleder und bei langsamem Reisen leiden sie nicht. In einigen Teilen gibt es nun auch reichlich Wild, und ich konnte Fleisch für die Karawane beschaffen. Besonders zwischen dem letzten der Bäche und dem Ende der Bergkette sah ich große Mengen an Wild. Hier war das Gras in den offenen Ebenen abgebrannt worden, was das Gehen sehr erleichtert, obwohl die Luft oft voller Rußpartikel war, die die Augen reizten. Stellenweise spross das junge grüne Gras, und dies hatte das Wild angelockt. Die kleineren Zebras waren zu Hunderten da, und ich sah einen ansehnlichen Trupp Eland-Antilopen, vielleicht dreißig – ein Anblick, den ich seit Jahren nicht mehr genossen hatte; ich sah auch eine kleine Gruppe Giraffen und zählte acht Nashörner innerhalb einer ganz kurzen Distanz. Es gab auch einige Grant-Gazellen, von denen ich eine schoss. Da dies ein wasserloser Marsch war, versuchte ich nicht, mehr Fleisch für die Männer zu erlegen, da es sie unter solchen Umständen nur durstig macht. Es ist schwer zu sagen, warum sich die Nashörner auf dem abgebrannten Boden sammeln: Vielleicht finden sie Wurzeln oder Knollen zum Essen, oder es geschieht lediglich um der Gesellschaft willen, dass sie dem anderen Wild folgen. Nachts waren Löwen zu hören, eine Folge des Überflusses an Zebras.

Ich hatte nun einige Sorge um meine Esel und fürchtete, sie könnten alle oder fast alle sterben und so meinen Plan, Rudolph zu besuchen, erneut vereiteln. Aber ich tröstete mich mit meinem Lieblingsmotto – „Alles, was ist, ist gut" –, im Gefühl, alles getan zu haben, was ich konnte, obwohl es herzzerreißend war, sie einen nach dem anderen umfallen zu sehen. „Meine schönen ‚Pundas'[1] sehen zudem so gut aus", schrieb ich, „glatt und fett, und nicht einer am Rücken verletzt! Es ist zu grausam, sie nach all meiner Sorgfalt so zu verlieren." Ich verlor jedoch nicht mehr viele, und als das Sterben erst einmal aufhörte, schöpfte ich Hoffnung, da ich wusste, dass alle, die nicht mit dem Gift der „Fliege" infiziert worden waren, nun sicher waren.

Dieses Mal stieg ich in den Krater hinab, der bereits im Zusammenhang mit der vorherigen Reise als einer der Lagerplätze auf dieser Route erwähnt wurde. Wir schlugen unser Lager in dem breiten Weg auf – der wie ein künstlicher Einschnitt durch seinen Rand wirkt –, über den man ihn betritt, und ich stieg in das große, beckenartige Innere hinab. Der Pfuhl enthielt nun reichlich Wasser, und indem man eine kleine Quelle im Schlamm direkt an seinem Rand ausgrub, konnte ein guter Vorrat an frischem Wasser gewonnen werden. Auf unserer Rückreise jedoch, nach einer langen Trockenperiode, war der Pfuhl fast ausgetrocknet, und das restliche Wasser darin war rot, als wäre es mit Blut vermischt. Die Quelle gab damals nur noch ein spärliches Rinnsal ab und würde, wie ich vermute, bei anhaltender Dürre ganz versiegen. Hier weht ständig ein Sturm, und da keine Pflöcke eingeschlagen werden können, müssen die Zeltleine mit vielen schweren Felsbrocken beschwert werden, damit es sicher steht. Selbst am Boden des tiefen, kreisförmigen Kraters, wo man meinen sollte, dass kein Windhauch hingelangen könne, fegen gewaltige Böen und Wirbel umher, mal in die eine, mal in die andere Richtung, und tragen einem die Kleider davon, sollte man sich dort für ein Bad ausgezogen haben, um den Männern die Mühe zu ersparen, so viel Wasser den langen, steilen Aufstieg hinaufzutragen. Paviane scheinen die einzigen Geschöpfe zu sein, die das Becken bewohnen, obwohl ich auf dem Gipfel des hohen Randes etwas sah, das ich für einen Klippspringer hielt.

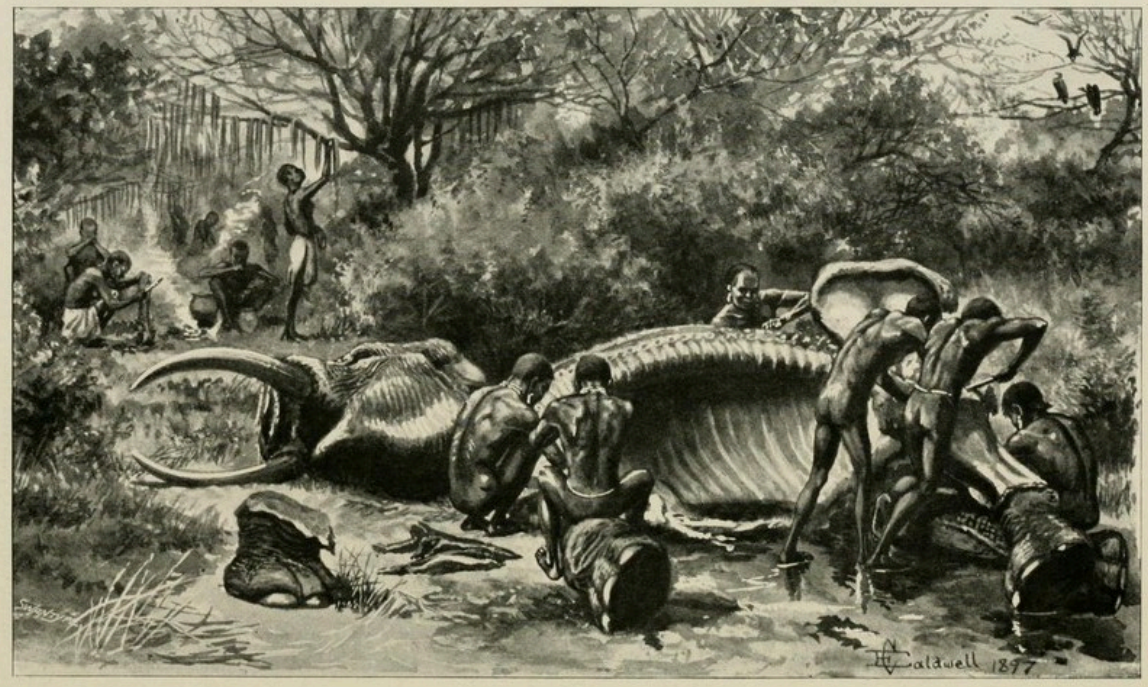
Nachdem ich den Gwaso Nyiro überquert hatte, nahm ich erneut die Route durch den Pass unter dem Berg namens Gwargess (am südlichen Ende der Mathews-Kette) in der Hoffnung, Nachrichten über Elefanten in jenem Distrikt zu erhalten. Aber sie hatten die

Gegend bereits verlassen, die sie nur während der Regenzeit aufsuchen; so zogen wir, nachdem wir aus der Schlucht herausgekommen waren (nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten mit den Lasttieren aufgrund steiler Pfade und dichten Busches), weiter in Richtung meines bevorzugten Reviers unter den Lorogis.

Wir fanden das Land in diesem Jahr weniger trocken vor, da die Regenfälle außergewöhnlich heftig gewesen waren. Dies ist natürlich ein Vorteil, da das Wasserproblem dadurch etwas gemildert wird; aber das üppige Graswachstum infolge der reichlichen Niederschläge macht das Gehen zu einer viel härteren Arbeit, besonders für diejenigen, die vorangehen, und macht das Reisen in einem wegelosen Land – wie es diese Region vom Laiju nordwärts bis Reshiat praktisch ist – viel mühsamer. Wild ist in diesem Teil Afrikas keineswegs überall reichlich vorhanden. Es ist meist sehr zerstreut, und manchmal beherbergen lange Strecken kaum welches. Aber hier und da stößt man auf einen Fleck, wo es im Überfluss vorkommt, angelockt durch junges Gras oder ähnliche günstige Bedingungen. So kamen wir an einer Stelle, wo es junges grünes Gras gab, an Tausenden von Zebras vorbei, hauptsächlich Grevy-Zebras, und sahen in derselben Nachbarschaft auch eine Herde Giraffen und einige Elands sowie ein oder zwei Nashörner und hörten die Zebras die ganze Nacht rufen. Ich hatte zu dieser Zeit eine Phase schlechten Schießens, wie sie mich manchmal überkommt. Es ist wohl eine Frage der Gesundheit, die die Nerven beeinflusst; und die Ursache für die schlechten Schüsse ist meist eine Tendenz zum Zurückzucken. Auf diese Weise verlor ich zu dieser Zeit, ich schäme mich es zu sagen, mehrere verwundete Tiere, darunter ein Nashorn, ganz allein durch schlechtes Schießen.

Eines Tages, während des Marsches, kam eines dieser ungestümen Tiere mir unangenehm nahe, während ich ausnahmsweise unbewaffnet war – mein Junge trug zu der Zeit mein Gewehr. Es stürmte bis auf zwei oder drei Meter an mich heran, blieb dann aber stehen – während ich mich hinter einem kleinen Strauch duckte, bereit zum Ausweichen – und Shebane (mein Junge), der ein Stück zurückgeblieben war, warf alles hin, einschließlich meines Magazingewehrs, und türmte. Das Nashorn jedoch drehte nach einem Moment des Innehaltens auf der anderen Seite meines Busches ab, sehr zu meiner Erleichterung; denn ein Schmetterlingsnetz ist keine ganz zufriedenstellende Waffe, um den Angriff eines bösartigen Nashorns zu empfangen. Glücklicherweise nahm mein Gewehr keinen Schaden, aber aus dem Schaft von Shebanes eigenem Karabiner war ein Stück herausgeschlagen. Danach brach ich den Bann, indem ich mit einem weiten Schuss eine Grant-Gazelle nach einem schwierigen Anschleichen erlegte, was besonders zufriedenstellend war, da ich mich zu der Zeit müde und unwohl fühlte. So gewann ich mein Vertrauen zurück, was alles bedeutet.

In this drawing of the elephant's carcase (which is from a sketch made on the spot) it will be observed that the curve of the tusks is inwards. In the conventional representations of elephants commonly met with in pictures, the tusks are wrongly shown with an *outward* curve. With such it would be impossible for the animal to get through the bush.



"Though it was still quite early, the Ndorobos had already cut up the whole of the upper half of the huge mass. They were swarming all around; the bush was full of them and covered with meat cut into strips or piled in junks. They had made fires all about; and eating and work were going on everywhere." (See p. 108.)

Wie auf meiner früheren Reise wurde das Land grüner und das Klima feuchter, je mehr wir uns den Lorogi-Bergen näherten. Wir fanden den kleinen Fluss Seya stark fließend mit schlammigem Wasser vor; und ein Gewitterschauer am Nachmittag des Tages, an dem wir ihn überquerten, zeigte, dass das Wetter, das wir im Jahr zuvor in der Nähe der Kette erlebt hatten, keine Ausnahme war, sondern dass das Klima dort wirklich feuchter ist als anderswo. Ein kurzer Marsch vom Seya brachte uns zu meinem alten Jagdlager am kleinen Bach El Bogoi. Unterwegs wurden wir etwa eine Stunde durch einen Glücksfall aufgehalten. Während wir am frühen Morgen durch Kaktusbaum-Busch marschierten – das dichte Gras noch beladen mit Feuchtigkeit und die Tautropfen in der neugeborenen Sonne glänzend –, stießen wir plötzlich direkt auf ein Paar Nashörner. Die Brise stand uns im Gesicht, sodass sie uns nicht gewittert hatten, während die tiefstehende Sonne in unserem Rücken diese blödsichtigen Geschöpfe daran hinderte, uns zu sehen. Ich hatte die Männer zuvor gewarnt, leise zu sein, falls wir Wild sehen sollten (obwohl ich dabei an Giraffen gedacht hatte), da ich besonders bestrebt war, am Ende dieser Etappe unserer Reise Fleisch für sie zu bekommen. Da sie hungrig nach Fleisch waren, hatten sie keinen Lärm gemacht, und die Nashörner, die immer noch eifrig fraßen, hörten unser Herankommen nicht. Ich hatte nur einen Blick auf sie um die Ecke einer Buschgruppe erhascht, bevor ich mich zurückzog und meine Hand hob, damit die Träger (die die Bedeutung der Geste verstanden) stillstanden, während ich mein Lee-Metford ergriff und mich vorschlich. Ich schoss eines und streckte es auf der Stelle nieder; aber ich gab ihm zwei weitere Kugeln, um sicherzugehen, da ich nach den jüngsten Misserfolgen kein Risiko eingehen wollte, dass es entkommt. Diesen höchst gelegenen Vorrat betrachtete ich als glückliches Omen, und die Männer waren voller Freude und schleppten fast jedes Stück Fleisch oben auf ihren Lasten fort, denn das Tier war fett. Ich sah auch einige Giraffen unweit meines Lagers, war aber zufrieden mit dem, was die Götter uns bereits gesandt hatten.

KAPITEL VIII

EXKURSIONEN VON EL BOGOI

Komfortable Quartiere — Unter alten Ndorobo-Freunden — Ein bevorzugter Elefanten-Aufenthaltsort — Eine Giraffe erlegen — Verirrt im Busch — Ein betrügerischer Führer — Eine dankbare Vergeltung — Neid unter Eingeborenen — Wandernde Elefanten — Ein Liebespaar — Lager am Seya-Fluss — Die Mathews-Kette — Fünf Elefanten töten — Ein malariahaltiges Klima — Den Barasaloi-Fluss hinauf — Ein wunderbarer Anblick — Fülle an Elefanten — Eine aufregende Jagd — Eine knappe Flucht — Ein gutes Tagewerk.

ICH WAR in bester Stimmung, wieder in mein altes, fröhliches Lager in diesem höchst interessanten Land zurückzukehren, und sehr hoffnungsvoll auf erneuten Erfolg bei den Elefanten in diesem Jahr. Wir hatten auf unserem Weg zwei oder drei ziemlich frische Fährten von Herden gekreuzt, obwohl wir keine Anzeichen von Futteraufnahme sahen. Die Vegetation war, wie hier üblich, völlig grün und das Wetter in den Bergen offensichtlich sehr nass. Mein Lager war stark zugewuchert; der Schattenbaum mit seinem Dach aus Kletterpflanzen grüner als je zuvor; und das Gerippe meines alten Schuppens war mit Bohnen in Schoten bedeckt, die dort aufgesprossen waren, wo einige, die wir darin gelagert hatten, verschüttet worden waren, und die über das ganze Gerüst gerankt waren. Ich ließ den Platz bald säubern und machte es mir in diesem Lieblingslager bequem; und Shebane deckte meinen Tisch, geschmückt mit einer Schale Blumen, die an den Ufern des Bächleins gepflückt worden waren, in der kühlen und angenehmen Laube, die mein Esszimmer bildete. Ich beschloss, den Großteil meiner Karawane unter Abdulla zurück nach Mthara (nahe Kenia) zu schicken, um mehr Nahrung zu holen, während ich den Distrikt bejagte; sie sollten jedoch zuerst einen Tag hier rasten, um ihre Füße auszuruhen und einen neuen Schuppen sowie ein Boma für die Esel zu errichten, die hier bleiben sollten. Alle Hände waren zufrieden und so fröhlich wie möglich. Im Laufe des Nachmittags tauchte ein Ndorobo auf und erzählte uns, wo meine alten Freunde lagerten.

Das Erste, was nun zu tun war, war meine alten Ndorobo-Freunde ausfindig zu machen; also schickte ich Squareface, meinen Gewehrträger und Dolmetscher, um sie aufzuspüren, während der Schuppen zur Lagerung meiner Waren gebaut wurde. Da dieser fast fertiggestellt war, schickte ich am zweiten Tag Abdulla mit den meisten Männern (ich behielt nur zwölf bei mir) nach Mthara ab, um so viel Nahrung zu kaufen und mitzubringen, wie sie tragen konnten. Ich hoffte auch, dass es ihm gelingen würde, einige weitere Esel zu kaufen, um jene zu ersetzen, die gestorben waren; denn ich hatte nun nur noch fünfzehn übrig, da der letzte der Kranken gerade verendet war. Ich hatte gehofft, dass dieser eine sich erholen würde, aber nun war jeder, der Symptome der „Fliegen-Krankheit“ gezeigt hatte, tot. Ich rechnete damit, dass Abdulla nicht unter einem Monat zurück sein könnte, und ich beabsichtigte, meine Zeit während seiner Abwesenheit mit der Jagd zu füllen.

Am Tag, an dem die Karawane aufbrach, kehrte Squareface mit Lorgete, einem meiner Ndorobo-Freunde, zurück, aber Lesiat (der wichtigste) kam nicht, da sein Lager in einer anderen Richtung lag. Lorgete sagte, dass er und sein Volk wie üblich am Verhungern seien und er mir nicht einmal Honig mitbringen könne. Er habe keine Elefanten getötet, seit ich hier gewesen sei, obwohl Lesiat, wie er mich informierte, zwei erlegt habe; aber er sagte, dass immer noch eine Herde Bullen in der Gegend sei. Ich vereinbarte mit ihm, dass ich ihn übermorgen in einem meiner alten Jagdlager treffen würde, das in der Richtung lag, in der sich laut seiner Aussage die Elefanten befanden, und dass er in der Zwischenzeit präzise Nachrichten über ihren derzeitigen Aufenthaltsort einholen sollte. Nachdem ich also das Decken des Schuppens beendet und meine Waren darin verstaut

hatte, zog ich dorthin weiter und ließ zwei oder drei Männer als Wachen für die Vorräte und Esel zurück.

Nachdem ich das Lager an derselben Stelle aufgeschlagen hatte, von der aus ich im Jahr zuvor gejagt hatte, machte ich am Nachmittag einen Spaziergang in der Hoffnung, Giraffen zu sehen. Aber obwohl ich an dem Ort suchte, der im Vorjahr ein bevorzugter Aufenthaltsort gewesen war, schienen sie ihn nun verlassen zu haben, denn ich konnte nicht einmal eine Fährte finden. Ich fand es seltsam, dass es immer noch keine Nachricht von Lesiat gab, und begann zu argwöhnen, dass Lorgete ihm nicht wirklich, wie er versprochen hatte, Nachricht von meiner Ankunft geschickt hatte. Ich unternahm jedoch vorerst keine weiteren Schritte, um dies zu klären; und als Lorgete am Morgen kam, um mir seine Elefanten zu zeigen – wenn auch nicht das, was ich früh nenne (womit ich meine, bevor es ganz hell ist) –, gingen wir hinaus. Er führte mich auf einen langen Marsch, mehr in Richtung des Seya-Flusses, als ich jemals zuvor Elefanten vermutet hätte, und wir fanden heute keine. Wir sahen ein paar Spuren einzelner Tiere, folgten ihnen aber nicht, da wir hofften, die Herde zu finden. Es lohnt sich selten, einzelnen Elefanten zu folgen, da sie in der Regel weiterziehen, bis sie ihre Gefährten finden, was weit entfernt sein kann.

Am Nachmittag sahen wir einige Giraffen in Richtung des Flusses auf einer niedrigeren Ebene als wir, die in einer eigentümlichen Art von Dschungel standen, der nicht aus dornigen Büschen, sondern aus ausladenden Gruppen einer Strauchart mit langen, dünnen, ineinander verschlungenen Stängeln bestand. Es gelang mir mit beträchtlicher Mühe, mich bis auf gute Schussweite an sie heranzupirschen, wobei ich einen steinigen, buschigen Hang hinabsteigen musste; aber der Dschungel war hoch genug, um den größten Teil ihrer Körper zu verdecken, sodass ich die lebenswichtigen Stellen nicht sehen konnte. Ich war besonders bestrebt, Fleisch für meine Führer zu bekommen, denn obwohl ich Lorgete etwas Nahrung für seine Kinder mitgegeben hatte, sagten er und seine Gefährten, sie seien hungrig und hätten nicht die Kraft, hinter Elefanten herzugehen, bis sie eine ordentliche Mahlzeit Fleisch gehabt hätten. Das sagen sie immer. Also versuchte ich, eine zu schießen, aber zu meinem Ärger gelang es mir wegen der Schwierigkeit, durch das Laub hindurch die richtige Stelle für den Schuss zu beurteilen, nur, sie zu verwunden. Im hohen Dschungel ist es meist am besten, einer Giraffe in den Hals zu schießen; wenn die Kugel die Wirbel trifft, bricht sie natürlich auf der Stelle zusammen. Unglücklicherweise gelang mir das in diesem Fall nicht, und die Giraffe zog schwer getroffen ab. Ich hoffte dennoch, sie zur Strecke zu bringen; aber als wir ein kurzes Stück folgten, ohne das verwundete Tier jedoch erneut zu sichten, stießen wir plötzlich in dichtem Gestrüpp ganz nah auf eine andere. Zuerst nahm ich an, es sei diejenige, der wir folgten, aber als ich sie tötete – sie brach sofort nach zwei Schüssen in rascher Folge zusammen –, stellte ich fest, dass es eine andere war, da sie keine andere Wunde hatte. Die beiden .303 Kugeln wurden unter der Haut auf der fernen Seite gefunden, nachdem sie diagonal durchgedrungen waren; jeder der Schüsse wäre tödlich gewesen.

Da die Giraffe sehr fett war, brannten meine Männer darauf, sie ganz zu zerlegen, und ich wurde es müde, auf sie zu warten, und hatte Mühe, sie überhaupt zum Aufbruch zu bewegen. Als wir schließlich loskamen – wir trugen so viel Fleisch, wie wir konnten, und ließen den Rest für den nächsten Tag zur Abholung zurück –, war es bereits spät am Nachmittag, und wir hatten einen weiten Weg vor uns; so war es bereits dämmrig, als wir einen Hügel erreichten, in dessen Nähe Lorgete zu der Zeit lebte. Er wollte hier nach Hause abbiegen, aber ich wandte mich dagegen, da ich sicher war, dass wir uns in der Dunkelheit verirren würden, da alles dichter Busch war und wir diesen Teil des Landes nicht gut kannten, obwohl wir unseren Kurs bei Tageslicht gut halten konnten. Squareface war jedoch so zuversichtlich, den Weg problemlos zu finden, dass ich törichterweise

nachgab und dem Ndorobo erlaubte, seines Weges zu gehen. Das Ergebnis war, dass wir uns, sobald es dunkel wurde, sehr schnell verirrten. Nun gab es dort eine sehr tiefe, schmale Schlucht mit steilen Wänden, die wir überqueren mussten; sie wand sich stark und hatte viele Verzweigungen, und der Busch war überall darum herum besonders dicht. Es gelang uns nicht, die richtige Übergangsstelle im Dunkeln zu finden, und als wir uns dann mit großer Mühe hindurchgekämpft hatten, fanden wir uns anscheinend hoffnungslos verstrickt in einem Irrgarten aus tiefen Dongas wieder; welchen Weg wir auch versuchten, wir stießen auf einen unpassierbaren Abgrund, der in der Dunkelheit höchst erschreckend aussah. Es endete damit, dass wir mehrere solcher Abgründe unter großem Ringen und Klettern überqueren und wieder überqueren mussten; und nachdem wir unsere Kleidung und uns selbst zerfetzt hatten und die halbe Nacht durchnässt vom kalten Tau umhergeirrt waren, erreichten wir schließlich gegen Mitternacht völlig erschöpft, müde und besorgt das Lager. Nachdem ich wie üblich meine Gewehre gereinigt und ein Bad genommen hatte, nahm ich gegen 1 Uhr morgens ein kleines Abendessen ein.

Ich stellte fest, dass einer meiner Männer von El Bogoi herübergekommen war und einen von Lesiats Ndorobos mitgebracht hatte. Dieser Mann erzählte mir, dass Lesiat nichts von meiner Ankunft gehört habe; er sagte auch, dass unweit von El Bogoi viele Elefanten seien und auch viele jetzt am Barasaloi. Das war in der Tat eine Neuigkeit und enthüllte Lorgetes ganzes Spielchen. Er hatte mich absichtlich hinters Licht geführt, damit ich Fleisch nur für ihn schießen sollte und selbst gar nichts bekäme. Aufgrund dieser Information beschloss ich sofort, nicht wie mit Lorgete vereinbart erneut hinauszugehen, sondern sofort nach Lesiat zu schicken. So entsandte ich Squareface früh, um ihn zu holen, während Juma mit den Übrigen ging, um den Rest ihres Giraffenfleisches zu holen; und als Lorgete kam, sagte ich ihm, dass ich am nächsten Tag in die Nähe von Lesiat umziehen würde. Gegen Abend kehrte Squareface allein zurück. Lesiat und sein Volk waren draußen im Busch, um nach zwei Elefanten zu suchen, die vor ein paar Tagen von seinen Männern verwundet worden waren. Seine Frau sagte, sie werde ihm Nachricht schicken, dass ich zurückgekommen sei, und dass er sicher kommen werde, sobald er davon höre. Es war wahrlich provozierend, dass durch die gierige Eifersucht dieses Schwindlers Lorgete die Elefanten nun beunruhigt worden waren, während ich bereits in der Nachbarschaft war.

Nachdem ich überlegt hatte, was am besten zu tun sei, beschloss ich, am folgenden Tag zurück nach El Bogoi zu ziehen, aber weiter oben am Bach als mein festes Lager. So zog ich am Morgen an einen Platz, den ich im Jahr zuvor als hübsch und günstig zum Lagern ausgemacht hatte, nahe der Stelle, wo ich eine Giraffe geschossen hatte; und kurz nachdem wir dort angekommen waren, tauchten Lesiat und sein Kumpan auf, da sie zu unserem gerade verlassenen Lager gegangen waren und von dort unserer Fährte gefolgt waren. Er erzählte mir, dass von dort bis zum Seya überall viele Elefanten seien, aber er wolle erst nach Hause gehen und Männer zum Auskundschaften ausschicken. Ich brannte jedoch darauf zu jagen, also willigte er ein, selbst zu bleiben, um am Morgen mit mir hinauszugehen, und ich machte ihn mit reichlich von meinem Giraffenfleisch glücklich. Ich verbrachte den Nachmittag im Gespräch mit ihm, da ich mich unwohl und fiebrig fühlte. Er erzählte mir, dass er seit meinem Weggang einen Bullen und zwei Kühe getötet und das Elfenbein für mich aufbewahrt habe. Später lieferte er mir getreulich die Zähne des Bullen (ein schönes Paar) und einer Kuh ab, obwohl ich nie danach gefragt hatte. Dies war das Ergebnis des Amuletts, das er mich gezwungen hatte, ihm zu geben, und das ihn offenbar vollauf zufriedenstellte. Ich möchte hier sagen: Falls ein Anwärter wünscht, dass ich meine Kunst als Zauberer einsetze, um ihm zu helfen, ein erfolgreicher Elefantenjäger zu werden, bin ich gerne bereit, zu ähnlichen Bedingungen ins Geschäft zu kommen. Ich entschädigte meinen ehrlichen Freund jedoch auf andere Weise; tatsächlich gab ich ihm am Ende weit mehr, als er von Swahili-Händlern für das Elfenbein bekommen hätte.

Früh am nächsten Morgen ging ich mit Lesiat und seinem Kumpanen hinaus, die in meinem Lager geschlafen hatten, und wir gingen flussaufwärts in Richtung der Bergkette. Aber ich merkte bald am Gehabe meines alten Freundes, dass er wusste, dass die Herde (alles alte Bullen) diesen Teil verlassen hatte und dass er gestern nur aufgeschnitten hatte. Also setzten wir uns und hielten das unvermeidliche „Shauri" ab, mit dem Ergebnis, dass ich ihn nach Hause gehen ließ, um Suchtrupps in verschiedene Richtungen auszusenden, mit dem Ziel, authentische Informationen über den derzeitigen Verbleib des Wildes zu erhalten, das wir suchten. Er versprach auch, mich jeden Tag mit Männern zu versorgen, die mich auf der Jagd begleiten sollten. Es ist immer ein großer Vorteil, einen oder zwei dieser Leute bei sich zu haben, da sie jeden Zoll des Landes kennen und im Fährtenlesen usw. geschickter sind als die eigenen Gefolgsleute. Auf dem Rückweg machte ich eine kleine Runde über den Bach, sah aber keine Fährte, die jünger war als von vorgestern Nacht, und auch das nur von ein paar Wanderern. Ich fühlte mich Lorgete gegenüber höchst ungnädig gesinnt; denn es war zu enttäuschend, dass bei so günstigen Bedingungen alles nur durch seine Eifersucht zunichtegemacht worden war, indem er Lesiat die Nachricht von meiner Ankunft vorenthalten und mich gleichzeitig im Glauben gelassen hatte, er habe ihm Bescheid geschickt. Es half nun nichts als Geduld, jedenfalls für ein oder zwei Tage. In der Zwischenzeit traf ich Vereinbarungen mit Lesiats Schwiegersohn (namens Baithai), zum Barasaloi zu schicken, um nach Elefanten zu suchen, und – falls dort keine zu finden seien – den Seya hinunter in Richtung El Gereh, und mir dann Nachricht zu bringen.

Obwohl ich mich sehr unwohl fühlte und das Fieber an mir zehrte, konnte ich nicht rasten und ging am folgenden Tag wieder hinaus; ich brach wie gewöhnlich früh auf und traf Lesiat vereinbarungsgemäß am Fuße eines Koppie, wo wir uns gestern getrennt hatten. Wir hatten unweit des Lagers die Fährte eines einzelnen Elefanten gekreuzt, aber sie war nicht frisch; weiter oben glaubten wir im taufeuchten Gras die frische Fährte von zwei oder drei anderen gesehen zu haben. Wir gingen zurück, um Letztere zu untersuchen, mussten aber feststellen, dass es sich um Nashornspuren handelte. Dann zogen wir wieder weiter und schlugen uns direkt durch den dichten Busch, der sich meilenweit am Fuße der Berge entlangzieht und das ganze flache Land in Richtung des Seya bedeckt. Nach einiger Zeit stießen wir auf die nächtliche Fährte einiger wandernder Elefanten. Wir folgten ihr ein langes Stück, aber da sie keine Anzeichen von Futteraufnahme zeigten, kehrte ich schließlich in Richtung Lager um – denn ich fühlte mich sehr krank und war kaum in der Lage, ein Bein vor das andere zu setzen – und trug Lesiat auf, mir am nächsten Tag Nachricht zu schicken.

So ging es noch zwei oder drei Tage lang weiter. Ich jagte beharrlich, aber die einzige Fährte, die wir finden konnten, war die von wandernden Nachzüglern, deren Verfolgung zu nichts als nutzloser Erschöpfung führte, da sie weder fressen noch anhielten. So kam ich zu der Überzeugung, dass sich jetzt keine Herde in der Nähe befand; die Elefanten waren offensichtlich gründlich aufgeschreckt worden und hatten die Gegend verlassen, und es schien Wahnsinn, sich weiter abzumühen, sich jeden Tag zu zerfleischen und das alles für nichts. Denn ich war bisher noch nicht einmal in die Nähe eines Elefanten gekommen. Da die versprochene Nachricht vom Barasaloi nie eintraf, schickte ich Squareface und Smiler zu einem anderen Ndorobo-Lager, von dem ich wusste, am Fuße des Murkeben-Hügels, der in derselben Richtung liegt, um dort Erkundigungen einzuziehen; denn ich war entschlossen, irgendwohin umzuziehen, da ich hier lediglich meine Zeit vertat. Sie berichteten, dass sie im Kraal nur einen alten Mann gefunden hätten, während der Rest der Gemeinschaft draußen im Busch sei, wo sie gerade zwei Giraffen erlegt hatten. Meine Männer hörten jedoch, dass dort zwei junge Burschen seien, die von Baithai geschickt worden waren, um mir Nachricht zu bringen, und die am nächsten Tag in mein Lager kommen wollten. Ich glaubte kaum, dass sie in der Lage sein würden, sich loszureißen, solange noch etwas vom Giraffenfleisch übrig war; aber

tatsächlich tauchten sie wie versprochen auf. Sie erzählten mir, dass es am Barasaloi und den Seya hinunter in Richtung El Gereh jede Menge Elefanten gäbe. Das klang hoffnungsvoll; außerdem wollte ich das Land in jener Richtung sehen, also kehrte ich sofort in mein Hauptlager zurück und traf Vorbereitungen für einen längeren Ausflug, nur zu froh, von dort wegzukommen, wo ich so viel Zeit fruchtlos verschwendet hatte.

Ich sollte am Rande erwähnen, dass eines Nachts, bevor ich in mein Hauptlager zurückkehrte, gegen 2 Uhr morgens ein Nashorn (wahrscheinlich war es ein Paar) in unserer Nähe die merkwürdigsten Geräusche von sich gab, die ich in meinem Tagebuch als „genau solch übertriebenes Grunzen und Bass-Quieken, wie man es von einem vergrößerten Schwein erwarten würde" beschrieb. Ich hatte zuvor schon blubbernde Geräusche gehört, aber nicht in Kombination mit diesen anderen schweineartigen Lauten. Ich nehme an, dieses Nashorn muss auf Brautschau gewesen sein.

Dass diese leeren Tage für meinen Leser uninteressant waren, daran zweifle ich nicht. Ich kann nur sagen: Das waren sie auch für mich. Da es aber mein Ziel ist, einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Elefantenjagd zu geben, können die vielen mühsamen Tage der Enttäuschung nicht ganz weggelassen werden. Doch ich sollte bald eine Entschädigung für dieses Pech erhalten.

Nachdem ich mehr als zwei Wochen seit meiner Ankunft in El Bogoi ohne Erfolg verbracht hatte, brach ich am 27. August 1895 erneut von meinem dortigen Lager auf, wobei ich meine übliche Jagdausrüstung und zwei Esel mit Nahrung für meine Männer mitnahm; zwei oder drei junge Ndorobo-Eingeborene begleiteten uns als Führer. Unsere Richtung war nun Ost-Nordost. Wir lagerten an jenem Tag an einer ansehnlichen „Kurunga" oder einem Felsbecken in hohem, offenem Gelände, nachdem wir nach mehrstündigem Marsch aus dem dichten Busch herausgekommen waren. Wir sahen nicht viel Wild, aber eine Menge Spuren von Nashörnern, Zebras usw. Am nächsten Morgen kamen wir bald an den Rand eines ziemlich tiefen Tals, durch das wir den kleinen Fluss Seya sehen konnten, der sich mit Flecken aus grünem Dschungel und Dornbäumen an seinen Ufern dahinschlägelte – ein erfreulicher Anblick in Afrika, wo fließendes Wasser rar ist. Es war ein langer, steiler, steiniger Abstieg, um hinunterzugelangen, und er nahm uns den Vormittag über in Anspruch. Zu dieser Zeit führte der Fluss viel Wasser, und ich notierte, dass er an dieser Stelle etwa 30 Yards breit oder beinahe so war, sehr reißend und vielleicht durchschnittlich 18 Zoll tief, und nun nach Norden floss. Ich schlug das Lager auf, obwohl es noch früh war, um vorauszugehen und die Lage zu sondieren, da ich nicht genau wusste, wie nah Elefanten zu finden sein könnten.

Im Laufe des Nachmittags ging ich ein langes Stück parallel zum Fluss abwärts. Ich fand das Tal ähnlich vor wie an der Stelle, an der wir es betreten hatten; nicht breit, aber ziemlich gerade und gleichmäßig. Der Fluss war größtenteils von Gürteln aus dichtem Wald oder tiefem Dschungel von unterschiedlicher Breite gesäumt, mal an dem einen, mal an beiden Ufern; außerhalb davon war der Boden offen, nur mit kurzem Gras bewachsen und sehr trocken. Ich sah ein paar Grevy-Zebras, Oryx-Antilopen und Grant-Gazellen, konnte aber nicht in Schussweite kommen, obwohl ich es sehr versuchte. Auf dem Rückweg betrat ich den dichten Busch, der den Fluss säumte. Es war sehr schwierig, dort voranzukommen, denn obwohl die Bäume von beträchtlicher Größe nicht eng beieinander standen, gab es ein dichtes Unterholz, meist über Kopfhöhe, durch das man sich selbst auf den Wildpfaden nur schwer durchzwängen konnte. Ich sah eine Giraffe in diesem Wald und kam nah an sie heran, aber das Dickicht war an jener Stelle so hoch, dass ich keine Sicht für einen Schuss hatte und sie dann aus den Augen verlor. Direkt danach kam plötzlich in einer kleinen Lichtung direkt vor mir ein Nashorn in Sicht und bot für eine Sekunde eine glänzende Chance, aber es hatte mich bereits gewittert und rannte genau in dem Moment los, als ich mein Gewehr hob, und verschwand

augenblicklich im Dickicht, bevor ich Zeit zum Feuern hatte. Schließlich erblickte ich den Kopf der Giraffe wieder und schoss darauf, verfehlte aber. Als ich wieder zu Squareface stieß, den ich zurückgelassen hatte, während ich hinter der Giraffe her war, erzählte er mir, dass drei Nashörner dicht an ihm vorbeigekommen seien, während ich weg war. Wir sahen auch jede Menge Fährten, sodass es dort eine Menge von ihnen zu geben schien. Bei Einbruch der Dunkelheit kehrten wir ins Lager zurück und fühlten uns eher enttäuscht, da ich dringend Fleisch für alle und besonders für meine Ndorobo-Jünglinge brauchte, die ich in Ermangelung dessen von unserem eigenen Getreidevorrat ernähren musste, den wir kaum entbehren konnten. Obwohl ich sehr müde war, konnte ich in jener Nacht wegen der Moskitos nicht viel schlafen. Sie kamen in Schwärmen aus den stehenden Sümpfen weiter flussabwärts herauf, die sie zahlreich und stechwütig hervorbringen. Ich bemerkte hier auch wieder Schwärme von Geierperlhühnern.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter das Tal hinunter. Ich hielt mich absichtlich etwas vor meiner kleinen Gruppe, um nach Wild Ausschau zu halten; und bald, als ich über eine Anhöhe kam, die eines der zahlreichen kleinen Seitentäler überblickte, die wir überqueren mussten, erblickte ich mehrere Grevy-Zebras, die langsam durch kleine Flecken von Deckung in Richtung des Flusses trotteten. Ich nutzte meine Chance, als sie für einen Moment außer Sicht waren, rannte schnell hinunter, um sie abzuschneiden, und kam in Schussweite, als das führende Tier wieder in Sicht kam; als sich eine gute Gelegenheit bot, schoss ich es, und nach einem kurzen Vorstürmen brach es in einer Staubwolke zusammen. Es war fett und höchst nützlich als Fleischvorrat; denn meine Ndorobo-Jungen waren eine Belastung für meine Verpflegung, deren Vorräte so überaus begrenzt waren. Danach boten sich mir natürlich leichte Chancen auf Oryx-Antilopen und Grant-Gazellen, als ich sie nicht mehr brauchte. Das Zerlegen des Fleisches hielt uns eine Stunde auf, und da wir nun so schwer beladen waren, lagerten wir wieder früh am Fluss; da er uns den ganzen Weg über nahe war, konnten wir unsere Zeit für den Halt wählen. „Was für ein gesegnetes Ding", notierte ich in meinem Tagebuch, „ein fließender Strom doch ist!" Während des heutigen Marsches hatten wir auf dem Wildpfad, dem wir gefolgt waren, ziemlich frischen Elefantendung gesehen. Das sah hoffnungsvoll aus.

Bisher gab es wenig Veränderung im Charakter oder in der Richtung des Tals. Es hieß, der Barasaloi würde nun in kurzer Entfernung einmünden. Was El Gereh betrifft, das ich immer als den Namen des Sumpfes verstanden hatte, in dem der Seya endet, so versicherten mir die Führer, dass wir es bereits erreicht hätten, da dieser Name von den Ndorobos für das gesamte Sumpftal von hier an verwendet wird. Wir waren nun ziemlich nah an die Mathews-Kette herangekommen, die auf unserer Rechten jenseits des Tals und auch vor uns, wo sie es abzuschließen schien, zu beträchtlicher Höhe emporragte. Wir setzten unseren Weg flussabwärts parallel zum Fluss am folgenden Morgen (30. August 1895) fort und hielten nach etwa drei Stunden Marsch für eine kurze Rast an; kurz nachdem wir weitergegangen waren, erreichten wir einen Teil des Tals, dessen Boden aus einer weiten, feuchten Ebene bestand, die mit einem hohen und dichten Wuchs aus schilfartigem Sumpfgras bedeckt war, mit hier und da Flecken von Dschungel und Dornbäumen und gelegentlichen stehenden Pfuhlen, während der Fluss sich durch alles hindurchschlang, mal den gegenüberliegenden Hügeln nahekommend, mal denen auf unserer Seite. Ich behielt dies im Auge, da es ein wahrscheinlicher Zufluchtsort für das Wild war, das ich suchte; und tatsächlich, als ich eine kleine Anhöhe erstieg, die mir einen guten Blick darüber bot, fing ein großes schwarzes Ohr in den Spitzen des dichten Gebüsches meinen Blick ein, das sich sanft mit einer schlangenartigen Bewegung wiegte, die einen an die träge Bewegung der Flosse oder des Schwanzes eines Fisches erinnerte, der schläfrig im Wasser schwebt. Ich hielt meine kleine Gruppe sofort in einer Senke unter den steinigen Hügeln an, die das Tal umschließen und deren Fuß wir gesäumt hatten. Glücklicherweise stand der Wind günstig. Ich ließ die anderen Männer mit den Lasten und Eseln zurück, mit dem Befehl, sich absolut still zu verhalten, nahm meine drei

Gewehrträger und zwei Ndorobo-Jungen mit und überquerte, nachdem ich einen Bogen in den Lee gemacht hatte, den Fluss, kämpfte mich durch das dichte Dickicht und erreichte den steilen, kahlen, steinigen Hügel auf der fernen Seite, nahe der Stelle, an der die Elefanten gewesen waren. Ich sage Elefanten, denn obwohl nur einer (oder vielmehr ein Stück von einem) sichtbar gewesen war, war ich sicher, dass es mehr waren. Es war keine leichte Angelegenheit, sich einen Weg durch diese gewaltige Deckung zu bahnen. Die Höhe des Grases lässt sich daraus ableiten, dass selbst von dem Aussichtspunkt, von dem aus ich es absuchte, nur das Ohr eines Elefanten auszumachen war; dabei war es so dicht, dass es außer auf den von Elefanten und Nashörnern geschaffenen Pfaden völlig undurchdringlich war, und selbst auf diesen nur mit Schwierigkeiten, da das schwere Gras oft über den Pfad herabhing und man alles tun musste, um seine steifen Halme und raspelnden Blätter beiseite zu schieben, während es manchmal ein Fall von Kriechen durch niedrige Tunnel war. Ich war angenehm überrascht festzustellen, dass die Bodenoberfläche meist trocken und sandig war; das Wasser, das den üppigen Wuchs nährte, befand sich offensichtlich darunter, obwohl es stellenweise seichte Pfützen und nassen Schlamm gab, der von Elefantenfährten aufgewühlt und zerfurcht war. Als wir vorsichtig ein Stück den Hang hinaufstiegen, um einen Blick über die Ebene zu bekommen, stellten wir fest, dass der Elefant sich von der Stelle, an der wir ihn zuerst gesehen hatten, wegbewegt hatte; aber wir entdeckten ihn bald wieder, ein Stück weiter, unter einem Baum stehend. Während wir beobachteten, bewegte er sich in eine Gruppe von Dornbäumen ein wenig weiter unten, wo das Gras nicht so dicht war, und wir konnten nun sehen, dass es mehrere waren. Sie befanden sich jedoch auf der anderen Seite des Flusses; das heißt, auf der Seite, von der wir gekommen waren, denn er machte einen Bogen von der Stelle, an der wir ihn überquert hatten, hinüber zum Fuß der Hügel an der Ostseite des Tals, und die Elefanten befanden sich in der Biegung. Es war daher notwendig für uns, ihn erneut zu überqueren.

Dementsprechend wateten wir wieder durch den seichten Strom und arbeiteten uns vorsichtig durch das Riesengras auf die Stelle zu, an der wir sie zuletzt gesehen hatten. Da der Wind das Tal hinaufwehte, hatten wir ihn immer noch im Gesicht. Als wir an eine Stelle kamen, wo der Wuchs weniger gleichmäßig üppig war, bekamen wir durch Lücken im Gras zwei oder drei in Sicht, etwa dreißig Yards vor uns; aber bevor ich zum Schuss kommen konnte, gab ihnen ein tückischer Luftwirbel einen Hauch unserer Witterung, und sie stürmten davon. Glücklicherweise rannten sie diagonal an unserer Position vorbei, und da das Gelände offen genug war, um mir eine Chance zu geben, konnte ich einem Tier mit der 10-Kaliber-Büchse im Vorbeilaufen einen Schuss direkt hinter das Blatt setzen. Als ich folgte, hörte ich das Gurgeln und Poltern, das ein sterbender Elefant von sich gibt, und nachdem ich mich vorsichtig genähert hatte (was in solch gefährlichem Gelände notwendig ist), fand ich sie, obwohl ich sie zuerst nicht ausmachen konnte, nach einigem Umherspähen tot zwischen einigen Büschen liegen. Dann vergaß ich im Rausch unseres ersten Erfolgs der Reise meine üblichen vorsichtigen Taktiken, sprach törichterweise im Jubel mit meinen Männern, die herangekommen waren, und erschreckte erneut die anderen, die ganz in der Nähe gestanden hatten, obwohl sie vor uns verborgen waren, und vergab so unsere zweite glänzende Chance. Indem wir ihnen jedoch in ihrem Kielwasser folgten, kamen wir wieder dicht an sie heran, wie sie im Grasdschungel standen. Einer war mir zugewandt, und als ich versuchte, in eine Schussposition zu gelangen, kam er näher. Ich wartete darauf, dass er anhielt oder mir eine Chance auf seine Brust bot; aber anstatt stehenzubleiben, kam er schneller näher, während seine Brust von dem hohen, schilfartigen Gras verdeckt war, und als er nur noch fünf oder sechs Schritte entfernt war, fühlte ich mich gezwungen, ihm ins Gesicht zu schießen und zu versuchen, zwischen den Halmen des Dickichts aus seinem Blickfeld zu verschwinden. Glücklicherweise drehte ihn der Schuss ab. Blut zeigte sich auf dem Gras, aber wir folgten ihm nicht sofort, sondern gingen stattdessen hinter anderen her. Ich empfand es als unangenehm riskante Arbeit in diesem Gewirr aus hohem Sumpfgras. Außerhalb der

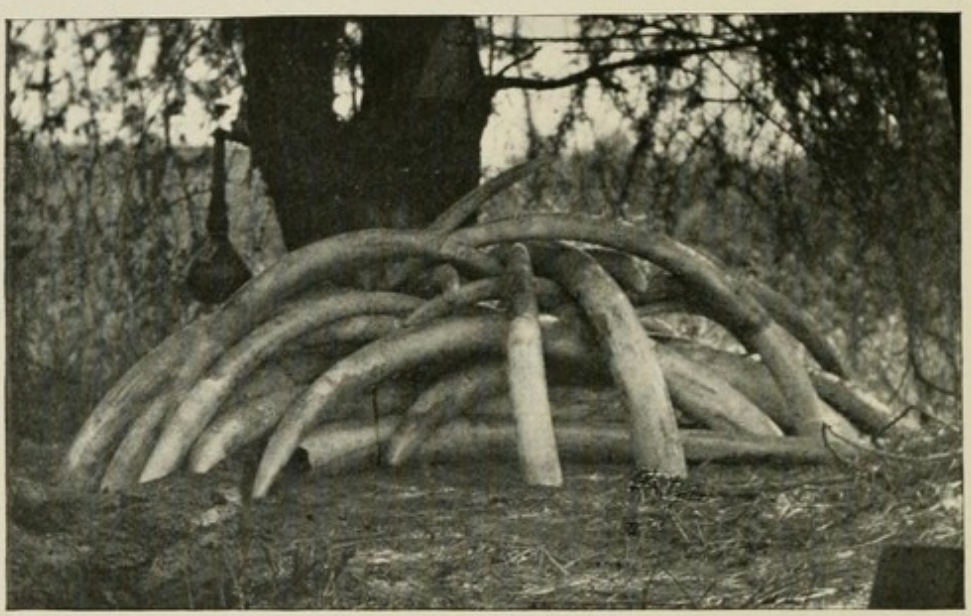
Elefantenpfade undurchdringlich und selbst auf ihnen oft nur mühsam, war es hoch genug, um einen Elefanten vollständig zu verbergen, sofern man nicht sehr, sehr nah dran war, und erlaubte selbst dann selten mehr zu sehen als den Kopf. Glücklicherweise wehte der Wind, der ziemlich stetig aus einer Richtung kam, ab und zu in steifen Böen, die das Geräusch übertönten, das man beim Durchzwängen durch das raschelnde Gras machte, welches zudem durch sein Hin- und Herwiegen half, die eigenen Bewegungen zu verschleiern. Eine dieser Böen ausnutzend, schlich ich mich wieder nah an eine Gruppe von Elefanten heran und es gelang mir, zwei weitere wie Kegel mit dem Kopfschuss umzuwerfen. Da sich die Elefanten nun wieder das Tal hinaufbewegt hatten, also mit dem Wind, schlugen wir uns zum Fuß der Hügel auf der Westseite durch, um wieder in den Lee zu gelangen und gleichzeitig ihren genauen Aufenthaltsort herauszufinden. Nachdem wir uns zum Rand des Dschungels durchgeschlagen hatten, gingen wir außerhalb zurück zu der Stelle, wo die Karawane geblieben war; und die Männer erzählten uns, dass die Elefanten ganz nah an ihnen vorbeigekommen seien und direkt vor uns lägen. Feruzi, mein Koch, war in einem Zustand großer Aufregung und amüsierte mich sehr durch das brennende Interesse, das er an der Jagd nahm. Ich gelangte wieder in ihren Lee; dann ging ich hinein und nutzte wie zuvor die Gelegenheiten, wenn der Wind stark blies, kam an sie heran und streckte einen weiteren auf die gleiche Weise nieder, wobei ich einem anderen einen Schuss in die Rippen gab, als sie davonstürmten. Wir überquerten nun wieder den gegenüberliegenden Hügel, von wo aus wir einen besseren Blick über den ganzen Talboden hatten, und sahen einige sich im Dickicht bewegen. Einmal kamen drei nahe genug unter unseren Standplatz am steilen Hang heran, um mir eine Chance für einen Schuss mit dem Lee-Metford zu geben; aber während ich darauf wartete, das Fernglas zu bekommen, um auszumachen, welcher die besten Stoßzähne hatte, zogen sie wieder weg. Wir kletterten hinunter, folgten erneut und kamen nahe heran, konnten aber wegen des Dschungels, der an jener Stelle besonders unwegsam war, nichts sehen, während der Wind eingeschlafen war; und durch einen niedrigen Tunnel im verschlungenen, schilfartigen Wuchs direkt unter die Nase eines Elefanten zu kriechen, wenn dieser auf der Hut ist und einen unweigerlich kommen hören muss, ist weder angenehm noch wahrscheinlich immer gesund. Also zögerte ich, und sie zogen wieder ab, bevor ich zum Schuss kommen konnte. Als wir später in der Richtung, in der wir zuvor gewesen waren, nach ihnen suchten, stießen wir auf einen weiteren toten Elefanten, den ich nicht hatte fallen sehen – offensichtlich derjenige, auf den ich zuletzt gefeuert hatte.

Es war nun fast Sonnenuntergang, also kehrte ich zur Karawane zurück und entschloss mich, das Lager aufzuschlagen. Als ich zu diesem Zweck über die Anhöhe zurückging, von der aus wir am Morgen den Elefanten zuerst gesehen hatten, konnten wir zwei oder drei ausmachen, die noch sichtbar waren; aber diese befanden sich auf der fernen Seite des Sumpfes und in einem sehr dichten Teil, also ließ ich sie in Ruhe. Ich dachte, es seien Kühe mit Kälbern, was ein guter Grund war, sie nicht anzugreifen; aber ich fürchte, ich war eigentlich eher geneigt, mich davor zu drücken, da ich es nicht für ratsam hielt, das Schicksal zu sehr herauszufordern. Squareface wollte, dass ich hinter ihnen hergehe, aber ich beschloss, mit dem Tagewerk zufrieden zu sein, obwohl ich fürchte, dass Feruzi ein bisschen enttäuscht von mir war. Ich für meinen Teil war sehr erfreut über die Rückkehr des Glücks nach unserem Misserfolg in El Bogoi und hoffte, dass dies der Beginn einer Glückssträhne für die Reise sein würde. Ich war auch mit meinem Schießen zufrieden; ich hatte fünf Elefanten am Boden, und nur einer war verwundet entkommen; und ich hatte sehr wenig Patronen verschwendet, obwohl ich vielleicht ein oder zwei mehr als absolut notwendig beim Erlösen oder vielmehr beim Sichergehen bei den Elefanten verbrauchte, die niedergegangen waren; aber das ist der sicherere Plan.

Wie bereits erwähnt, waren meine Gewehre nun ein Lee-Metford und ein 10-Kaliber Holland. Beide hatten heute ihre Arbeit gut genug getan; aber ich hatte noch kein völliges Vertrauen in Ersteres gewonnen, und der Rückstoß des anderen war so etwas wie ein

Schock, der zwar durch die Gummikappe am Kolben die Schulter nicht verletzte, aber Kopfschmerzen verursachte und einem die Finger grausam malträtierte. Auch die ausgestoßenen Rauchwolken waren erschreckend und eine Gefahrenquelle; aber sein schlimmster Mangel war, dass der Verschluss ausnahmslos klemmte und die leeren Hülsen stecken blieben, sodass sie mit einem Stock herausgeschlagen werden mussten. Alles in allem fand ich meine Vorurteile gegen große Kaliber in keiner Weise ausgeräumt und bedauerte mehr denn je den Unfall mit meiner treuen und ebenso wirksamen .577er.

Ich fand einen halbwegs guten Platz zum Lagern direkt am Rand des Sumpfes (ich nenne ihn so mangels eines besseren Namens, obwohl er nicht wirklich nass war), an einer Stelle, wo der Fluss nahe der Westseite verlief und direkt am Fuß der steinigen, trockenen Hügel lag. Kein idealer Ort, aber auch kein schlechter; ein oder zwei Dornbäume spendeten ordentlichen Schatten. Es ist eine höchst wichtige Erwägung, einen geeigneten Lagerplatz nah am Wasser zu finden, wo man in Ruhe rasten kann. Ich schickte sofort nach einigen Leckerbissen und Fett von einem der Elefanten, um es frisch zu bekommen, während ich selbst das Zelt aufstellte und die Dinge ordnete. Ich war froh, als alles fertig war und ich baden und ruhen konnte, denn es war eine intensiv heiße Arbeit im dichten Dickicht unter einer brennenden Sonne gewesen, und ich war müde. Am Abend traf ich Vorbereitungen, dass zwei meiner Ndorobo-Gefährten am nächsten Tag mit aller Eile zurückgehen sollten, um ihre Freunde zu rufen und Lesiat und seinem Clan auszurichten, sie sollten kommen und die Elefanten essen, damit das Fleisch nicht verschwendet würde.



A Good Day's Work with Elephants.

(From a Photograph by the Author.)

Dies war das interessanteste Land, in dem ich bisher gewesen war. Es war vollkommen wild – nicht einmal Anzeichen von Ndorobo-Eingeborenen in der Nähe – und völlig neu, das heißt, kein weißer Mann war jemals in diesen Distrikt vorgedrungen. In dieser Hinsicht befriedigte es meine Sehnsucht nach absolut unberührter Natur. Vor uns ragte der Berg – ein Teil der Mathews-Kette – imposant auf. Er schien wirklich ein großer Berg zu sein, viel höher als ich gedacht hatte, oft wolkenverhangen und offenbar mit „Subugo"-Wald auf dem Gipfel. Auch dieser geheimnisvolle El Gereh-Sumpf, der all diese Ströme aufsaugt, hatte immer ein anziehendes Interesse für mich gehabt. Der Kontrast zwischen dem grünen, feuchten Tal und den trockenen, kargen Hügeln, die es umschließen, ist sehr ausgeprägt und kurios. Welche Ernten an Bananen und Zuckerrohr diese feuchten Schwemmlandebenen hervorbringen könnten, konnte ich nicht umhin zu

denken, wenn es nur Ackerbauer gäbe! Aber das Klima ist anstrengend – übermäßig heiß und sehr malariahaltig – und ich selbst war keineswegs in der robusten Verfassung, die ich während meiner gesamten vorherigen Reise genossen hatte. Ich wünschte mir nur, ich fühlte mich der Arbeit, die zweifellos vor mir lag, besser gewachsen; aber mein Appetit war mäßig, und ich schlief nicht gut, und so litt natürlich meine Kraft.

Ich kam am Morgen danach (31. August) nicht ganz so früh los wie gewöhnlich, da ich nicht vorhatte weit zu gehen, sondern lediglich das Land vor uns ein wenig auskundschaften wollte. Ich nahm einen Ndorobo-Jungen mit mir, während der andere bleiben sollte, um meinen Männern die gestrigen Elefanten zu zeigen, damit sie das Fett herausholen konnten (um es für Lichtzwecke usw. zu verwenden); die verbleibenden zwei Jungen waren bereits aufgebrochen, um die Nachricht von der Fleischernte zu ihren Freunden zu tragen. Wir folgten der Fährte der flüchtenden Herde von gestern den Barasaloi hinauf, der direkt unterhalb unseres Lagerplatzes in den Seya mündet und hier ein trockenes, sandiges Bett ist (und nichts kann verzweifelter ausgedörrt aussehen als ein trockenes Flussbett). Sein Tal war hier schmal, eingeschlossen von steilen, felsigen Hügeln; der Boden der Mulde war offensichtlich mit Schwemmland aufgefüllt worden und bildete eine ebene Fläche zwischen den gegenüberliegenden Felshängen und Klippen, unter der das Wasser, das von der Lorogi-Kette kommt, fließen muss, wenn auch wahrscheinlich in beträchtlicher Tiefe; denn der Strom ist direkt unter jenen Bergen zu stark und verschwindet zu plötzlich, als dass dies allein durch Verdunstung erklärt werden könnte, so gewaltig diese in Afrika auch ist.

Das Tal war gesäumt von Mimosenflecken, die Bäume von beträchtlicher Größe, aber ohne viel Unterholz. Während wir stetig auf der Fährte dahinmarschierten, störten wir gelegentlich eine Giraffe auf, die an den Dornbäumen geäst hatte, oder ein paar Oryx, mit hier und da zwei oder drei Waller-Gazellen. Letztere sehen, wenn sie mit erhobenem Kopf dastehen, seltsamerweise wie Miniaturgiraffen aus, aber sobald sie zu rennen beginnen, hört die Ähnlichkeit sofort auf. Der Kopf wird dann gesenkt und der lange Hals gerade nach vorn gestreckt; dies verleiht dem Tier zusammen mit seinen schlaksigen Beinen und dem schlanken Körper ein sehr kurioses Aussehen, wenn es im schnellen Trab davonstürmt. Es ist ein sehr scheues Tier, das selten einen leichten Schuss bietet. Nach einer Weile setzten wir uns für eine Pause nieder und überlegten, ob es sich lohnen würde, weiterzugehen. Ich glaubte, dass die Herde in Richtung der Lorogi-Berge zog, denn es schien keine Deckung zu geben, die aufgeschreckte Elefanten halten könnte; außerdem bezweifelte ich, dass es in diesem Bachlauf näher als am Fuß der Bergkette Wasser gäbe. Da ich jedoch einige große Hügel vor uns bemerkte, beschloss ich, bis zu deren Fuß zu folgen, wo das Wasser, wenn überhaupt irgendwo, wahrscheinlich an die Oberfläche treten würde. Als wir uns mühsam weiterbewegten, kamen wir an eine Stelle, wo das Tal nach links bog, und bemerkten hier und da Anzeichen von Feuchtigkeit.

Bald darauf betraten wir eine felsige Schlucht, unmittelbar oberhalb derer wir das erste Wasserbecken fanden. Zwei oder drei der Elefanten hatten hier getrunken, aber nicht alle. Auch wir hielten wieder an, um zu trinken und uns erneut auszuruhen. Wir waren nun etwa vier Stunden gewandert, und ich war immer noch im Zweifel, ob ich weitergehen oder zum Lager zurückkehren sollte. Aber mein Ndorobo-Junge war zuversichtlich, dass wir unser Wild einholen würden, wenn wir beharrlich blieben; auch meine Gewehrträger brannten darauf, weiterzugehen, und ich dachte mir, nachdem wir so weit gekommen waren, wäre es schade, nicht so lange dranzubleiben, wie noch Hoffnung bestand, die Herde einzuholen, also setzten wir unseren Weg flussaufwärts fort.

Jenseits dieser engen Schlucht, die von hohen Klippen aus rotem Fels eingeschlossen war, weitete sich das Tal, aber die Berghänge hatten immer noch denselben kahlen, trockenen und steinigen Charakter. Bei der weiteren Erkundung stießen wir auf einen Salzsumpf

voller Dschungel, der, obwohl von Natur aus dicht, von Elefanten malträtiert, niedergedrückt und zertrampelt und von ihren Pfaden durchzogen war. Hier gab es auch reichlich frische Fährten – nicht nur die unserer gestrigen Bekannten, sondern auch von anderen, die, wie es schien, lediglich nach Belieben umhergestreift waren. Je weiter wir vordrangen, desto ermutigender wurden die Aussichten, und ich war froh, dass ich nicht so töricht gewesen war umzukehren. Im sandigen Bett floss nun ein seichter Bach; der ihn säumende Sumpfdschungel war von viel größerer Ausdehnung und dichter als bisher, und dort, wo die (hier viel breiteren) Ebenen trocken waren, waren sie mit Mimosenwald bedeckt. Diese waren, bis auf die großen Bäume, von den Elefanten niedergebrochen und zerstört worden, während die Büsche und Sträucher verkrüppelt und deformiert waren; tatsächlich kann der Zustand des Busches in diesem großen Elefantenrevier nur als „Trümmerhaufen" beschrieben werden.

Wir folgten dem Bach weiter flussaufwärts, und als wir um eine Ecke bogen und eine lange, gerade Strecke in Sicht kam, die auf der einen Seite von Mimosenwald und auf der anderen von dichtem, belaubtem Gestrüpp aus Suaki und anderen Sträuchern gesäumt war, erblickte ich plötzlich weit voraus zwei oder drei Elefanten, die im Flussbett nahe einer Gruppe großer Mimosenbäume standen. Da der Wind flussaufwärts und somit mit uns wehte, bogen wir sofort nach links ab und erklommen die schroffen, steinigen Hügel, um einen weiten Umweg über sie zu machen und so oberhalb der Elefanten herumzugelangen. Sobald wir den ersten Bergrücken erreicht hatten und von dessen Höhe aus über das Tal blicken konnten, bot sich uns ein wunderbarer Anblick.

Unter uns erstreckte sich ein großes Stück Dornwald, ziemlich offen, das einfach vollgestopft war mit Elefanten, die meist in Gruppen hier und da überall darin standen. Dies schienen unglücklicherweise meist Kühe (einige mit Kälbern) oder junge Bullen zu sein, aber die massigen Gestalten von ein oder zwei großen Bullen ließen sich unter ihnen ausmachen. Ich stand da und starrte auf diese prächtige Szene. Ich hatte so etwas noch nie zuvor gesehen, da sich all meine Erfahrungen mit Elefanten auf dichten Wald beschränkt hatten, wo es selten möglich war, mehr als zwei oder drei gleichzeitig zu sehen. Dann begannen sie, sich langsam umherzubewegen, und wir eilten über die rauen, felsigen Hügel weiter, bis wir gegenüber einem Teil des Tales jenseits der Herde ankamen. Es war nun etwa Mittag oder etwas später. Nachdem wir ganz herumgekommen waren, stiegen wir hinab, betraten den Dornwald und rückten vorsichtig dorthin vor, wo wir die Elefanten zuletzt gesehen hatten (natürlich konnten wir sie nun nicht mehr sehen), wobei wir den Wind jetzt im Gesicht hatten. Sie waren jedoch langsam auf uns zu geschlendert, und sobald wir in die Nähe des Baches kamen, sahen wir eine große Herde umherstehen, einige im Bach, andere an den Ufern, bummelnd und rastend. Einen solchen Anblick habe ich noch nie erlebt. Er erinnerte mich an Bilder in alten Büchern über die südafrikanische Jagd. Im Vordergrund befanden sich einige Grant-Gazellen und ein großes Grevy-Zebra; der Busch schien voll von Geierperlhühnern und Frankolinen zu sein; „Paa" (Kirk-Dikdiks) waren überall, und hier und da erblickte man ein oder zwei Waller-Gazellen, die sich davonmachten, während kleine Vögel in Wolken auftraten. All das wimmelnde Leben in dieser Oase war der lebensspendenden Feuchtigkeit des kleinen Baches zu verdanken. Die Mimosenbäume waren an dieser Stelle groß und weit ausladend und beschatteten angenehm den Boden, der hier frei von Unterholz war, und das Gras, obwohl dünn und verstreut, war grün. Als ich innehielt, bewegten sich einige der Elefanten im seichten, sandigen Bach näher auf mich zu, tranken und spielten mit dem Wasser. Ein Paar, eine Kuh und ein großer Bulle, liebkosten sich offensichtlich. Der Bulle zärtelte mit seinem Rüssel an seiner Partnerin, und dann, Seite an Seite stehend, verschlangen sie ihre Rüssel und steckten sich die Spitzen gegenseitig in das Maul; ein unzweifelhafter Elefantenkuss. Das brachte mich etwas aus der Fassung, und ich zögerte so lange, dass mein Gewehrträger bis an meinen Ellbogen kroch, während ich hinter einem Baum kauerte, und flüsterte: „Bwana, pika" (Herr, schlag zu). In der Tat war ich

deshalb gekommen; und seit ich die Küste verlassen hatte (vor drei bis vier Monaten), hatte ich bis jetzt keinen Erfolg gehabt. Ich war etwa fünfzig Yards von denjenigen entfernt, die mir am nächsten standen, und obwohl das Gelände dazwischen völlig offen war, hätte ich mich wohl noch näher heranschleichen können, aber einige der Elefanten bewegten sich nun in den dichten Busch jenseits des Baches, also suchte ich mir einen Bullen mit wunderschön symmetrischen und ziemlich langen, wenn auch nicht massigen Stoßzähnen aus und feuerte mit meinem schweren Gewehr auf ihn, wobei ich knapp hinter das Blatt zielte. Beim Schuss stürmte er davon, wobei er eine Menge Wasser aus seinem Maul schleuderte, und ich gab ihm den zweiten Lauf, bevor er die Deckung erreichte, beide, wie ich meinte, an der richtigen Stelle. Dann griff ich zum Magazingewehr und gab einem anderen Elefanten einen Schuss ab, gerade als er in den Busch eindrang. Zu diesem Zeitpunkt waren bis auf eine Kuh alle im gegenüberliegenden Dschungel verschwunden; sie stand in einiger Entfernung am fernen Ufer, offenbar unschlüssig, was sie tun sollte. Obwohl es eine größere Distanz war, als ich jemals zuvor auf einen Elefanten geschossen hatte, gab ich ihr eine Kugel (Lee-Metford) etwa auf das Schultergelenk; sie schwankte, und eine zweite streckte sie nieder.

Ich werde nicht versuchen, einen detaillierten Bericht über alle Vorfälle dieser aufregenden Nachmittagsarbeit zu geben. Ich konnte mich nicht einmal am nächsten Tag, als ich den Eintrag für diesen großen Tag in mein Tagebuch schrieb, an jede Einzelheit erinnern; außerdem glaube ich nicht, dass es der Mühe wert wäre, jede einzelne niederzuschreiben, selbst wenn ich es könnte. Ich hatte jedoch ein Abenteuer, das ich beschreiben muss und das man nur als übernatürlich bezeichnen kann; ob es nun als das eingestuft werden kann, was man ein „knappes Entkommen“ nennt (etwas, das ich nicht gerne pflege), weiß ich nicht. Wir eilten von da an (etwa 13 Uhr) bis Sonnenuntergang umher, folgten immer wieder Gruppen der riesigen Herde von einem Teil des Busches zum anderen, meist im dichten Gestrüpp, wo der Boden nass und oft schlammig war und man nur vorwärtskam, wenn man dem Netzwerk von Pfaden folgte. Die Elefanten, in kleine Gruppen aufgeteilt, blieben in Bewegung, standen manchmal ein wenig still und stürmten dann wieder davon, verließen aber nicht alle die Gegend, sodass wir uns nie sehr weit von dem Punkt entfernen mussten, an dem ich den Angriff begonnen hatte. Die meisten Schüsse wurden auf flüchtiges Wild abgegeben, und ich verfeuerte viel mehr Patronen als nötig – obwohl ich bezweifle, dass Elefanten verwundet davonkamen, da ich meine Munition meist an diejenigen verschwendete, die bereits getroffen waren. Ich gestehe, dass ich an jenem Tag (entgegen meiner sonstigen Praxis) zu aufgeregt war und zweifellos mehr Elefanten getötet und weniger Patronen verbraucht hätte, wenn ich kühler geblieben wäre.

Nun, inmitten dieser sehr heißen Arbeit – das Krachen der Elefanten, die in Panik durch das Dickicht brachen und mal aus der einen, mal aus der anderen Richtung zu hören waren – hatte ich gerade einen Schuss (einen guten, wie ich glaubte) auf einen abgegeben, der in vollem Tempo an mir vorbeizog, als ich rannte, um ihn auf einem Pfad abzufangen, als Squareface mich auf das Geräusch aufmerksam machte, das ein anderer Teil der Herde verursachte, der sich auf unserer anderen Seite durch den dichten Dschungel drängte. Nun bin ich auf dem rechten Ohr taub und deshalb nicht in der Lage zu sagen, aus welcher Richtung ein Geräusch kommt; folglich muss ich mich diesbezüglich hauptsächlich auf meine Begleiter verlassen. Ich rannte auf den angegebenen Punkt zu, so schnell es die zickzackförmigen, versperrten Durchgänge erlaubten, wobei ich mich manchmal unter herabhängenden Ästen bückte und ein andermal über abgebrochene Zweige sprang. Ich war gerade auf einen offeneren, schmalen Pfad gelangt, der rechtwinklig zu dem Weg verlief, aus dem ich gekommen war, als einige der Elefanten direkt dahinter durch den Busch brachen, in einer Richtung parallel zu dem Pfad, den ich gerade betreten hatte. Ich konnte sehen, wie die Büsche schwankten und hier und da ein Stück eines Elefanten, während sie nur wenige Yards entfernt hindurchkrachten. Ich stand

auf dem Pfad, quer zu ihm gewandt, aber ein wenig nach links, in jene Richtung, in die die Elefanten liefen, die ich beobachtete; und ich hatte gerade einen Schnellschuss auf einen abgegeben, bei dem sich eine Chance bot, als unmittelbar neben mir ein ohrenbetäubendes, schrilles Trompeten ertönte. Es klang sehr wütend, und ich vermutete, dass es von dem Tier stammte, das ich gerade verwundet hatte, und stand da, immer noch in dieselbe Richtung starrend und versuchend, im Staub und zwischen den sich biegenden Büschen ein Ziel für meinen zweiten Lauf auszumachen, als ich einen Schlag auf meinen Rücken spürte, genau unter meiner rechten Schulter. Als ich den Kopf drehte, fand ich mich von Angesicht zu Angesicht mit einem Elefanten wieder, dessen schwarzer Kopf und schimmernde Stoßzähne sich direkt über mir befanden. Er muss den Pfad entlanggelaufen sein, auf dem ich stand; er trompete, als er mich in seinem Weg sah, und gab mir anscheinend einen Klaps mit seinem Rüssel, um herauszufinden, was ich war, bevor er Kleinholz oder Brei aus mir machte. Aber als ich den Kopf drehte und ihm ins Gesicht sah, schien er plötzlich verunsichert zu sein; denn als ich mein Gewehr hochriss (und mich im selben Moment zurückwarf), drehte er ab, brach durch den Busch und jagte hinter den anderen her. Ich war überhaupt nicht verletzt, und deshalb schließe ich daraus, dass er mir den Klaps mit seinem Rüssel und nicht mit seinem Stoßzahn gegeben hat.

Wir waren nicht in der Lage gewesen, jedem Elefanten, den ich getroffen hatte, sofort zu folgen. Ich war in eine brenzlige Lage geraten und musste das Beste daraus machen, solange sie anhielt. Aber einige hatten wir fallen sehen, und auf andere stießen wir tot, während wir der Herde folgten.

Spät am Nachmittag erlegte ich drei große Bullen sauber; zwei davon lagen zusammen mit einem kleineren fast übereinander im Schlamm, wo wir kaum an sie herankamen, ohne zu versinken; während der dritte, der gerade den Bach überquert hatte, beim zweiten Schuss fiel, genau als er das ferne Ufer erreichte. Bei Sonnenuntergang hatten wir zwölf tot liegen sehen; aber ich hatte all meine Patronen verbraucht. Wir hatten jedoch den ersten Bullen nicht gefunden, auf den ich geschossen hatte, obwohl ich sicher war, dass er irgendwo in der Nähe tot sein musste. Ich wollte diesen Bullen finden, da er sehr schöne Stoßzähne hatte, und wir schwärmten aus, um den Teil des Dschungels in der Nähe der Stelle zu durchsuchen, wo ich ihn geschossen hatte. Dabei stieß ich auf zwei oder drei Elefanten, die an einer dichten Stelle standen, und musste mich zurückziehen und einen Umweg machen, wobei ich sie so stehen ließ, da ich keine einzige Patrone mehr für eines der Gewehre hatte.

Da es nun dämmerte, machten wir uns auf den langen Rückweg zum Lager, ohne meinen ersten Bullen gefunden zu haben. Ich fand nicht, dass ich es so gut gemacht hatte, wie ich eigentlich hätte sollen (selbst wenn man die ein oder zwei Elefanten einrechnet, die wir nicht gefunden hatten), in Anbetracht der Menge an verbrauchter Munition und der wunderbaren Chance, die ich bei dieser großen Herde in (für Zentralafrika) vergleichsweise einfachem Gelände gehabt hatte. Aber ich entschuldigte mich bis zu einem gewissen Grad damit, dass ich gesundheitlich angeschlagen war, das Fieber in mir hatte und überanstrengert war, da ich nun nie mehr eine erquickende Nacht hatte noch einen gesunden Appetit; und wäre es nicht so gewesen, dass wir den Bach ständig kreuzten und so häufig Wasser bekommen konnten, glaube ich, dass die große Anstrengung in der glühenden Hitze mir mehr zugesetzt hätte, als sie es tat; so wie es war, hatte ich es nicht viel gespürt, wobei die Aufregung zweifellos dazu beitrug, mich aufrechtzuerhalten. Überdies behinderte mich die Schwierigkeit, meine Doppel-10-Kaliber-Büchse nach jedem Schuss zu öffnen und die leeren Patronenhülsen herauszuziehen, ungemein; und man kann sich den Ärger und sogar die Gefahr vorstellen, die es mit sich bringt, wenn das Gewehr in einer brenzligen Lage klemmt, während überall ringsum Elefanten aufspringen.

Wir hatten einen guten fünfstündigen harten Marsch vor uns. Glücklicherweise war Vollmond. Ich marschierte mechanisch in schnellem Tempo dahin, obwohl ich mich ziemlich erschöpft fühlte; aber ich wusste, dass es besser war, nicht zu rasten. Wir hörten Elefanten in einem Buschstück, an dem wir auf unserem Weg vorbeikamen. Als wir in die Nähe des Lagers kamen, unterlief unserem Ndorobo ein Fehler bei der Wegwahl. Genau im Scheitelpunkt, wo die beiden Täler zusammentreffen, liegt ein kleiner Koppie, der durch einen niedrigen Sattel mit den restlichen Hügeln verbunden ist. Am Morgen hatten wir diese Ecke abgekürzt, aber in der Dunkelheit verpassten wir die Abzweigung, gingen ganz um den Fuß des Koppies herum und überquerten dann den Sattel auf demselben Weg, den wir am Morgen gekommen waren, wodurch wir wieder in das Seitental gelangten, das wir bereits passiert hatten. Auf der Höhe stießen wir auf einen einzelnen umherstreifenden Elefanten, völlig im Freien. Er stellte die Ohren auf und hielt im Laufschritt direkt auf uns zu, was im Mondlicht sehr unheimlich aussah. Zweifellos hatte er unsere Witterung aufgenommen und rannte in Wirklichkeit weg; aber er kam genau dorthin, wo wir waren, und es war keine angenehme Vorstellung, von einem Elefanten überrannt zu werden, selbst wenn es aus Versehen geschah; da ich keine einzige Patrone mehr übrig hatte, fühlte ich mich gezwungen, als meine Männer die Flucht ergriffen, ihrem Beispiel zu folgen, und gab Fersengeld, so gut ich konnte. Diese Missgeschicke kosteten uns vielleicht anderthalbe Stunden und trugen viel zu meiner Erschöpfung bei; tatsächlich waren sie der letzte Tropfen, der meine Ausdauer zum Überlaufen brachte; so dass ich mich, als wir schließlich um 1 Uhr morgens das Lager erreichten, todmüde fühlte. Aber es war aufmunternd, ein gutes Lagerfeuer brennen zu sehen und den Eisenkübel mit Wasser für mein Bad immer noch kochen zu finden, während mein Junge und der Koch besorgt nach uns Ausschau hielten. Ich drückte mich selbst dann nicht vor dem, was ich nach einer Jagd immer als meine erste Pflicht betrachtete, nämlich meine Gewehre zu reinigen. Dann nahm ich ein Bad im Fluss, wusch mich mit heißem Wasser ab, nahm noch ein Bad und trank dann etwas Suppe – essen konnte ich nichts – und legte mich gegen 3 Uhr morgens schlafen. Aber ich war über den Punkt hinaus, an dem man den Schlaf der Gerechten findet. Wir waren über achtzehn Stunden lang hart am Werk gewesen, wobei wir viel gerannt waren.

KAPITEL IX

AUSFLÜGE VON EL BOGOI (Fortsetzung)

Eine wohlverdiente Ruhe – Eine Ndorobo-Ernte – Scharfsinn der Eingeborenen – Ein kühler Rückzugsort – Ein großes Nashorn – Vierzehn Elefanten bei einer Tagesjagd – Besonderer Charakter der Stoßzähne – Trek mit Elfenbein nach El Bogoi – Ähnlichkeit mit Robinson Crusoe – Erfahrung als Eseltreiber – Ein unerwarteter Glücksfall – Überladen mit Elfenbein – Gazellenpirsch – Ein fiktiver Bericht – Ein schönes Paar Stoßzähne – Eine malerische Gruppe – Empfang in El Bogoi.

Da wir erst etwa zwei Stunden im Bett gewesen waren, als der Tag anbrach, und alle sehr müde waren, beschloss ich, dass wir an diesem Tag lieber ruhen sollten; tatsächlich waren wir der langen Reise zum Schauplatz unserer gestrigen Heldentaten so bald noch nicht wieder gewachsen. Ich selbst fühlte mich wirklich krank; da ich schon seit einigen Tagen Fieber hatte, fühlte ich mich nun völlig erschöpft und am ganzen Körper zerschlagen. Es ist hart, wenn man nichts herunterbekommt, was das Essen betrifft, wenn man etwas unpässlich ist; aber die Swahili-Küche ist kaum dazu angetan, einen Kranken zu locken. Außerdem fehlte es dem guten alten Feruzi, der immer sein Bestes tat, an Zutaten, da ich in keiner Weise mit irgendwelchen „medizinischen Annehmlichkeiten“ ausgestattet war.

An jenem Abend tauchten eine Menge meiner Ndorobo-Freunde aus der Nähe von El Bogoi auf, also vereinbarte ich mit Squareface, dass er am nächsten Tag mit ihnen gehen sollte, um ihnen unsere Elefanten zu zeigen und zu sehen, ob noch weitere tote Tiere gefunden werden konnten. Dementsprechend brach er am Morgen früh mit ihnen auf. Ich war in der Tat sehr unwohl und gezwungen, im Lager zu bleiben. Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang hinunter zum Zusammenfluss des Barasaloi mit unserem Fluss und saß auf einem Hügel, der das Tal dahinter überblickte, wo es nach Osten abbiegt. Kurz bevor ich zurückkehrte, hörte ich weit flussabwärts Elefanten trompeten, wo es ausgedehntes Buschwerk gab; aber es war bereits Sonnenuntergang und zu spät, um hinter ihnen herzugehen. Elefanten sind oft laut; und die Ndorobo-Jäger sagen, dass sie nicht lange ruhig sein können. Die Geräusche, die sie machen, sind eine große Hilfe, um sich ihnen in dichter Deckung zu nähern, und werden von diesen Leuten bei der Suche nach ihnen ausgenutzt, um zu vermeiden, dass man der Fährte folgt, wenn der Wind ungünstig steht. Ein Ndorobo wird, wenn er in der Nähe des Wildes ist, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen, bis er das Geräusch eines Schnaubens auffängt – wenn das Tier durch seinen Rüssel bläst –, ein leises Grollen seiner Eingeweide oder einen knackenden Ast – Geräusche, die für jeden anderen vielleicht unhörbar sind –, und mit ausdrucksvoller Gebärde und jedem lautlosen Anzeichen unterdrückter Erregung und nervöser Anspannung in die Richtung deuten; dabei legt er mit untrüglicher Entschiedenheit genau die Stelle im Dschungel fest, von der das Geräusch ausgeht. Aber die lauten Schreie, die oft ausgestoßen werden und die man weithin hören kann, sind die Stimmen der Weibchen und Jungen (wahrscheinlich öfter von den Kälbern); die alten Bullen, die sich abseits halten, sind schweigsamer und geben solche undignifizierten Laute nicht spontan von sich. Letztere sind aus diesem Grund manchmal schwieriger zu orten.

Zahlreiche Ndorobo-Frauen und Kinder kamen im Laufe des Tages vorbei und folgten den Männern von gestern zur Elefantenfleisch-Ernte. Eine arme alte blinde Frau wurde an einem Stock geführt, den die Person vor ihr hielt. Es war bewundernswert, wie sie über dieses raue, steinige Land gehen konnte. Squareface kehrte am Abend zurück und hatte nur einen weiteren toten Elefanten gefunden, der sich als der große Bulle herausstellte, auf den ich zuerst geschossen hatte und von dem ich so zuversichtlich gewesen war, dass

er gefunden werden würde. Wir hatten nun dreizehn Elefanten zu verzeichnen, meist Bullen, die während der heutigen Jagd den Barasaloi hinauf erlegt worden waren.

Ich fühlte mich am nächsten Morgen so krank, dass ich Juma und einen weiteren Mann zu meinem Lager in El Bogoi schickte, um meine Hausapotheke zu holen (mit diesem Titel adelte ich eine Zigarrenkiste, die die wenigen einfachen Medikamente enthielt, die ich auf meinen Expeditionen bei mir führte), da ich kein Chinin mehr bei mir hatte. Dessenungeachtet ging ich jedoch hinaus, um flussabwärts nach Elefanten zu suchen. Wir fanden Fährten von der Nacht zuvor am Zusammenfluss der Täler, und da wir weiter unten keine weiteren sahen, kehrten wir um und folgten ihnen den Barasaloi hinauf. Es war nur eine kleine Gruppe (wahrscheinlich ein Teil der großen Herde), bestehend aus kleinen Kühen und Kälbern, und sie schienen auf der Durchreise zu sein; also folgte ich nicht sehr weit – in der Tat war ich einem langen Marsch völlig ungewachsen – sondern kehrte gegen Mittag ins Lager zurück.

Die Hitze in diesem engen Tal war nun überaus drückend und anstrengend für jemanden, der schwach und gesundheitlich angeschlagen war; zudem kam ich gegen die grobe Kost aus Elefantenfleisch und geschmacklosem Brei nicht an, so dass ich nicht in der Lage war, den Anfall so schnell abzuschütteln, wie ich es normalerweise bei einem Schub des vertrauten Fiebers tat. Auch Juma war länger weg, als ich erwartet hatte; aber es ging mir auch ohne die Medizin so weit besser, und ich war es so leid, zwei oder drei Tage im Lager herumzuhängen, dass ich beschloss, das Tal weiter hinunterzuziehen, ob er nun kam oder nicht. Glücklicherweise tauchte er am Abend vor dem Tag auf, an dem ich den Aufbruch geplant hatte, so dass ich mein Zelt mitnehmen konnte, das wir sonst nicht hätten tragen können. Er erklärte, die Ursache seiner Verspätung sei gewesen, dass in der Nacht, in der er El Bogoi erreichte, ein Nashorn den Esel-Kraal angegriffen hatte und er gewartet habe, um beim Suchen und Einsammeln der versprengten Tiere zu helfen. Während seiner Abwesenheit hatten wir die Zähne der fünf Elefanten herausgeholt, die ich am ersten Tag in der Nähe meines Lagers erlegt hatte, und sie vergraben.

Dann zogen wir das Haupttal weiter hinunter. Wir wanderten den Vormittag über weiter und folgten so gut wie möglich dem Fluss, aber unser Fortkommen war nur langsam. Die Hügel rückten enger zusammen und wurden schroffer, je weiter wir vordrangen; tatsächlich war das Tal nun praktisch eine Schlucht in der Mathews-Kette, und die Gipfel der Berge ragten bis zu einer Höhe von vermutlich 3000 Fuß über dem Fluss empor. Aber der Talboden war immer noch flach und von einiger Breite und war größtenteils mit dichtem, niedrigem Gestrüpp bedeckt, wie es für salzigen, sumpfigen Boden typisch ist. Es besteht aus einem sehr grünen, kleinblättrigen Strauch, der die dichtesten Dickichte bildet, die für alles außer einen Elefanten völlig undurchdringlich sind, da seine Zweige, obwohl dornenlos, miteinander verflochten und verfilzt sind und eine kompakte, grüne, mauerartige Barriere bilden. Selbst die Elefantenpfade sind nur mit Schwierigkeiten passierbar; denn sie sind oft bloße Tunnel, und überall ragen steife, federnde Zweige quer herüber und behindern den Boden, lassen einen stolpern und machen die Fortbewegung höchst mühsam und unangenehm. Elefanten scheinen nicht von dieser Art Busch zu fressen und nutzen diese Dschungel nur als Rückzugsort, wenn sie aufgeschreckt werden. Wir fanden keine frische Fährte, nicht einmal viel alte; auch gab es keinen Busch jener Art, die Elefanten unter normalen Umständen beherbergen könnte. In der Tat schien die Gegend so wenig vielversprechend, dass ich gegen Mittag, da ich mich selbst von diesem kurzen Marsch erschöpft fühlte, beschloss zu lagern und Squareface vorauszuschicken, um das Land auszukundschaften, bevor ich selbst weiterging; denn es schien zwecklos weiterzuziehen, ohne Aussicht, Elefanten zu finden, während wir sie vielleicht hinter uns ließen. Ich war gesundheitlich so angeschlagen, dass ich überhaupt nicht treffen konnte und am Vormittag zwei Waller-Gazellen verfehlt hatte. Ein paar davon waren das einzige

Wild, das wir gesehen hatten, abgesehen von „Paa“ (Kirk-Dikdiks), die reichlich vorhanden waren.

Da die Hitze übermäßig war, war ich bestrebt, einen schattigen Platz zum Zelten zu finden; und als ich ein dichtes Büschel von Bäumen und Sträuchern nahe oberhalb des Flussufers bemerkte, kroch ich mit meinem Ndorobo-Führer hinein, um es im Hinblick auf ein Lager im Inneren zu untersuchen. Während wir dastanden und diesen schönen kühlen Rückzugsort musterten, erblickte mein Begleiter ein Nashorn, das ganz in der Nähe schlief – es hatte denselben angenehmen Schatten zum Ausruhen gewählt, der uns angezogen hatte. Da das Fleisch für uns äußerst nützlich sein würde und es uns ermöglichte, unseren kleinen Vorrat an Mehl zu schonen, und da das Tier uns sozusagen so gelegen in die Hände gefallen war, genau an der Stelle, an der wir unser Lager aufzuschlagen gedachten, schoss ich es sofort, wobei ich ihm zwei massive Kugeln aus meiner Metford .450, die ich bei mir trug, in den Kopf jagte. Und da es immer noch umherzappelte und ich entschlossen war, es nicht von der Stelle weichen zu lassen, wenn es irgend zu verhindern war, gab ich ihm mit ein paar Schüssen in die Lunge den Rest. Es war ein sehr großer alter Bulle in schlechtem Zustand. Seine Maße waren: Gesamtlänge über den Rücken von der Spitze der Oberlippe bis zur Schwanzwurzel 11 Fuß; Gesamtlänge in gerader Linie auf der gegenüberliegenden Seite 10 Fuß; Gesamtlänge über den Rücken von der Spitze der Oberlippe bis zum Ende des Schwanzes 13 Fuß 4 Zoll; senkrechte Höhe in gerader Linie an der Schulter 5 Fuß 3 Zoll. Diese Maße wurden sorgfältig unmittelbar nach dem Schuss genommen und sofort genau in mein Notizbuch eingetragen. Ich schickte Squareface und den Ndorobo sofort los, um das Land voraus zu erkunden, während wir in dem Wäldchen ein gemütliches Lager errichteten (wo es nur wenig Unterholz gab, das weggehauen werden musste, um Platz für mein Zelt zu schaffen), nur wenige Schritte vom Kadaver entfernt, so dass die Männer das Fleisch bequem zerlegen konnten.

Bei seiner Rückkehr am Abend berichtete Squareface, dass sie, obwohl sie weit das Tal hinuntergegangen waren, keinerlei Fährten oder Anzeichen von Elefanten gefunden hatten, nicht einmal passendes Buschwerk. Da ich also keine Aussicht sah, durch ein weiteres Vordringen in dieser Richtung etwas zu erreichen, kehrte ich am nächsten Morgen (8. September) zu dem Lager zurück, von dem ich am Vortag aufgebrochen war. Ich hatte gehofft, das Ende des Seya-Flusses zu erreichen: aber es kann kein Zweifel bestehen, dass sein Wasser nicht über die Mathews-Berge hinausreicht; denn nicht nur versicherten mir alle Eingeborenen, die ich befragte, dass es weiter kein Wasser gäbe, sondern auch Swahili-Händler, die auf einer Route östlich jener Berge gereist waren, erzählten mir, dass sie dort keinen solchen Fluss überquert hätten. Dies ist in Afrika nicht überraschend, wo die Verdunstung so gewaltig und der Boden so porös ist, während die Regenfälle sehr launisch sind, denn auf meiner Rückreise fand ich den Seya ohne fließendes Wasser in seinem Bett vor, selbst viel näher an den Lorogi-Bergen, in denen seine Quellen liegen.

Nachdem ich zu meinem Elfenbeinlager zurückgekehrt war, suchte ich vergeblich nach einem Elefanten, der sich als eingebildet herausstellte und von dem einer meiner Männer sagte, er sei auf der anderen Seite des Baches aufwärtsgezogen, während er Wasser holte. Glücklicherweise wurde ich zu dieser Zeit wieder ganz kräftig, und so schadete mir die zusätzliche Anstrengung in jenem höchst erschöpfenden Dickicht nicht. Ich war sicher, dass ich, wäre ich in den Tagen nach meinem großen Angriff auf die große Herde nicht so unwohl gewesen, noch ein paar weitere Tiere hätte erlegen können, denn einige Nachzügler halten sich oft noch ein paar Tage in einer Nachbarschaft auf, nachdem sich der Haupttrupp zurückgezogen hat. Mittlerweile befürchtete ich jedoch, dass sie alle aus dem Distrikt abgezogen sein mussten. Ich hatte große Hoffnungen gehegt, weiter unten

im Flusstal mehr zu finden, aber wie so oft in solchen Fällen erwiesen sich meine Visionen von wimmelnden Jagdgründen in jener Richtung als trügerisch.

Am nächsten Morgen schickte ich zwei Männer fort, um zwei weitere Esel aus El Bogoi zu holen, damit wir bei unserer Rückkehr dorthin all das Elfenbein mitnehmen konnten. Ich entsandte auch Squareface mit den restlichen Trägern zum Barasaloi, um so viel wie möglich von dem Elfenbein der Elefanten zu bringen, die ich dort geschossen hatte, da zu diesem Zeitpunkt die Stoßzähne aufgrund der Verwesung ohne jedes Hacken herausrutschen würden. Unterdessen schickte ich zwei Ndorobos aus, um im Tal eines kleinen Nebenflusses, der aus den Bergen kam, nach Fährten zu suchen, während ich nur Smiler behielt, um mit mir herumzuschlendern, und mich damit amüsierte, ein paar Tauben und ein oder zwei Perlhühner für den Topf mit meinem Rook-Gewehr zu schießen. Es gab Mengen von beiden (letztere sowohl von der Geier- als auch von der gewöhnlichen Art), die sich in den Mimosenhainen nahe dem Fluss aufhielten. Die Ndorobos fanden keine Anzeichen von Elefanten, sammelten aber ein Paar winziger Stoßzähne eines Kalbes auf, das vor langer Zeit gestorben war, und brachten sie mir als Gabe. Squareface und seine Männer kamen spät in der Nacht mit den Stoßzähnen von sieben der besten Elefanten zurück, die ich am 31. August getötet hatte.

Das Elfenbein erwies sich als besser, als ich erwartet hatte. Drei der Bullen hatten Stoßzähne von etwa 50 Pfund pro Stück, was etwa die Grenze der Zähne eines ausgewachsenen „Herdenbullen“ ist. Den Rest hatten sie extrahiert und zusammengestellt, bereit, abgeholt zu werden. Die Ndorobos, die dort oben waren und das Fleisch jener Elefanten aßen und konservierten, hatten einen weiteren gefunden, was insgesamt vierzehn Elefanten als Gesamtergebnis für jenen Tag ergab. Derjenige, den Squareface gefunden hatte, als er am übernächsten Tag nach unserer Jagd zurückging, war eindeutig der erste Bulle, auf den ich geschossen hatte, da ich die Zähne zweifellos an ihrer Form und ihrem allgemeinen Aussehen erkannte. Es liegt viel Charakter und Individualität in Stoßzähnen; und ich stelle immer wieder fest, dass ich sagen kann, welchem Elefanten von mehreren, die ich geschossen habe, ein Paar gehörte, das später geborgen wird. Später fotografierte ich mit meiner Handkamera die Elfenbein-Ausbeute meines Barasaloi-Tages, aufgestapelt vor meinem Zelt.

Da Squareface berichtete, er habe die Fährte einiger Elefanten gesehen, die das Barasaloi-Tal herunterkamen, ging ich am nächsten Tag mit ihm, um nach ihnen zu suchen, während die anderen Männer erneut losgingen, um das kleinere Elfenbein hereinzuholen, das am Vortag zurückgelassen worden war. Doch die Fährte erwies sich als zwei Tage alt und sie kehrte das Tal wieder hinauf: Er hatte offenbar in der Dunkelheit etwas davon für frisch gehalten, so dass unsere Suche fruchtlos blieb. Glücklicherweise hatte ich mich nun gesundheitlich erholt und begann wieder meine alte Spannkraft zu spüren; und es war ein großer Segen, sich wohl und stark zu fühlen und sein Essen wieder genießen zu können. Ich hatte schon zu befürchten begonnen, dass schlechte Gesundheit meine Reise verderben würde, und war daher umso erfreuter festzustellen, dass ich zu meiner alten Form zurückfand. Mein Koch, der gute alte Feruzi, hatte mich erheblich getröstet, indem er mir eine Art dünnen Schleim anstelle des ewigen Tees braute, dessen man so besonders überdrüssig wird, wenn man an Fieber leidet, und den ständig zu trinken meiner Meinung nach keineswegs gesund ist.

Ich wurde nun ungeduldig aufzubrechen, daher war ich sehr froh, als am folgenden Abend die Männer, die ich nach El Bogoi geschickt hatte, mit zwei weiteren Eseln und meiner Federwaage auftauchten. Außer wenn ich wirklich Ruhe brauche, liegt mir das Herumhängen im Lager überhaupt nicht, besonders an einem so warmen Ort wie diesem; denn so paradox es klingen mag, übermäßige Hitze ist viel anstrengender, wenn man nichts tut, als während des Marschierens oder Jagens. Also machte ich mich sofort daran,

die Lasten zu packen, was ich nicht zufriedenstellend tun konnte, bis das Eintreffen der Waage es ermöglichte, sie gleichmäßig abzuwägen; und am Morgen brachen wir mit all unserem Elfenbein auf, was genau so viel war, wie wir tragen konnten, um zurück in Richtung El Bogoi zu ziehen. Die Gruppe von Ndorobos, die ebenfalls hier gewesen war, war nun bereit, in ihren eigenen Distrikt nahe dem Lorogi zurückzukehren, und zog zur gleichen Zeit mit uns, alle beladen mit so viel getrocknetem Fleisch, wie sie unter der Last nur wanken konnten. Mein Plan war, einige von ihnen mitzunehmen, um in den Lorogi-Bergen zu jagen (nachdem ich mein Elfenbein in meinem Hauptlager deponiert hatte), wo ich hoffte, eine Herde alter Bullen zu finden.

Es dauerte einige Zeit, die Eselslasten festzubinden, so dass es etwa neun Uhr war, am 12. September, bevor wir schließlich loskamen. Zwei Esel trugen jeder zwei 80-Pfund-Lasten des kleineren Elfenbeins, einer mein Zelt auf der einen Seite und Bettzeug usw. auf der anderen, und der vierte unser Mehl, Patronen usw., während alle Männer mit den größeren Stoßzähnen beladen waren. Ich befürchtete, dass die Elfenbeinlasten auf den Eseln sehr beschwerlich sein würden, da keine Zeit gewesen war, sie ordentlich festzuzurren, wie es sein sollte, mit Haut – nass angelegt und festgetrocknet –, aber zu meiner angenehmen Überraschung reisten sie hervorragend. Da alle Hände schwer beladen waren, musste ich selbst beim Treiben der Esel helfen, während Squareface, der einen großen Stoßzahn trug, vor ihnen herging. Esel brauchen immer einen Mann vor sich, dem sie folgen. Ich fühlte mich ganz wie Robinson Crusoe, da ich zwei Gewehre tragen musste – meine .450er über die Schulter gehängt und das Rook-Gewehr in einer Hand, während ich in der anderen eine Gerte hielt, um die Esel zu treiben; und um die Ähnlichkeit vollkommen zu machen, trug ich das, was ich Crusoe-Sandalen nenne, über meinen Stiefeln. Dies sind eigene Erfindungen von mir und höchst nützlich, um die Stiefel im Landesinneren zu schonen. Sie sind aus Wildleder gefertigt (Elenantilope oder Kudu ist am besten), und wenn sie richtig gemacht sind, sind sie keineswegs unbequem, während sie ein Paar Stiefel gut doppelt oder dreimal so lange halten lassen, wie sie es ohne ihren Schutz täten. Beim Treiben von Eseln kommt es vor allem darauf an, viel Lärm zu machen. Es ist schlimmer als nutzlos, sie zu schlagen, und sollte niemals erlaubt werden. In dieser Hinsicht sind sie ganz anders als Ochsen. Der Zweck der Gerte ist es, auf die Last oder den Sattel zu schlagen, um den Esel zu erschrecken, aber niemals das Tier selbst. Ich habe in früheren Jahren meinen eigenen Wagen Hunderte von Meilen getrieben und weiß eine Menge über Trekochsen und ihre Art. Wie ein alter Bure einmal zu mir sagte, als ich ein Neuling beim Reisen mit dem Wagen war: „Man muss ihnen ordentlich Streiche geben"; aber mit dem geduldigen Esel ist es anders. Erst seit ich in Zentralafrika auf Elefantenjagd bin, habe ich seine Eigenheiten kennengelernt, und das Ergebnis meiner Erfahrungen als Eseltreiber ist, dass man ihn niemals schlagen sollte.

Da der Ort, an dem wir den Fluss verlassen mussten, zu weit war, um ihn an einem Tag zu erreichen – und es ist der größte Fehler, einen zu langen Marsch mit schweren Lasten zu versuchen –, wollte ich nur etwa die Hälfte der Strecke zurücklegen; und so begann ich gegen Mittag, nach einem geeigneten Platz zum Zelten Ausschau zu halten. Der Fluss floss hier durch einen breiten Waldstreifen und konnte von außen nicht gesehen werden; also hielt ich meine kleine Karawane an und betrat den Busch, um zu sehen, wie weit das Wasser entfernt wäre, wenn wir dort anhielten, wo wir waren. Der Fluss erwies sich als weiter entfernt, als ich dachte, aber ich fand bald etwas, das mich viel mehr interessierte, nämlich ganz frischen Elefantenmist. Auch der Busch war ausgedehnt und sah höchst vielversprechend aus, so dass ich mit Hoffnung auf eine weitere erfolgreiche Jagd erfüllt war. Ich ging sofort zurück, zog noch ein Stück weiter und schlug dann, als ich einen geeigneten Platz auf einer kleinen Anhebung im Offenen fand, mit ein oder zwei Bäumen als Schatten und dem Fluss ganz in der Nähe, das Lager auf. Es war zu diesem Zeitpunkt bereits voll ein Uhr, und da ich nach dem Rechten sehen musste usw. und glaubte, dass bei gebührender Vorsicht keine Gefahr bestünde, die Elefanten dort, wo wir waren, zu stören,

beschloss ich, sie bis zum nächsten Morgen in Ruhe zu lassen, um den ganzen Tag für die Jagd vor mir zu haben.

Die Ndorobo-Gruppe hatte glücklicherweise weiter zurück an einem Felsbecken abseits des Flusses gelagert. Am Nachmittag ging ich hinaus in das offene Land in Richtung der Hügel und schoss eine Grant-Gazelle für Fleisch. Wie ich bereits sagte, war das Land außerhalb des Waldes, des dichten Dschungels und des üppigen Sumpfwuchses, die in unterschiedlichen Anteilen den flachen Schwemmboden des Tals unmittelbar am Fluss kleideten, vollkommen offen, und der Übergang vom einen zum anderen war ganz plötzlich. In diesem Teil gab es steinige Hänge und vergleichsweise ebene Rücken zwischen den Ebenen und den steilen Hügeln, die das Tal einschlossen. Da der Boden so offen und nur mit kurzem, trockenem Gras bedeckt war, war es nicht einfach, in Schussweite an das Wild heranzukommen; so dass ich nur durch vorsichtiges Pirschen nach einem langen Umweg – wobei ich natürlich die Windrichtung nicht vergaß – und durch das Heranschleichen in einer schmalen Rinne in der Lage war, meinen Bock zu erlegen. Aber genau das ist es, was das Interesse an einer solchen Jagd ausmacht. Nachdem ich einen Punkt gegenüber der Stelle erreicht hatte, an der ich die kleine Gazellenherde beim Äsen bemerkt hatte, kroch ich vorsichtig auf den steinigen Rücken hinaus und konnte meinen Schuss aus bequemer Entfernung abgeben, bevor sie Alarm schlugen, und mein Opfer erfolgreich niederstrecken. Ich kehrte sehr zufrieden in mein Zelt zurück und hoffnungsvoll für den nächsten Tag. Es war ein außerordentlicher Glücksfall, dass ich hier auf Anzeichen von Elefanten gestoßen war; und da ich nun wieder die Segnungen der Gesundheit genoss und mich ganz stark und meiner Aufgabe gewachsen fühlte, war ich in bester Stimmung.

Sobald es am nächsten Morgen hell war, brach ich zur Jagd auf, wie üblich in Begleitung meiner drei Getreuen Squareface, Juma und Smiler. Wir streiften ein Stück am Rand des Busches entlang, bevor wir in den weiten Teil eintraten, in dem ich gestern die Spuren gefunden hatte, und umgingen den Rand einer schleimig aussehenden, übelriechenden Salzlagerstätte, aus der in der stillen Luft des frühen Morgens ein leichter, dampfartig wirkender Dunst aufstieg (der stark an Malaria erinnerte) und die uns während der Nacht ihren Beitrag an Moskitos geschickt hatte. Kleine Wasserhühner schwammen kopfnickend darin herum, und heilige Ibisse standen feierlich im Schlamm. Dann schnitten wir direkt quer durch den Talboden und durchquerten die dichte Deckung, mit der die den Bach säumenden Ebenen bewachsen waren, um zu sehen, ob die Elefanten während der Nacht flussaufwärts gezogen waren. Im Inneren war der Busch von ihren Pfaden durchtunnelt, wobei der weiche Boden an vielen Stellen zu tiefen Rinnen ausgetreten war. Manchmal stießen wir auf regelrechte Höhlen im Wald, wobei das Dickicht durch ihr Trampeln gleichsam zu schattigen Klöstern ausgehöhlt war, wo sie offensichtlich gewohnt gewesen waren, zu ruhen und herumzustehen, denn der Boden war mit ihrem Dung bedeckt. In anderen Teilen gab es grasbewachsene kleine Lichtungen und Passagen – das weiche, dichte Gras von ihrem fegenden Tritt niedergelegt. Wir stellten fest, dass sie während der Nacht vorbeigekommen waren; aber bevor wir der Fährte folgten, gingen wir bis zum Rand des Busches auf der fernen Seite des Tals durch, um sicherzugehen, dass sie nicht zurückgekehrt waren. Nachdem wir uns in diesem Punkt vergewissert hatten, folgten wir ihren Spuren flussaufwärts. An einer Stelle, nicht weit von unserem Lager entfernt, hatten einige von ihnen den Rand des Waldes auf unserer Seite gestreift, und es schien dort, als ob sie geneigt gewesen wären, wieder umzukehren; aber möglicherweise hatten sie unseren Wind bekommen, denn sie betraten den Busch wieder und setzten ihren Weg das Tal hinauf fort.

Nach einer Zeit kamen wir an eine Stelle, an der sich der Fluss in eine Anzahl von Armen aufteilte, die sich in verwirrender Weise schlängelten und verflochten, und dazwischen war alles ein schrecklicher Morast, voll von halb abgestorbenem, verschlungenem Dschungel,

zertrümmert und niedergebrochen, während darunter stehendes Wasser und fauliger, schwarzer Schlamm war – ein düsterer, abweisender Sumpf. In einigen der tiefen Tümpel gab es Mengen von Fischen, was zeigt, dass sie niemals austrocknen. Wir fanden es bald unmöglich, in diese Festung einzudringen, und alles, was wir tun konnten, war, sie auf der fernen Seite zu umgehen. Ich fürchtete, die Elefanten könnten in diesem undurchdringlichen Bollwerk sein und wir würden an ihnen vorbeigehen; aber glücklicherweise stießen wir weiter oben, direkt außerhalb, wieder auf die Fährte. Wir folgten ihr erneut mit mancherlei Unterbrechungen ein langes Stück; und als wir fast gegenüber der Stelle waren, an der wir zuerst auf den Fluss gestoßen waren, als wir von El Bogoi kamen, stellten wir fest, dass wir die Witterung überlaufen hatten. Dann hörten wir plötzlich ganz nah in unserem Rücken Elefanten rufen. Es war ein Glück, dass wir so über sie hinausgelangt waren, denn der Wind blies wie üblich das Tal hinauf und war folglich mit uns gewesen. Es war nun etwa 15 Uhr, denn wir hatten viele Verzögerungen gehabt, und einmal hatten wir unglücklicherweise eine Weile gewartet, in der Hoffnung, sie zu hören, da wir glaubten, die Elefanten seien nah, um zu vermeiden, unversehens mit dem Wind in sie hineinzulaufen, und hatten so viel kostbare Zeit verschwendet. Wir machten einen etwas weiteren Umweg, um gut unter den Wind der Herde zu gelangen, und rückten dann vorsichtig vor, wobei wir die Elefanten in Abständen hörten, aber weiter entfernt, da sie in Bewegung waren – nun aber in der entgegengesetzten Richtung (flussabwärts). Die Deckung war hier eher offener Wald mit einem Unterwuchs aus dichtem Dschungel (aber an dieser Stelle nicht sehr hoch), so dass ich darüber hinwegsehen konnte, obwohl es ziemlich mühsam war, hindurchzukommen. Nachdem wir ein kleines Stück langsam gefolgt waren und gerade zu befürchten begannen, dass sie unseren Wind bekommen haben mussten, während wir aufwärts zogen, und nun auf dem Rückzug waren, sah ich plötzlich voraus die Spitzen der Ohren und Köpfe von mehreren Tieren, die in einer Gruppe unter einem Baum standen. Ich schlich, das große Gewehr in der Hand, ein paar Schritte weiter und konnte sie gut sehen, anscheinend alles Kühe. Eine massige, aber kurze alte Kuh stand mir am nächsten, aber ich konnte ihre Stoßzähne zuerst nicht sehen, und da sie mir teilweise zugewandt war, bot sie kein sehr gutes Ziel. Dennoch schien sie die größte zu sein und war auch diejenige, die ich am besten sehen konnte, da die anderen mehr oder weniger hintereinander verborgen waren.

Ich wartete und überlegte, ob ich einen Kopfschuss versuchen sollte, und nahm mit diesem Gedanken das Lee-Metford von meinem Gewehrträger, der schweigend hinter mir stand. Doch dann hob sie den Kopf und zeigte mir ein schönes langes Paar „Kalashes“, die sich an den Spitzen kreuzten. Dies brachte mich dazu, nicht die zweifelhafte Chance zu riskieren, ihr Gehirn aus dieser Position zu erreichen, also nahm ich wieder das 10-Kaliber-Gewehr und wartete, bis sie mir die Stelle genau hinter der Schulter zeigte, und feuerte darauf (obwohl ich in Anbetracht ihrer Stellung auf die Schulter selbst hätte zielen sollen). Während die anderen sich eher langsam zum Rückzug in die entgegengesetzte Richtung wandten, brachte ich einen guten zweiten Lauf auf die Schulter eines Tieres an. Die erste Kuh zog mit den anderen weiter, aber die andere konnte sich nicht mehr wegbewegen und war in einer Minute am Boden und im Sterben. Dann sah Squareface einige nach hinten links wegrennen. Wir stürmten los, um zu versuchen, sie abzuschneiden, aber der Dschungel war zu dicht, als dass wir schnell genug hindurchgekommen wären, und sie zogen vorbei, bevor wir in die Nähe kamen. Zurückkehrend folgten wir der Fährte und fanden Blut über den Dschungel verspritzt, offensichtlich entweder aus dem Rüssel geblasen oder durch die Wunde gespritzt. Ein Stück weiter wurden wir unsicher, da die Blutspur in sich selbst zurückzuführen schien; aber während ich mich umsah, um festzustellen, wohin sie führte, hörte ich direkt voraus das Grollen eines schwer getroffenen Elefanten. Dies sind die intensivsten Momente der Jagd. Die Nerven sind straff gespannt, aber die Anspannung ist so groß, dass man, wenn man sich ihr wiederholt hingegeben hat, für immer unfähig zu Aufregung wird: Die Kapazität dafür erschöpft sich.

Vorsichtig näher gleitend, mit zusammengebissenen Zähnen, sah ich meine große Kuh sehr krank dastehen, mit einer anderen bei ihr. Ich gab der ersteren mit einer Lee-Metford-Kugel ins Gehirn den Rest, was sie tot niederstreckte, und warf die andere daneben in ähnlicher Weise um. Letztere jedoch bäumte sich auf, erhob sich teilweise und fiel mehrere Male wieder hin, während ich ihr noch zwei oder drei Schüsse in den Kopf feuerte, als sie ihn hin und her schwang. Dann blieb sie liegen, kämpfte aber noch. Da waren zwei halbwüchsige Tiere, die ich zuvor nicht bemerkt hatte und die bei ihren gestreckten Freunden standen; ich konnte ihnen nichts zuleide tun, und da ich vorgehen wollte, um die zweite Kuh sicher zu erlösen, wies ich Squareface an, sie anzuschreien. Dies hatte die gewünschte Wirkung, dass sie davonliefen.

Vielleicht hätte ich weitergehen sollen in der Hoffnung, andere nicht weit entfernt stehen zu finden, aber es ging gegen Sonnenuntergang, und ich war müde (da meine Kraft nach meinem letzten Fieberschub noch nicht voll zurückgekehrt war), und wir hatten Smiler beim ersten Elefanten zurückgelassen. Also gingen wir zu ihm zurück, schnitten Herz und Fett heraus, nahmen auch ein Stück vom Rüssel und einen Fuß mit und machten uns daran, unseren Weg aus dem Busch zu finden. Zu der Zeit, als wir herauskamen (auf unserer eigenen Seite), war Sonnenuntergang. Wir waren erst wenige Schritte im Offenen am Rand des Waldes entlanggegangen, als wir ganz in der Nähe ein Elefantengeschrei hörten, direkt im Inneren eines Stücks der dichtesten Art von Dschungel, die ich kenne – nämlich jener verfilzte grüne Bewuchs, wie ich ihn vorhin beschrieben habe, der in feuchten, sandigen Lagen vorkommt, wo der Boden salzig ist. Ich mag es unter solchen Umständen nicht besonders, diese Orte zu betreten, aber die Hoffnung auf einen weiteren Elefanten besiegte mein Zögern, und ich betrat das dunkle Labyrinth auf einem schmalen Pfad. Dann, als ich um eine Ecke bog, hielt ein Elefant, der gerade voraus kreuzte, für einen Moment auf dem Pfad inne und ließ mich einen Blick auf seine Schulter erhaschen. Ich zielte schnell knapp dahinter und feuerte. Er stieß ein lautes Grunzen aus, als der Schuss ihn traf, und stürzte in die Deckung. Dann raste die Herde dahinter quer, wobei sie ein entsetzliches Krachen und Knacken verursachte, als sie in ihrem ersten Ansturm der Raserei eine breite Schneise schlug, aber es war unmöglich, in der verwirrten Masse, die eine so schmale Lücke passierte, irgendein Ziel auszumachen. Wir folgten noch ein kleines Stück, aber der Pfad wurde bald fast unpassierbar, und ich entschied, dass es tollkühn wäre weiterzugehen, wo eine Flucht unmöglich wäre und man ohne bösartige Absicht seitens der Elefanten zu Tode getrampelt werden könnte. Außerdem dämmerte es; da wir also nichts von meinem verwundeten Elefanten sehen konnten, hielt ich auf das Lager zu. Ich hatte ein instinktives Vertrauen, dass dieser Elefant tödlich getroffen war, und zweifelte nicht daran, dass ich seine kurzen dicken Stoßzähne sichern würde (von denen ich einen genügend klaren Blick erhascht hatte, um zu sehen, dass sie die eines jungen Bullen waren). Es dauerte bis acht Uhr abends, bis wir das Lager erreichten, wobei wir im Offenen hart ausschritten. Nach dem Reinigen meiner Gewehre und dem üblichen Bad bekam ich gegen zehn etwas Abendessen und legte mich gegen elf Uhr hin, wohlzufrieden mit diesem zusätzlichen Glücksfall – einem unerwarteten, da ich angenommen hatte, dass alle Elefanten bereits das ganze Tal verlassen hätten. Wir hatten keine Ndorobo-Eingeborenen bei uns, mussten uns also bei dieser Jagd ganz auf unser eigenes Fährtenlesen verlassen; auch tauchte an jenem Tag überhaupt keiner auf.

Da wir bereits bis auf das letzte Pfund beladen waren, das wir möglicherweise tragen konnten, würde es mit dem nun zusätzlich gewonnenen Elfenbein die Kapazität meiner kleinen Truppe übersteigen, alles auf einmal zu transportieren. Daher schickte ich als Erstes am Morgen nach der eben beschriebenen Jagd vier Träger mit Elfenbeinlasten zum Lager in El Bogoi ab, unter der Aufsicht von Fundi, einem meiner verantwortlichen Männer. Die Träger sollten nach dem Deponieren des Elfenbeins sofort zurückkehren und sollten nach meiner Berechnung am dritten Tag wieder da sein. Die Stoßzähne sollten

wie üblich zur größeren Sicherheit sofort vergraben werden, insbesondere als Vorsichtsmaßnahme gegen Feuer; denn Elfenbein soll wie eine Kerze brennen, und die Grashütten, in denen man seine Waren lagert, sind besonders leicht entzündlich und können durch die Unachtsamkeit der Männer, die sie bewachen, leicht Feuer fangen.

Kurz nachdem ich sie losgeschickt hatte, brach ich erneut auf, um zu sehen, ob in der Nachbarschaft noch Elefanten zu finden waren. Wir überquerten das Tal erneut, um festzustellen, ob die Herde in der Nacht diesen Weg gekommen war, und fanden sofort frische Fährten ganz in der Nähe des Lagers. Wir verloren viel Zeit damit, diese zu enträtseln, bevor wir ihnen in die Richtung, die die Elefanten schließlich eingeschlagen hatten, zügig folgen konnten. Nach einigem Hin- und Hermanövrieren waren sie flussabwärts gezogen, behielten diesen Kurs stetig bei und waren offensichtlich auf der Durchreise. Nachdem wir den Spuren geduldig das ganze Tal hinunter gefolgt waren, gelangten wir schließlich in jenen schrecklichen Dschungel aus riesigem Sumpfgras direkt oberhalb unseres alten Lagers. Die Fährte führte durch den unwegsamsten Teil dieser abweisenden Festung. Das Gras war hoch genug, um den größten Elefanten zu verbergen; seine Halme waren wie Rohrstöcke, und die Pfade im Inneren waren bloße Tunnel, oft versperrt durch Massen des dichten, schweren Bewuchses, der über sie gefallen war. Nur mit größter Mühe konnten wir in dem Gewirr vorankommen, und an manchen Stellen war es beinahe undurchdringlich, während es abseits dieser Tunnel so absolut dicht wie eine massive Wand war. Zudem war es unmöglich, die Fährte zu halten, da die Pfade mit trockenem Streu bedeckt waren. Es wäre auch nicht möglich gewesen, irgendetwas auszurichten, wenn die Elefanten im Inneren gewesen wären (obwohl ich glaubte, dass sie direkt weitergezogen waren); denn man konnte selbst auf dem Pfad kaum einen Yard weit sehen, und da sie uns hätten kommen hören und es bei einem Angriff keine Fluchtmöglichkeit gegeben hätte, war die Gefahr übermäßig groß. So wanden wir uns wieder heraus, und ich war nicht wenig erleichtert, gegen drei Uhr nachmittags aus der stickigen Hitze und den steifen, kratzenden Halmen des Dickichts an die offene Luft zu treten, wo man aufrecht stehen und bequem gehen konnte.

Auf dem Rückweg bot sich mir die Chance, einige Grant-Gazellen anzupirschen, die auf kurzem grünen Gras in einer feuchten Senke am Rande der Lagune geäst hatten, sich aber bei unserer Annäherung wegbewegten. Es gelang mir, durch das Herankriechen an einen steinigen Rücken im Schutz des Kammes ein Paar zu schießen, um unseren Vorrat an Frischfleisch aufrechtzuerhalten. Eine von ihnen lief noch ein Stück; aber da ich sicher war, dass sie tödlich verwundet war, schickte ich Juma hinterher. Er barg sie und traf uns weiter vorn mit dem Tier auf seinen Schultern, während Smiler die andere brachte und Squareface und ich alle Gewehre und sonstige Kleinigkeiten trugen. Wir erreichten das Lager gegen Sonnenuntergang nach einem weiteren harten Tag. Ich fand zwei meiner Ndorobo-Freunde im Lager vor. Zweifellos hatten sie gestern die Schüsse gehört und vermutet, dass es weitere Elefanten zum Schmausen geben würde. Ich sagte ihnen, sie verdienten kein Fleisch mehr, weil sie mir keinen Honig gebracht hätten. Es war immer so abgemacht, dass sie mich mit diesem gesunden Luxus versorgen sollten, wenn sie von meinen Elefanten lebten. Sie beteuerten jedoch, hier keinen finden zu können, und ich glaube, sie sprachen die Wahrheit, denn ich fand sie immer großzügig, wenn sie etwas hatten; also sagte ich, sie könnten am nächsten Tag gerne die Elefanten, die ich getötet hatte, zerlegen, unter der Bedingung, dass sie nach demjenigen suchten, den ich am Abend geschossen hatte und von dem ich überzeugt war, dass er nicht weit gekommen sein konnte. Sie zögerten nicht, mein Angebot anzunehmen, und tauchten am Morgen, noch bevor es richtig hell war, in großer Zahl auf, in der Erwartung eines weiteren Festmahls. Sie brachten mir ein wenig Honig; alles, was sie hätten, wie sie sagten. Es war nur eine winzige Portion, aber eine willkommene Ergänzung zu meiner eher eintönigen Kost. Da ich selbst etwas müde war und es kaum Aussicht gab, jetzt noch weitere Elefanten in der Nähe zu finden, schickte ich Squareface und Juma mit ihnen, um zu

versuchen, meinen verlorenen Elefanten von der Jagd des letzten Tages zu finden; sie kehrten jedoch am Abend zurück, ohne ihn gefunden zu haben.

Da Squareface berichtet hatte, er habe auf dem Rückweg die frische Fährte einer Herde gesehen, die flussabwärts zog, brach ich bei Tagesanbruch erneut auf und marschierte direkt zu unserem unteren Lager hinunter, in der Hoffnung, dass sie irgendwo in jener Gegend angehalten haben könnte. Ich konnte jedoch keinerlei frische Fährte entdecken, und obwohl wir auf dem Rückweg den Busch in Abständen kreuz und quer durchkämmten und dabei den Bach insgesamt sechsmal überquerten, bis wir wieder die Umgebung unseres Lagers erreichten, fanden wir keine neueren Spuren von Elefanten oder eine Fährte, die frischer war als die, der wir zwei Tage zuvor gefolgt waren. Am selben Abend kehrten meine Männer aus El Bogoi zurück, brachten aber keine Nachricht von meiner Karawane, die ich nun allmählich mit Lebensmittelvorräten aus Mthara zurückerwartete, noch überhaupt eine Nachricht, außer dass ein weiterer Esel tot sei.

Entschlossen, nicht wegzuziehen, solange auch nur die geringste Möglichkeit bestand, dass wir Elefanten in dieser Gegend zurückließen, brach ich am nächsten Morgen (17. September) wieder früh auf, um den Flusslauf in der gleichen Weise aufwärts abzuarbeiten, wie wir es am Vortag von unten her getan hatten; unterdessen schickte ich zwei Männer los, um die Stoßzähne der toten Elefanten herauszuholen und zurückzubringen, damit wir am folgenden Tag abmarschbereit wären und keine weitere Verzögerung auf dem Weg hätten. Wir fanden jedoch keine frischen Anzeichen, und es wurde klar, dass die Geschichte, die Squareface mir aufgetischt hatte, ein Ammenmärchen war, das mehr seinem Kopf entsprungen war als einer sorgfältigen Untersuchung. Ich ging dann zu den toten Elefanten und erfuhr zu meiner großen Genugtuung, dass meine Ndorobo-Freunde den anderen ganz in der Nähe der Stelle gefunden hatten, an der ich auf ihn gefeuert hatte. Es war, wie ich gedacht hatte, ein junger Bulle; und ich erkannte seine Zähne (das Paar wog 50 Pfund) sofort wieder. Denn ich erinnere mich immer an die Stoßzähne eines Elefanten, den ich geschossen habe, selbst wenn ich nur einen Blick auf sie erhasche. Die Stoßzähne der großen Kuh sahen prächtig aus, nachdem sie draußen waren. Ich schätzte sie auf etwa 46 Pfund pro Stück, aber sie wogen tatsächlich 38 Pfund und 39 Pfund, und wiegen jetzt, da sie völlig trocken sind (denn ich habe dieses Paar behalten), in etwa das, worauf ich sie geschätzt hatte. Dies ist bei weitem das schwerste Paar Kuhzähne, das ich je erlegt habe. Die anderen beiden waren ebenfalls gute Kühe, aber eine hatte unglücklicherweise ihren Stoßzahn beim Herumwälzen abgebrochen, indem sie ihn beim Fallen in den Boden rammte; und obwohl wir ein Stück aufhoben, konnte die Spitze niemals gefunden werden, ungeachtet dessen, dass wir bei unserer Suche, bei der uns die Ndorobos halfen, den Boden überall umher aufgruben. Diese genossen zusammen mit ihren Frauen und Kindern das Fleisch in vollen Zügen, auch wenn das Wild, um es vorsichtig auszudrücken, für unsere Begriffe eine Spur zu „hautgoût“ war. Sie waren hocherfreut über die alte Kuh mit den schweren Zähnen, da sie überaus fett war, was sie vor Vergnügen grinsen ließ, als sie ihre Genugtuung über einen solchen Glücksfall beschrieben. Auch ich war sehr zufrieden, als ich mit dem Elfenbein zum Lager zurückkehrte. Ich machte mich dann daran, es nach dem Wiegen zu Lasten zusammenzustellen. Wir hatten nun wieder, neben den vier von den Eseln getragenen Lasten, vier Lasten für Träger; was zusammen mit den vier bereits nach El Bogoi geschickten Lasten zwölf Lasten als Ergebnis dieses kleinen Ausflugs ergab.

Am nächsten Tag marschierten wir zum oberen Lager am Fluss, wobei ich wieder zwei Esel trieb und zwei Gewehre trug, und am folgenden Morgen, als es noch kühl war, erklommen wir den langen, steilen und steinigen Aufstieg aus dem Tal und hielten während der Tageshitze an dem Felsbecken auf den Höhen an. Es war eine Erleichterung, aus dem heißen Tal herauszukommen und jenseits der Reichweite der fauligen Gerüche zu sein, die seine verpesteten Sümpfe mit ihren Salzlagunen und dem stinkenden

schwarzen Schlamm ausströmten, die Fieber und Mückenschwärme hervorbrachten – obwohl selbst diese ungesunden Tümpel nicht ohne ihre reizvollen Seiten sind, nämlich interessante Vögel (Nilgänse, Ibisse, Kraniche usw.). Es gab auch reichlich essbares Grünzeug entlang des Flusses, nach dem Feruzi (mein Koch) immer Ausschau hielt und es mir als Gemüse kochte; während es meinen Eseln dort gut ging. Auf den Höhen – wahrscheinlich mindestens 1500 Fuß über dem Fluss – war die Luft kühler und frischer, und es hatte einen ordentlichen Schauer gegeben, der das Gras belebt und das Becken mit süßem Wasser gefüllt hatte. Während ich unter meinem „Fly" ausruhte – das ohne das Zelt aufgeschlagen worden war, um mir Schatten zu spenden, da es außer einem oder zwei verkümmerten Dornbüschen keine Bäume gab –, konnte ich mehrere Elenantilopen, ein Paar Nashörner und eine Herde Zebras (Burchell-Zebras mit einigen Grevy-Zebras) sehen, die eine malerische Gruppe in einem Tal bildeten, das nicht mehr als eine halbe Meile entfernt war. Ein Elenbulle stand unter einem Baum, scheinbar in Schussweite von einer Rinne aus; und indem ich einen weiten Umweg machte, weiter oben in die Rinne einstieg und ihr dann hinunter folgte, hätte ich ihn wahrscheinlich anpirschen können. Baithai, ein angenehmer Ndorobo und ein großer Freund von mir, der mich hier mit einem Hautbeutel voll exquisit duftendem Honig getroffen hatte (ein großer Segen, da mir dieser notwendige Vorrat der „Bara" fast ausgegangen war), wollte, dass ich losginge und ihn oder ein Nashorn schoss. Aber obwohl das Fleisch für mich nützlich gewesen wäre, da ich keines hatte, das ich nach El Bogoi mitnehmen konnte (wo Wild erst in weiter Ferne gesucht werden musste), war ich abgeneigt, die Verzögerung auf mich zu nehmen, da ich bestrebt war, meine Reise fortzusetzen. Nach all den Elefanten, die sie gehabt hatten (mehr als sie bewältigen konnten), fühlte ich mich zudem nicht verpflichtet, genau in diesem Moment für sie zu jagen; also sparte ich meine Kräfte für die ziemlich harte Arbeit auf, die dieser Reisestil mit sich brachte. Ich brach dementsprechend gegen 16 Uhr wieder auf, biwakierte bei Einbruch der Dunkelheit für die Nacht und kam am nächsten Tag vor Mittag in meinem Lager in El Bogoi an, nicht unglücklich darüber, von meiner Pflicht als Eseltreiber und meiner Last an Gewehren entbunden zu werden, als die dortigen Wachen, die unsere aufmunternden Rufe an die Packtiere hörten, mit einem freudigen Lächeln zur Begrüßung herbeigelaufen kamen, um uns zu treffen.

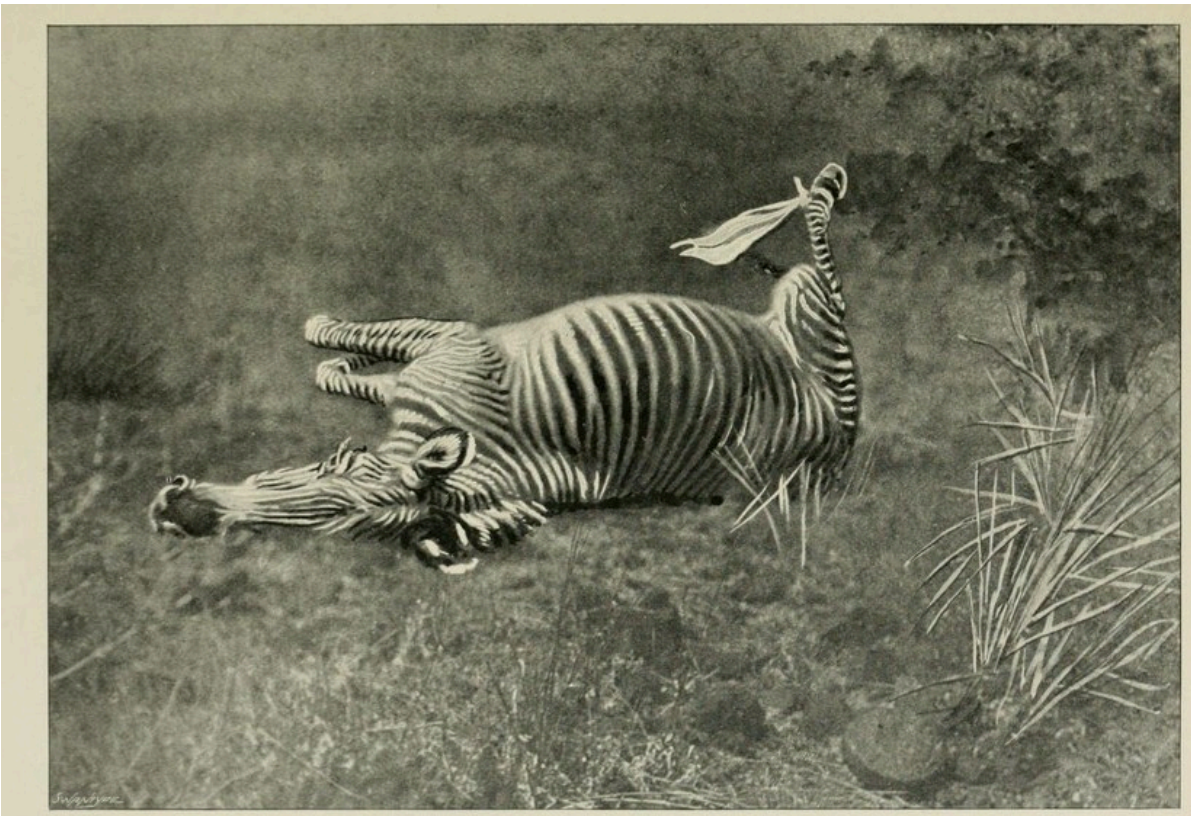
KAPITEL X

AUSFLÜGE VON EL BOGOI (Fortsetzung)

Ein Duell unter Eingeborenen – Ein gekränkter Führer – Lager an der Mreya-Quelle – Anzeichen von Elefanten – Eine Fehlentscheidung – Wassermangel – Als Wohltäter betrachtet – Löwen gestört – Eine vertane Chance – Platz für eine Missionsstation – Auffüllen der Vorratskammer – Zurück nach El Bogoi – Ein treuer Headman – Gewissensbisse – Eine große Enttäuschung – Ein Ndorobo-Lager – Nachricht von einem Elefantenreservat – Hungerzeiten – Menschenfressende Löwen.

Es war angenehm, in mein gemütliches, heimeliges Lager hier zurückzukehren, mit seinem angenehmen Schatten und dem kleinen kühlen Bach; besonders da mir während meiner Abwesenheit das Salz ausgegangen war und ich die salzhaltigen Ablagerungen, die ich vom getrockneten Schlamm an den Salzmarschen abkratzte, nicht als zufriedenstellenden Ersatz empfand – es schmeckte eher wie Bittersalz! Es gab noch keine Nachricht von Abdulla und der Karawane. Sie waren nun etwa vierzig Tage fort; und obwohl ich nicht direkt besorgt war, wünschte ich mir, ich wüsste, dass sie in Sicherheit sind. Baithai hatte mich zurückbegleitet und einen jungen Burschen mitgebracht, der bei einem Streit mit einem Freund einige hässliche Speerwunden davongetragen hatte. Ich verarztete seine Wunden, und er erzählte mir auf die heiterste Art, dass er seinen Widersacher getötet habe. Sie schienen dies nicht für eine

Angelegenheit von Bedeutung zu halten. Ein anderer Ndorobo wurde geschickt, um Lesiat von meiner Rückkehr zu unterrichten.



GREVY'S ZEBRA (*Equus grevyi*), SHOWING MODE OF PROTECTING FROM VULTURES.
(From a Photograph by the AUTHOR.)

Ich war am Tag nach meiner Rückkehr ziemlich beschäftigt damit, das gesamte Elfenbein zu wiegen und in mein Notizbuch einzutragen, es in einem großen Loch direkt vor der Tür der Hütte, in der die Waren gelagert wurden, zu vergraben und mich um andere Angelegenheiten zu kümmern, die erledigt werden mussten. Ein Tag im Lager war nicht willkommen; denn ich litt an hässlichen Wunden an meinen Fingern, verursacht durch das 10-Kaliber-Gewehr, das mit seinen zehn Drachmen Pulver wie ein Maultier ausschlug; und durch die ständige Aussetzung der sengenden Sonne hatten sich die Wunden schlimm entzündet. Da niemand von Lesiats Leuten gekommen war, schickte ich Squareface am 22. los, um nach ihm zu sehen, während ich ins offene Land hinausging, um Fleisch zu besorgen. Ich sah einige Oryx-Antilopen, aber sie waren scheu; und an Zebras lag mir nicht besonders viel, also ließ ich sie in Ruhe. Nachdem es mir dann gelungen war, einige Grant-Gazellen zu verfehlen, war ich auf dem Rückweg und hatte die Hoffnung aufgegeben, etwas zu erlegen, als ich auf weitere stieß und zwei mit den nächsten beiden Schüssen tötete, für welchen Erfolg ich sehr dankbar war, da ich völlig ohne Fleisch war und der Weg von El Bogoi dorthin, wo Wild zu finden ist, weit war.

Lesiat war nicht gefunden worden, und ich erfuhr nun, dass er mit seinem Clan in den „Subugo"-Wald auf dem Gipfel der Lorogi-Berge gezogen war, um dort zu lagern. Dies schien seltsam, und ich kam zu dem Schluss, dass er pikiert war, weil ich weggegangen war, um bei El Gereh zu jagen. Aber Baithai hatte nun mit meiner Erlaubnis sein Lager nicht weit von meinem aufgeschlagen, und er war wirklich so ziemlich der vernünftigste Ndorobo, dem ich begegnet war; also nahm ich seine Dienste in Anspruch. Einer seiner Männer, der am nächsten Morgen mit ihm kam, brachte die Nachricht, dass sich Elefanten in der Nähe einer Quelle am Fuße der Bergkette im Norden aufhielten; so packten wir sofort zusammen und zogen wieder zu einem kleinen Felsbecken, von wo aus ich jenen Distrikt bejagen konnte. Dieser Informant beschrieb die Länge der Fährte eines

Bullen, die er gesehen hatte, indem er einen Arm auf den Boden legte und ihn mit der anderen Hand auf etwa einem Drittel des Weges vom Ellbogen zur Schulter umgriff und so den Durchmesser des Fußabdrucks angab. Wir hatten einige Mühe, durch den alten Wildpfad zu kommen, der zum Wasser führte, da er sehr stark mit Dornen überwachsen war; und als wir dort ankamen, fanden wir die Höhlung im Fels fast trocken vor, so dass ich zu einer anderen in einiger Entfernung schicken musste, um mehr zu holen.

Ich brach wie üblich am 24. September rechtzeitig auf und hielt direkt auf die Umgebung einer Quelle namens Mreya zu. Unsere Route führte uns am Fuße der Kette entlang, immer noch nach Norden, und in Amphitheater hinein und hinaus, die von den Mündungen der Täler gebildet wurden, die von den Bergen herabliefen. Das ganze Land an ihrer Basis und ein Stück weit dahinter war mit dichtem Gestrüpp bedeckt. Wir fanden Fährten in der Nähe der Quelle, verloren aber eine Menge Zeit beim Versuch, deren endgültige Richtung zu enträtseln, da die Elefanten kreuz und quer herumgeschlendert waren. Dann beschloss ich, das zu tun, was wir von Anfang an hätten tun sollen; nämlich zum Wasser zu gehen. Dort fanden wir die Fährten von zwei kleinen Gruppen, aber soweit ich feststellen konnte, alles Kühe; und ich konnte den phänomenalen Fußabdruck nicht entdecken, der mir beschrieben worden war. Eine der Gruppen schien in Richtung El Bogoi zurückgegangen zu sein, die andere voraus. Wir folgten letzterer. Es war mühsame Arbeit, denn es waren nur wenige Elefanten, und die Spuren waren oft schwierig zu verfolgen. Sie waren dahingeschlendert und hatten hier und da geäst, wie die gekauten Faserrollen der Mkongi-Pflanze (die sie wieder ausspucken) bezeugten. Gelegentlich fand sich frischer Dung auf der Fährte, aber wir hatten noch keinen warmen gefunden; und obwohl wir, wie es üblich ist, wenn man weiß, dass Elefanten nicht weit sind, hin und wieder anhielten, um zu lauschen, war kein Geräusch, das auf ihre unmittelbare Nähe hindeutete, an unsere Ohren gedrungen.

Wir bewegten uns so auf der Fährte vorwärts, ohne die unmittelbare Erwartung, auf unser Wild zu stoßen, obwohl wir natürlich in der vorsichtigen und sorgfältigen Weise vorgingen, die zur instinktiven Gewohnheit wird, indem wir uns lautlos durch die schmalen und mehr oder weniger versperrten Windungen tasteten, die diese dichten und dornigen Dschungel durchziehen, und hin und wieder den Wind prüften, als wir plötzlich ganz dicht bei ihnen waren. Ich konnte mehrere auf einmal sehen, denn genau dort, wo sie standen, war der Busch nicht ganz so dick. Ich stahl mich noch näher heran und blieb stehen, um die Lage zu sondieren. Glücklicherweise war die Brise günstig und hielt sich stetig. Zwei Kühe befanden sich dicht zu meiner Rechten, die Köpfe mir zugewandt, und hinderten mich daran, in eine bessere Position für einen Schuss auf eine andere etwas weiter entfernte zu gelangen, die die größte zu sein schien und diagonal stand, den Kopf abgewandt, etwas mehr als dreiviertel von mir weggedreht. Sie stand unter einer Art Euphorbien- oder Kaktusbaum und hatte ein Stück eines Astes im Maul, den sie davon abgebrochen hatte und von dem sie die Rinde abkaute, wobei das blanke weiße Ende auf einer Seite herausragte. Der dicke milchige Saft dieses Baumes ist überaus scharf, schon der kleinste Spritzer davon in die Augen verursacht heftigste Reizungen. Ich stelle mir vor, dass die Wirkung des Verschluckens auf einen menschlichen Magen sehr ernst wäre; aber die Schleimhaut eines Elefanten muss weniger empfindlich sein.

Ich wartete ein wenig; aber da sie keine Anstalten machten, sich zu bewegen, und ich fürchtete, die beiden Kühe neben mir (die sehr nah waren) könnten meinen Wind bekommen, wenn ich länger zögerte, gab ich einen ruhigen Schuss auf die Rippen der großen Kuh ab, wobei ich meinen Zielpunkt so berechnete, dass die Kugel beim Vordringen ihr Herz treffen würde, und feuerte. Sie stieß einen gewaltigen grunzenden Schrei aus, als sie die Kugel empfing. Als sie in Panik zu fliehen begannen, gab ich mit dem zweiten Lauf einen Schnellschuss auf eine der anderen ab. Unmittelbar darauf erschien die erste für eine Sekunde wieder, ganz in der Nähe stehend, nachdem die

anderen vorbei waren, und fiel mit einem Schrei um. Als ich mich umblickte in der Hoffnung, die zweite zu entdecken, sah ich ein Nashorn ganz in der Nähe stehen, das, wie sich später herausstellte, einige meiner Männer, die direkt hinter mir gewesen waren und nun herankamen, für einen gefallenen Elefanten hielten.

Da ich nicht mehr Zeit verlieren wollte, folgte ich der Fährte der übrigen und kam sehr bald dorthin, wo sie wieder gestanden hatten. Wenn ich unmittelbar nach dem Zusammenbrechen der ersten nachgekommen wäre, hätte ich hier möglicherweise eine weitere Chance gehabt. Wir gingen weiter, hörten sie grollen und sichteten bald zwei, die auf einem vergleichsweise offenen Platz standen (nach hiesigen Begriffen). Elefanten überhaupt sehen zu können, bedeutet, dass man bereits ziemlich nah ist, und ein paar schnelle, aber heimliche Schritte brachten mich ganz dicht an sie heran. Doch bevor ich eine Chance zum Schießen bekam, kam eine direkt auf mich zu; und da ich wegen des dichten und dornigen Gestrüpps nicht gut aus dem Weg gehen konnte, feuerte ich ihr aus nur wenigen Schritten Entfernung ins Gesicht, da ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, und nicht warten wollte, um ihre Absichten zu prüfen, indem ich sie mich erreichen ließ – obwohl ich nicht glaube, dass sie böse waren, sondern eher vermute, dass sie gar nicht wusste, dass ich da war. Ich kam später beim Überdenken der Situation (einer, die mir schon mehr als einmal untergekommen ist) zu dem Schluss, dass ich sie hätte anschreien sollen, um sie zum Anhalten oder zum Drehen der Breitseite zu bewegen. Ich wollte nicht auf sie schießen, während sie auf mich zukam; denn es war nicht nur fast unmöglich, ihr in dieser Position einen tödlichen Schuss zu versetzen, sondern hinter ihr befand sich eine mit größeren Stoßzähnen. Ihre Brust war sowohl durch den Unterwuchs als auch durch ihren Rüssel, der gesenkt war, verdeckt, und ihr Gehirn durch den dicken Teil des Rüssels und die gesamte Länge ihres Kopfes zu erreichen, während ich zu ihr aufblickte, war kaum möglich, selbst wenn das Ziel zufällig stimmte – jedenfalls mit dem 10-Kaliber, das ich in den Händen hielt, obwohl eine .303 zweifellos genügend Durchschlagskraft besitzt. Im selben Moment, als ich abgedrückt hatte, sprang ich zur Seite in die Dornen, und bevor der voluminöse Rauch der großen Schwarzpulverladung mir erlaubte zu sehen, was sie tat, war es zu spät, um ihr einen zweiten Schuss zu geben, als sie abdrehte, was mir vielleicht möglich gewesen wäre, wenn ich standgehaft geblieben wäre. Aber in dem flüchtigen Blick, den ich eine Sekunde nach dem Schuss auf sie erhaschte, sah ich deutlich die Einschusswunde in der Mitte des dicken Teils ihres Rüssels und das Blut, das daraus hervorkam.

Wir folgten erneut und stießen bald noch einmal auf die beiden, diesmal jedoch an einer sehr dichten Stelle. Ich konnte nur eine sehen; sie stand ungünstig, mir fast zugewandt und im Schatten des Busches, und bevor ich eine bessere Sicht bekommen konnte, zogen sie weiter. Wahrscheinlich war die alte Kuh, die ich getötet hatte, ihre Anführerin gewesen, und ihr Verlust war der Grund dafür, dass sie so viel zögerten; denn die verwundete Kuh war nicht schlimm genug verletzt, um sie am Fortlaufen zu hindern, und sie waren natürlich gründlich aufgeschreckt. Wir fanden Blut, wenn auch nur wenig, auf der Fährte; aber wir bekamen sie nie wieder zu Gesicht, obwohl wir beharrlich blieben und sie mehrmals ganz nah bei uns hörten, denn der Busch war dicht, der Wind wechselhaft und sie blieben in Bewegung.

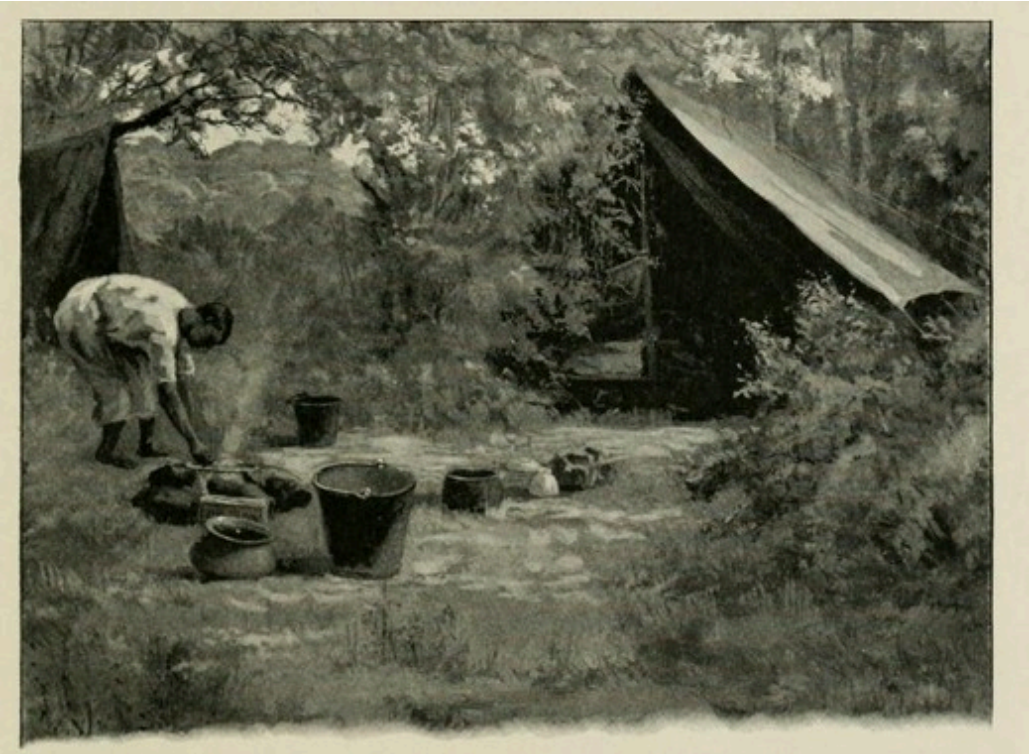
Schließlich, weit am Nachmittag, gab ich auf und ging unsere Schritte zurück dorthin, wo ich zuerst auf die Elefanten gestoßen war. Squareface und Juma behaupteten hartnäckig, dort unten seien zwei Elefanten gewesen, aber ich war fest davon überzeugt, dass das, was sie für einen zweiten hielten, ein Nashorn war; denn ich konnte nicht glauben, dass ich mich geirrt hatte, da ich deutlich sein Horn gesehen hatte. Dennoch konnte ich nicht umhin, eine leise Hoffnung zu hegen, dass sie recht haben könnten. Als wir jedoch die Stelle erreichten, war weder ein Elefant noch ein Nashorn zu sehen, so dass kein Zweifel mehr bestehen konnte, dass ich recht gehabt hatte; denn obwohl wir überall gründlich

suchten, war der einzige Elefant, den wir finden konnten, die alte Kuh, auf die ich zuerst geschossen hatte und die wir hatten fallen sehen. Es war merkwürdig, dass das Nashorn ganz in der Nähe stehen geblieben sein sollte, während ich schoss und die Elefanten schrien und davonstürmten. Dieser Vorfall beweist auch, dass zwischen diesen Tieren nicht notwendigerweise eine Feindseligkeit besteht. Der tote Elefant war eine sehr alte Kuh mit einem runzligen Gesicht und einer ungewöhnlich mageren Kehle, und ihre beiden Stoßzähne waren sehr stark abgenutzt, wenn auch von passabler Dicke für „Kalasha"-Elfenbein. Wir nahmen ihr Herz heraus und stellten fest, dass meine Kugel mitten durch das Zentrum gegangen war. Ich kehrte in mein Lager am Felsloch zurück, eher enttäuscht über die heutige Jagd; aber ich hegte die Hoffnung, dass der andere verwundete Elefant (beide Schüsse galten demselben Tier) vielleicht doch noch gefunden werden könnte.

Ich kam nach Einbruch der Dunkelheit zurück, ziemlich zerschunden und zerkratzt von Dornen, und mein Finger, der durch die wiederholten Verletzungen durch den Abzugsbügel des schweren Gewehrs so lange wund gewesen war, schmerzte sehr. Als ich ins Lager kam, war ich nicht wenig verärgert festzustellen, dass es kein Wasser für meine Gewehrträger gab; wie es schien, war selbst die zweite Grube trocken gelaufen, da einige der Ndorobo-Frauen, die zu Baithais Gruppe gehörten und mir gefolgt waren und ganz in der Nähe lagerten, sie geleert hatten. Unter diesen Umständen wies ich den Ndorobo, der an diesem Tag bei mir gewesen war, an, Baithai selbst als Erstes am Morgen zu einer Beratung zu rufen. Dieser kam jedoch, als er hörte, dass ich verärgert war, vernünftigerweise sofort; so hielten wir unseren Kriegsrat am Feuer ab und ich ließ mich besänftigen.

Es wurde beschlossen, dass wir am Morgen das Lager zu einem größeren Felsbecken verlegen sollten, von dem man mir versicherte, dass es voll Wasser sei und jenseits der Stelle liege, an der wir gerade gejagt hatten. Die kleine Ndorobo-Gemeinschaft, bestehend aus zwei oder drei Frauen und einigen Kindern, die zu Baithai und einem oder zwei seiner Gefährten gehörten, folgte uns. Baithai versicherte mir, dass es weiter vorn (immer noch am Fuße des Lorogi) einen sehr beliebten Aufenthaltsort von Elefanten gäbe, wo ein Bach aus einer Schlucht in den Bergen heraustrete; er sagte, er sei sich fast sicher, dass wir dort welche finden würden. Sollte das nicht gelingen, wollten wir das Gebirge erklimmen und im „Subugo"-Wald auf dem Gipfel jagen. Er erzählte mir, er habe Leute durch den ganzen El-Bogoi-Busch und südwärts entlang des Fußes der Berge bis zu einer anderen Quelle geschickt, an der ich auf der vorangegangenen Reise einige Elefanten geschossen hatte, und dass dort nirgendwo auch nur eine Fährte zu sehen sei. Es war ziemlich spät, bis ich meine Gewehre gereinigt, gebadet und zu Abend gegessen hatte. Mein Abendessen bestand aus gegrillten Kabobs aus fettem Elefantenherz und Grant-Gazellenfilet, die abwechselnd auf einen Stock gespießt waren – ein wirklich köstliches Gericht.

Ich beabsichtigte für den folgenden Tag nichts anderes als den Umzug des Lagers, und wir hatten keinen weiten Weg vor uns. So schlief ich ausnahmsweise einmal bis zum hellen Tageslicht und frühstückte dann in aller Ruhe und Gemütlichkeit vor dem Aufbruch. Baithai begleitete mich, und ihm folgte sein ganzer Anhang – Frauen, Kinder und alles Übrige –, wobei die Frauen ihre (nicht sehr umfangreichen) Hausgötter auf dem Rücken trugen. Diese Ndorobos sind angenehme Menschen, wenn man erst einmal ihr Vertrauen gewonnen hat. Sie betrachteten mich als einen Wohltäter und grüßten mich stets mit freundlichem Lächeln. Das Händeschütteln mit ihnen (ein eigener Brauch von ihnen) ist manchmal eine gewisse Prüfung, wenn sie zuvor am Kadaver eines Elefanten beschäftigt waren, der schon seit mehreren Tagen tot ist (Elefantenfleisch hält sich nicht gut), oder wenn sie einige gehortete Knochen mit mächtigem Aroma hantiert haben, das ist wahr; aber ich mag solche herzlichen Beweise des Vertrauens.



AUTHOR'S CHEF EXERCISING HIS ART.

(From a Photograph.)

Ich fand das Felsbecken von beachtlicher Größe und voll mit merkwürdig aussehendem Wasser, sehr grün und undurchsichtig, aber nicht von schlechtem Geschmack. Zweifellos wurde seine Farbe durch irgendeine Art winzigen Bewuchses darin verursacht; warum sich jedoch gerade dieses Becken so von anderen ähnlichen unterschied, war mir ein Rätsel. Es lag auf einem kleinen felsigen Ausläufer eines vorgelagerten Hügels nahe dem Fuß der Hauptkette, und ich fand auf halber Höhe des Hangs einen malerischen Platz zum Zelten, wo es gerade genug ebenen Boden gab, um mein Zelt unter einem passenden Baum aufzuschlagen. Da das Lager hier ziemlich hoch lag, bot es eine prächtige Aussicht über das Land nach Norden bis hin zum Berg Nyiro (nahe dem Südende des Rudolfsees), der groß und dunkel in der Ferne aufragte. Ich verbrachte nach dem kurzen Marsch einen recht angenehmen, faulen Tag damit, es mir gemütlich zu machen, mein Tagebuch zu schreiben und ein wenig herumzuspazieren. Baithai und Co. hatten ihr Lager ganz in der Nähe aufgeschlagen, aber die meisten von ihnen waren den ganzen Tag weg, um den gestrigen Elefanten zu zerlegen, der nicht weit von hier lag, und einige schliefen direkt beim Kadaver.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich nach meinem Ruhetag gründlich erfrischt und fit und brach noch vor Sonnenaufgang mit Baithai und meinen üblichen Gewehrträgern auf. Wir gingen am äußersten Rand der Täler entlang, die unter den Bergen liegen, und hielten uns dicht unter letzteren, wo es in diesem Teil häufig kleine offene Lichtungen gab. Diese ermöglichten es uns, freier und bequemer voranzukommen, als wenn wir uns durch die dornigen Irrgärten des Dschungels hätten winden müssen, der sich zu unserer Rechten erstreckte. Noch in der Frühe passierten wir eine ziemlich steile und steinige Schulter (tatsächlich der Fuß eines Stützpfeilers des Berges) und gelangten in das Tal, in dem der Bach floss. Dieser entsprang einer Schlucht oder Klamm in den Bergen, auf die wir zuhielten und wo Baithai hoffte, Anzeichen von Elefanten zu finden.

Während ich auf einem sehr rauen Wildpfad abstieg, der dieses Tal überblickte, das gerade von der aufgehenden Sonne erleuchtet wurde, bemerkte ich, dass eine große Weißdorn-Akazie, die am Rande eines dichten Gebüsches neben einer grasbewachsenen

Lichtung wuchs, mit Geiern beladen war. Da ich unter solchen Umständen ausnahmslos nachsehe, was die Ursache für eine solche Versammlung sein könnte – wobei ich an meinen verwundeten Elefanten von vor zwei Tagen dachte –, störten wir etwa ein halbes Dutzend mähnenlose Löwen oder Lövinnen am Kadaver einer großen Giraffe auf. Sie hatten sie offenbar am Vortag geschlagen, waren aber immer noch am Fressen. Wenn ich auf Elefanten aus bin, trage ich selbst kein Gewehr, außer wenn ich nah an sie herankomme; und heute hatte ich mit unverzeihlicher Sorglosigkeit noch keines geladen, da wir keine frische Fährte gesehen hatten und ich nicht die Absicht hatte, anderem Wild nachzugehen. Die Folge war, dass ich diese Chance vertat; sonst hätte ich jedenfalls einen der Löwen erlegen können, die noch einen Moment stehen blieben, bevor sie das Feld räumten. Es war mir jedoch nicht sonderlich wichtig, da ich hoffte, Elefanten zu finden, und die Zeit, die zum Häuten eines Löwen nötig gewesen wäre, nicht hätte aufwenden wollen. Wie sich jedoch herausstellte, hätten wir den Tag genauso gut mit dem Häuten von Löwen verbringen können, da wir keinerlei Spuren von Elefanten finden konnten.

Es gab hier einen wunderschönen Bach mit klarem, kaltem Wasser, der nach dem Austritt aus der Schlucht ein kurzes Stück kräftig floss, bevor er in einem kleinen Sumpf in der Ebene verschwand; angenehme Graswiesen säumten ihn. Es schien mir ein Jammer, dass ein so geeigneter Ort nicht genutzt werden konnte – etwa für eine Missionsstation –, da er sich so gut für künstliche Bewässerung eignete. Baithai sagte, wenn Elefanten irgendwo in der Nachbarschaft wären, würden sie sicher an diesen Bach zum Trinken kommen. Nachdem wir jedoch seine Ufer vergeblich nach Anzeichen für ihre jüngsten Besuche abgesucht hatten, blieb uns nichts anderes übrig, als umzukehren. Ich kehrte dann zum Kadaver der Giraffe zurück, in der Hoffnung, die Löwen dort wiederzufinden, aber sie waren nicht dorthin zurückgekehrt, noch konnten wir sie irgendwo in der Nähe aufspüren. Ich machte dann eine Runde durch das offenere Land im Osten, in der Hoffnung, etwas Frischfleisch zu bekommen, verfehlte aber eine Chance auf ein Zebra, weil das Visier meines Lee-Metford (das eine sorgfältige Justierung erforderte, da es nicht korrekt eingestellt war) sich verstellt hatte. So kehrte ich mit leeren Händen und ziemlich verärgert über diesen unglücklichen Tag ins Lager zurück.

Ich besprach mit Baithai die weiteren Pläne, und wir kamen überein, dass er am nächsten Tag zwei Burschen losschicken sollte, um noch weiter vorn nach Elefanten Ausschau zu halten, als wir bisher gewesen waren. Sie sollten sofort zurückkehren, wenn sie eine Fährte fänden, ansonsten erst am übernächsten Tag wieder da sein. Ich schickte Juma am nächsten Morgen nach El Bogoi, um weitere Vorräte für eine von mir geplante Expedition in die Berge zu holen. Ich wies ihn an, falls er die Karawane dort fände (was ich für sehr wahrscheinlich hielt), Abdulla (meinem Headman) zu sagen, er solle mit ihm zurückkommen. Ich ging hinaus, um Fleisch zu jagen, und hielt auf offenes Land zu, das man draußen in den Ebenen sehen konnte. Doch während wir den breiten Gürtel dichten Gebüsches durchquerten, der uns davon trennte, kreuzten wir die frische Fährte von zwei oder drei Elefantenkühen, und ich hielt es für meine Pflicht, ihr zu folgen. Es erwies sich jedoch als vergebliche Mühe. Sie waren auf der Durchreise und hielten offenbar direkt auf den Barasaloi zu, dort wo dieser Bach aus den Bergen tritt, was sehr weit entfernt war. Da sie weder ästen noch verweilten, mussten wir aufgeben und zurückkehren.

Ein Regenschauer am Nachmittag hatte am nächsten Morgen für eine herrliche Frische gesorgt, als ich meine Schritte wieder früh in Richtung der „Ongata“, des offenen Landes, lenkte, um die Vorratskammer aufzufüllen. Die glitzernden Tropfen, die jeden Zweig schmückten, machten das Durchqueren des dazwischenliegenden Dschungels allerdings zu einer recht feuchten Angelegenheit. Kaum hatten wir das Grasland erreicht, das hier vor kurzem abgebrannt worden war und nun grün spross, sah ich einige Grant-Gazellen. Zuerst sahen sie mich und liefen davon; aber da ich mich niedersetzte und stillhielt und sie meinen Wind nicht bekamen (da die Brise mir ins Gesicht wehte), trieb sie die Neugier

zurück, um zu sehen, was ich sei (ich hatte meine Begleiter zurückgelassen). Ich schoss zwei, einen Bock und eine Ricke. Vielleicht faszinierte sie das Glitzern des Gewehrlaufs in der frühen Morgensonne, so wie ein Drehspiegel Lerchen anlockt. Die Grant-Gazellen schienen hier zu dieser Zeit (September) zumeist mager zu sein. Ich denke, die meisten Ricken mussten junge Kitze haben, obwohl keine zu sehen waren; denn wenn sie ganz jung sind, lässt man sie allein liegen, während die Mütter grasen, und man bemerkt sie nur, wenn man zufällig auf sie stößt. Nachdem ich mein Ziel erreicht hatte, ging ich früh zum Lager zurück, wobei meine Männer die beiden Gazellen trugen.

Bald nach meiner Rückkehr trafen Abdulla und einige seiner Männer zusammen mit Juma ein. Ich war in der Tat erfreut und dankbar, sie in anscheinend bester Verfassung und Stimmung zu sehen und zu hören, dass die gesamte Karawane sicher und wohlauf sei. Sie waren gestern im Lager von El Bogoi angekommen, erzählte mir Abdulla, und all seine Nachrichten waren zufriedenstellend; er hatte keine Missgeschicke erlitten. Er war so lange geblieben (dies war der 28. September, und sie hatten mich am 13. August verlassen), um Esel zu kaufen, wozu er meine Erlaubnis hatte, und er hatte fünf erworben. Er hatte vierundzwanzig Lasten Bohnen mitgebracht, die er ohne Schwierigkeiten schnell hatte kaufen können. Er hatte allerdings eine Sache getan, die ich nicht gut hieß, da sie riskant war: Er war mit nur zwei Begleitern nach Laiju gereist und hatte dabei die Jambeni-Kette überquert, die vom Stamm der Embe bewohnt wird – demselben tückischen Volk, das auf meiner früheren Expedition vier meiner Männer ermordet hatte und das ich für dieses Verbrechen hatte bestrafen müssen. Ein Speer war nach ihm geworfen worden, den er mitbrachte; aber er tat dies als Tat eines unruhigen jungen Burschen ab und erklärte, es sei jetzt völlig sicher für einen einzelnen Mann, dort hindurchzuziehen, da die Bevölkerung im Allgemeinen keine Feindseligkeit zeige.

Nach Beratung und Überlegung entschied ich, dass es am besten sei, noch einmal nach Mthara zu schicken, damit wir reichliche Lebensmittelvorräte für unsere lange Reise durch die Wildnis ansammeln könnten, mit einer Reserve für mögliche Jagden auf dem Weg. Dies würde mir in dieser Region noch etwas mehr Zeit verschaffen, sodass ich meinen Plan, im „Subugo“ zu jagen, vor dem Weitermarsch ausführen könnte. Abdulla berichtete auch, dass Ndaminuki, mein „Blutsbruder“, dem er Geschenke von mir überbracht hatte, sich äußerst freundlich und zuvorkommend verhalten und alles getan habe, um ihm zu helfen.

Spät am Abend brachte Baithai die Nachricht, dass seine Boten vom Barasaloi-„Subugo“ zurückgekehrt seien. Sie berichteten, dass sie nirgendwo frische Fährten gefunden hätten, noch hätten sie von Ndorobos aus jenem Teil, die sie dort getroffen hatten, Neuigkeiten über Elefanten gehört. Infolgedessen entschied ich, am nächsten Tag mit Abdulla nach El Bogoi zurückzukehren, um dort alles bezüglich ihrer zweiten Reise nach Mthara zu regeln und dann von dort aus selbst einen neuen Vorstoß in die Berge zu unternehmen. Am Abend ließen sich einige Perlhühner auf einem Baum nahe dem Lager nieder, und ich holte mir eines mit meinem Rook-Gewehr. Die Stoßzähne der alten Kuh waren heute hereingebracht worden. Ich schätzte das Paar auf etwa 30 Pfund, was sich später auf das Gramm genau als richtig erwies. Am Morgen zogen wir auf einer anderen und offeneren Route als auf dem Hinweg zurück nach El Bogoi. Unterwegs schoss ich eine weitere Gazelle. Hätte ich es gewusst, hätte ich eine Oryx-Antilope bekommen können, da zwei ganz in der Nähe waren; aber ich sah sie erst, nachdem ich den anderen Bock geschossen hatte, und da waren sie schon weit weg. Ich fand meine Männer alle so fröhlich wie möglich vor, und sie sahen sehr fit aus. Sie waren durchaus bereit, noch einmal nach Mthara zu gehen, da sie dort gut lebten, schienen sich aber begierig auf den Weitermarsch zum See zu freuen, dessen Besuch sie ebenso herbeisehnten wie ich. Abdullas neue Esel waren prächtige, starke Tiere in gutem Zustand und würden eine große Hilfe auf unserer

Reise nach Norden sein. Auch meine anderen Esel hatten sich durch die Ruhe hier verbessert.

Ich war insgesamt sehr zufrieden mit der Art und Weise, wie Abdulla seine Pflicht auf dieser Reise erfüllt hatte, und sagte ihm das auch; denn er hatte meine Wünsche höchst eifrig und treu ausgeführt. Er war ein Headman ganz nach meinem Geschmack. Ich regelte alles für seinen erneuten Aufbruch am folgenden Tag und wies ihn an, wenn möglich in zwanzig Tagen zurück zu sein; bis dahin wollte ich bereit für den endgültigen Aufbruch nach Reshiat sein. Obwohl ich ungeduldig war weiterzuziehen, war ich froh, hier zuerst noch etwas Zeit zu gewinnen, da ich besonders gerne über die Lorogi-Berge gehen wollte, unter denen ich so viel gejagte hatte. Es war zudem klug, einen reichlichen Lebensmittelvorrat zu sichern, bevor wir in die vor uns liegende Wüste eintauchten; denn es geht nichts über eine ausreichende Vorsorge für die Zukunft. In der Zwischenzeit hoffte ich, noch etwas mehr Elfenbein zu bekommen.

Die Träger waren am Nachmittag zu mir gekommen und hatten mich gebeten, ihnen hier noch einen Tag Ruhe zu gönnen, was ich gerne bewilligte. So ging ich am nächsten Morgen hinaus, um etwas Fleisch zu besorgen, sah aber keine lebende Seele. Baithai, der sein Lager wieder nicht weit von meinem aufgeschlagen hatte, kam und sagte, er habe Männer ausgesandt, um den „Subugo“ (das ist der Wald auf den Bergen) weit und breit nach Elefanten zu erkunden. Er erzählte mir auch, dass Lesiat mit seinem Clan zurückgekommen sei und am Fuße der Kette nahe einem meiner alten Jagdlager kampiere, von wo aus ich letztes Jahr mehrere Elefanten geschossen hatte. Weniger hoffnungsvoll klang jedoch die Nachricht, dass Lesiats Gruppe ein oder zwei Elefanten im Bergwald getötet habe; dennoch schien er zuversichtlich, dass noch welche da sein würden. Das Wetter war viel trockener und folglich günstiger für einen Besuch des hohen „Subugo“ als im Jahr zuvor, denn jetzt regnete es selbst auf dem Gebirgszug selten. Ein anderer Ndorobo-Freund von mir, das Oberhaupt der Gemeinschaft, die mit mir am El Gereh gewesen war und an meinen Elefanten geschmaust hatte, kam mich ebenfalls besuchen und sagte, er habe einen kleinen Stoßzahn, den er mir schenken wolle. Natürlich ziehen solche Geschenke Gegengeschenke nach sich und sind auf diese Weise oft kostspieliger, als wenn man sie kauft; daher lautet meine allgemeine Devise gegenüber den meisten Eingeborenen: „Timeo Danaos et dona ferentes“ (Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen). Aber diese Leute sind bei weitem nicht so habgierig und unersättlich wie der Durchschnittsafrikaner, und ich gönne es ihnen, sie großzügig zu behandeln.

Am 1. Oktober brach Abdulla erneut nach Mthara auf. Ich wartete noch immer auf Nachrichten über Elefanten und hielt es für das Beste, nicht in den „Subugo“ zu gehen, bis ich welche hatte. Mein alter Freund Lesiat kam mich besuchen. Er versuchte, seinen Erfolg bei den Elefanten diesmal zu verheimlichen und erklärte, er selbst habe jedenfalls nur einen ganz kleinen getötet. Er hatte mir einige wunderschöne Honigwaben mitgebracht, fast so weiß wie Schnee und der Honig klar wie Kristall. Wie üblich blieb er die ganze Nacht in meinem Lager, wo er wusste, dass er immer ein herzliches Willkommen und eine kräftige Mahlzeit bekam. Doch als er sich am Abend, nachdem ich zu Abend gegessen hatte, zu mir an das Logfeuer vor meinem Zelt setzte, um unser übliches Gespräch mit Squareface als Dolmetscher zu führen, bemerkte ich eine gewisse ungewohnte Befangenheit in seinem Wesen. Er schien zu glauben, dass er mich nicht ganz gut behandelt habe, indem er die Elefanten aufschreckte, während ich weg war; denn er wusste, dass ich mir besondere Mühe gegeben hatte, ihn wissen zu lassen, wenn ich meine erlegt hatte. Ich meinerseits tat so, als sei ich wütend auf ihn. Aber Tatsache war, dass er zu faul gewesen war, bis zum El Gereh zu gehen, das außerhalb seines Reviers lag, und es ihm dennoch nicht gefiel, dass ich ohne ihn ging. Er erklärte, er habe jetzt nirgendwo Nachrichten über Elefanten. Juma, den ich am Vortag in die entgegengesetzte Richtung

zu meiner letzten Jagd geschickt hatte – also nach Süden in den Distrikt des oberen Seya –, kehrte zurück und brachte zwei Ndorobo-Jünglinge aus jener Gegend mit. Sie hatten jedoch nichts mitzuteilen, da sie sagten, in ihrer Nachbarschaft seien keine Elefanten mehr gewesen, seit Lesiat kurz nach meiner Ankunft die große Herde vertrieben hatte. Juma jedoch erklärte, er habe auf dem Rückweg frische Fährten gesehen, in einem Teil, in dem ich früher gejagt hatte. In Anbetracht aller Umstände entschied ich, zuerst diesen Weg zu gehen und die Berge aufzusparen, bis ich sichere Nachrichten hätte, in welchem Teil der Kette mit Erfolg zu rechnen sei.

Bevor wir jedoch am nächsten Morgen aufbrachen, gab ich Lesiat so viele Bohnen, wie seine Frau tragen konnte, den größeren Teil eines großen Laibs Tabak (den Abdulla mir zu dem Zweck mitgebracht hatte, ihn meinen Ndorobo-Freunden zu geben, die ihn mehr als alles andere schätzen) und sechs Grant-Gazellenhäute. Das ließ ihn wieder lächeln. Die Häute (die sie sehr gerne zu Umhängen vernähen) wollte er damals nicht mitnehmen, da er nicht wollte, dass seine Freunde sie sähen, damit sie ihn nicht um welche anbetteln könnten; so hieß er mich, sie wegzulegen, bis er eine Gelegenheit hätte, sie heimlich nach Hause zu schmuggeln.

Wir packten dann so schnell wie möglich zusammen und gingen nach Süden zu einem Ort in etwa gleicher Entfernung von der Bergkette, wo es ein Becken mit sehr hartem und eher ekelhaftem Wasser gab, das mit irgendeinem Salzmineral geschwängert war; und ich ließ nach Lorgete schicken (dem Ndorobo, der sich bei meiner ersten Ankunft auf dieser Reise eher schlecht benommen hatte). Als er kam, hatte er viele Worte zu machen, zuerst über unseren Streit, wobei er versuchte darzustellen, dass er der geschädigte Teil sei. Ich hörte geduldig zu und antwortete ihm ruhig, indem ich aufzeigte, wie er mich getäuscht hatte, um zu verhindern, dass Lesiat von meiner Ankunft erfuhr, woraufhin dieser die Elefanten gestört hatte, während er mir keine zeigen konnte, sodass meine Chance auf Beute vertan war – durch seine selbstsüchtige Eifersucht. Schließlich willigte er ein, auf Elefantennachrichten zurückzukommen. Er erzählte mir dann, dass ein kleiner Trupp Bullen in der Nähe sei und dass sie gestern unweit von hier gesehen worden seien. Er schlief in meinem Lager, um bereit zu sein, am nächsten Morgen früh mit mir aufzubrechen. Bei Sonnenaufgang waren wir bereits auf dem Weg zu dem Teil, wo er die Herde vermutete, da er durch lebenslange Erfahrung mit ihren Lieblingsplätzen in der Umgebung vertraut war.

Schon bald zeigten frische Fährten, dass er mit seinen Berechnungen richtig gelegen hatte. Wir folgten ihnen jedoch nicht, sondern hielten auf eine hohe, felsige Koppie unweit davon zu, die wir zu erklimmen begannen. Als ich den Gipfel erreichte, winkte mir Lorgete, der mir vorausgegangen war, ihm auf einen von Gebüsch freien Felsen zu folgen. Ich konnte an seinem zufriedenen Lächeln und dem aufgeregten Blick in seinen Augen sehen, dass er bereits Elefanten ausgemacht hatte, und als ich seine Seite erreichte, sah auch ich sofort – ohne die Hilfe seines eifrigen Griffs an meinen Arm und seines demonstrativen Zeigens – die Oberseiten der Köpfe und Rücken sowie die oberen Teile der langsam schlagenden Ohren mehrerer Elefanten, die von unserem Aussichtspunkt aus im Gebüsch ein Stück weiter sichtbar waren. Unser Standplatz auf dem Gipfel dieses schroffen, kegelförmigen Hügels bot einen vollständigen Überblick über den dichten Dschungel, der sich in alle Richtungen unter uns ausbreitete. Der größte Teil davon bestand aus dornigem Gestrüpp von etwa zehn oder zwölf Fuß Höhe, aber an einigen Stellen gab es Gruppen von dornigen Bäumen, durch die wir nicht hindurchsehen konnten.

Während ich sorgfältig den Busch überall um und jenseits der Elefanten absuchte, die ich zuerst erblickt hatte, wurde nach und nach ein weiterer und noch einer sichtbar, wenn er seine riesigen Ohren bewegte oder aus dem Schatten eines Baumes trat, mit dem seine

dunkle Gestalt verschmolzen war. So machte ich acht Tiere aus, allesamt große Bullen, wie ihre breiten Stirnen und massiven Umrisse sofort deutlich machten. „Njok!“ (Groß!), flüsterte Lorgete mit gewaltigem Nachdruck auf der letzten Silbe – hielt seinen Speer hin, um übertriebene Länge anzudeuten, und legte dann seine Hände weit gespreizt in greifender Haltung auf beide Seiten seines Oberschenkels, um fabelhafte Masse zu suggerieren, während er bewundernde Grimassen schnitt, um seine pantomimische Beschreibung der enormen Größe ihrer Stoßzähne nach seiner Meinung weiter zu betonen. Ich beobachtete sie eine Zeit lang. Sie schienen mit dem Äsen aufgehört zu haben. Fünf zogen voraus; ein weiterer war ein Stück abseits, die anderen zwei blieben ganz in der Nähe unserer Koppie stehen.

Während wir auf dem Gipfel saßen, wehte der Wind, wenngleich schwach, stetig in unsere Gesichter; doch beim Abstieg, um uns diesen letzten beiden Elefanten zu nähern, wurde er böig und wechselhaft, und als ich durch die dichte Deckung vordrang, war ich fast sicher, dass er mich verraten würde. Ach, gäbe es doch eine gute, steife Brise! Dennoch entschied ich mich weiterzugehen und es darauf ankommen zu lassen. Mit aller Vorsicht tastete ich mich voran und gelangte nah genug heran, um sie durch die schmale Öffnung im Busch zu sehen, die der Pfad ließ, dem ich folgte. Ein gewaltiger Kerl stand inmitten des dichten Gestrüpps, den Kopf mir zugewandt, der andere befand sich hinter ihm. Ich schlich mich ganz nah heran, konnte aber unmöglich zum Schuss kommen. Ich wollte zurückgehen und es aus einer anderen Richtung versuchen, aber er schien mich zu bemerken, und ich fürchtete, wenn ich mich bewegte, würde er gehen – oder kommen. In dieser Ungewissheit stand ich eine beträchtliche Zeit dem großen Tier gegenüber. Er war ein riesiges Biest mit prächtigen langen und dicken Stoßzähnen, die ich auf nicht weniger als 90 Pfund pro Stück schätzte. Mein Herz sank, als ich spürte, wie der Wind einschlief, drehte und mir dann ein sanfter Hauch in den Rücken wehte. Ich wusste, dass alles vorbei war, da ich ihn in seiner gegenwärtigen Position unmöglich schießen konnte, vertraute aber auf eine mögliche Chance, wenn er sich umdrehte. Hoch ging sein Rüssel, er schwang herum und war im Nu im Lauf davon. Ich gab einen Schnellschuss ab, konnte aber wegen der dichten Deckung nicht zum Zielen kommen. Auch auf der Fährte fanden sich keinerlei Blutspuren. Wir folgten ihren Windungen stundenlang in dieser gewaltigen Festung, mussten es aber schließlich aufgeben, da sie am Nachmittag mit dem Wind abgedreht waren. Ich kehrte schweren Herzens ins Lager zurück. Es war eine wahrhaft herzzerreißende Enttäuschung, dass es mir nicht gelungen war, auch nur einen der ersten großen Bullen zu erlegen, die ich auf dieser Reise gesehen hatte. Man muss so etwas im Leben eines Jägers ertragen; und das Einzige, was ich hoffen konnte, da ich meinen Elefanten nicht getötet hatte, war, dass ich ihn ganz verfehlt hatte. Aber ach, diese schweren Stoßzähne!

Obwohl ich nur geringe Hoffnung hatte, sie so bald nach dem Aufschrecken unseres Wildes wiederzufinden, war ich am nächsten Morgen wieder draußen und traf Lorgete nach Vereinbarung an einer Stelle im Busch. Wie ich befürchtet hatte, waren die Elefanten abgezogen, und es war keine frische Fährte zu finden. Lorgete war ein unbefriedigender Mann für die Jagd und ärgerte mich immer wieder sehr. Er war zu aufgeregt, redete viel zu viel und hatte die Angewohnheit, alle Augenblicke stehen zu bleiben, um sich in vielen irrelevanten Worten zu erleichtern, was besonders nervtötend ist, wenn man ganz in die Suche nach Wild vertieft ist. Heute stieß er mich mit seinem ständigen Firlefanz so sehr ab, dass ich dachte, er müsse Met getrunken haben. Er zeigte auch deutlich, dass er zerfressen war von Eifersucht auf meinen viel standhafteren und verlässlicheren Freund Lesiat; so war ich eher froh, ihn loszuwerden und früh ins Lager zurückzukehren, zumal Squareface lahmte und mir töricht gefolgt war, ohne mir davon zu erzählen. Später am Tag erzählte mir sein Sohn, der gerade von Lesiats Leuten zurückgekehrt war, er habe die Fährte unserer gestrigen Herde in Richtung El Bogoi ziehen sehen. Unter diesen Umständen entschied ich, in jene Richtung zurückzugehen.

Wir verlegten dementsprechend unsere Quartiere erneut, kehrten aber nicht zum Hauptlager zurück, sondern schlugen uns zu einem Punkt weiter oben am Bach durch, von dem ich wusste, dass Baithais Familie dort jetzt lagerte. Ein frisch benutzter Pfad vom Wasser zeigte uns den Weg zu der Höhle – die wie der Bau einer Hyäne stank – ganz in der Nähe. Es ist außergewöhnlich, was für erbärmliche Orte diese Ndorobo-Lager sind; Hütten, die den Namen kaum verdienen – beschämt von manchem Vogelnest –, einfach im ungeräumten Gestrüpp platziert, ohne auch nur einen schattigen Baum oder freien Platz. Baithai und seine Gefährten und ihre Frauen kamen kurz nach uns dort an, die Frauen beladen mit verrottenden Elefantenknochen und verwesendem Fleisch. Es schien, er habe einen kleinen Elefanten tot aufgefunden, zweifellos denjenigen, den ich mit meinem zweiten Lauf geschossen (und später noch einmal getroffen) hatte an dem Tag, als ich die alte Kuh bei Mreya erlegte. Die Stoßzähne, die er mir loyal und völlig bereitwillig überließ, waren klein. Ich hätte ihn nicht geschossen, wenn ich es gewusst hätte; aber es war ein Schnellschuss im Busch und der einzige, bei dem ich eine Chance bekam. Dieser erhöhte meine bisherige Gesamtzahl für diese Reise auf fünfundzwanzig. Er sagte, seine Boten hätten jede Menge Fährten im „Subugo" gefunden, aber er dächte, es seien auch einige Elefanten in der Schlucht des El Bogoi, direkt unter den Bergen, und versprach, am Morgen mit mir zur Jagd zu kommen. Unsere Suche dort war fruchtlos. Wir folgten dem El Bogoi aufwärts und untersuchten seine Ufer sorgfältig den ganzen Weg bis zum Ende der Schlucht, aber wir konnten keine einzige Fährte entdecken. Dies bewies, dass keine Elefanten in der Nähe des Baches sein konnten. Wir kehrten dementsprechend früh ins Lager zurück.

Am Nachmittag wurde ich von einer beachtlichen Menge Ndorobos besucht, bestehend aus Lesiats Leuten und einigen Angehörigen eines Clans, der weiter oben im höchsten Teil des Gebirges lebt (jenem Teil, der eigentlich Lorogi genannt wird, obwohl der Name oft für die gesamte Kette verwendet wird). Letztere waren zusammen mit ihrem Anführer – einem sympathischen alten Herrn – zu Besuch bei Lesiats Stamm, mit dem sie befreundet waren. Ich freute mich, ihre Bekanntschaft zu machen, da ich hoffte, eines Tages in ihrem Gebiet zu jagen. Ich hielt einen interessanten Plausch mit dem alten Mann, der mir ein wenig Honig mitgebracht hatte, und überreichte ihm ein Geschenk. Er beschrieb ihren Teil des Landes als ein renommiertes Elefantenrevier und sagte wahrheitsgemäß, wie ich aus anderen Quellen wusste, dass es als solches seit jeher gefeiert werde. Nach diesen Gesprächen tanzten Lesiats junge Heißsporne für mich. Ihre Tänze ähneln denen der Massai und bestehen hauptsächlich aus Auf- und Abspringen, begleitet von Gesang. Die Musik ist natürlich von barbarischer und primitiver Art, aber recht melodiös. Es tat mir sehr leid, dass ich meinen Besuchern kein Fleisch anbieten konnte; tatsächlich hatte ich jedoch nicht einen Brocken für mich selbst, sonst hätte ich ihn mit ihnen geteilt, wie sie wohl wussten. In der Tat erlebte ich zu jener Zeit eher magere Hungerzeiten und fühlte mich etwas ausgezehrt als Folge ständiger harter Anstrengung bei nur wenig bekömmlicher oder sättigender Nahrung – eine unpassende Kombination. Auf Jagdexpeditionen war mir zuvor selten das Fleisch ausgegangen; aber das Glück war mir nun nicht hold, denn obwohl ich am nächsten Tag eigens ausrücks, um etwas zu schießen, kehrte ich erfolglos zurück. Ich sah zwar Wild – Oryx, Giraffen usw. –, aber der Wind war ungünstig, sodass ich mit leeren Händen zurückkehren musste, um weiter zu hungern. Lesiat kam erneut, zweifellos in der Hoffnung, ich hätte etwas erlegt; denn er wusste aus Erfahrung, dass ich meinen letzten Bissen mit ihm teilen würde. Er hatte keine ermutigenden Neuigkeiten für mich; am Abend jedoch brachte einer seiner Männer die Nachricht, dass sich Elefanten in jenem Teil des Busches unweit seines derzeitigen Lagers aufhielten. Davon angespornt beschloss ich, meine Reise auf den Berg, für die ich bereits Vorbereitungen getroffen hatte, um einen weiteren Tag zu verschieben.

Es ist unnötig, den Leser mit einer detaillierten Beschreibung der Jagd des nächsten Tages zu ermüden, da sie eine exakte Wiederholung meiner jüngsten Erfahrung mit Lorgete war.

Das Gestrüpp war vom dichtesten; der Wind wehte in alle Richtungen – sofern überhaupt ein Hauch zu spüren war – und Lesiat war ziemlich nervös und irritierend. Der Bulle, auf den ich stieß, stand mir in einem schmalen, kaum passierbaren Pfad direkt gegenüber, inmitten eines undurchdringlichen Dickichts, das ihn selbst von vorne verdeckte, sodass ich unmöglich einen Schuss auf seine Brust anbringen konnte. Natürlich bekamen sie meinen Wind und verschwanden augenblicklich mit einem plötzlichen Ansturm. Lesiat war entmutigt, ich fast am Boden zerstört, und das Lager war einen langen, mühsamen Weg entfernt. So gab ich auf und trottete müde und niedergeschlagen zurück. Der flüchtige Blick, den ich auf seine Stoßzähne – jeder eine volle Traglast – erhascht hatte, minderte meinen Verdruss keineswegs.

Lesiat zeigte keine Neigung, mich in den „Subugo" zu begleiten (wie die hochgelegenen Waldgebiete von den Massai- und Ndorobo-Stämmen genannt werden). Das Wort wird oft fälschlicherweise für den Namen einer Ortschaft gehalten und erscheint als solcher auf vielen Karten; in Wirklichkeit bezeichnet es jedoch den Charakter des Waldes – eine Art, die auf hohen Gebirgsketten und Plateaus von beträchtlicher Höhe in vielen Teilen Ostafrikas vorkommt. Der charakteristischste Baum der meisten dieser echten Wälder, die durch die verhältnismäßige Feuchtigkeit solch kühler Höhen genährt werden, ist der Wacholder, ein Nadelbaum mit einem Laubwerk, das stark an das der Lebensbäume erinnert, wenn auch viel weniger dicht. Lesiat sagte, wenn ich Elefanten erlegte, die nicht zu weit entfernt seien, würde er mir folgen, um sie zu essen, sobald er Nachricht von meinem Erfolg erhielte. Wo er zuletzt auf den Bergen gelagert hatte, war direkt hinter dem Kamm, in dessen Nähe sie die beiden getötet hatten, von denen ich gehört hatte; und er würde, so sagte er, unter keinen Umständen die Hänge auf der Westseite hinabsteigen. Der Grund, den er für seinen Einwand gegen einen Besuch jener Region anführte, war, dass sie von menschenfressenden Löwen verseucht sei; und er erzählte mir die folgende Geschichte als Beweis dafür und um seine Abneigung gegen jenen Teil des Landes zu erklären. Ich gebe sie genau so wieder, wie er sie mir erzählte.

Als er ein junger Mann war, wanderte er dort einmal mit einem Gefährten auf der Suche nach Honig umher – die übliche Beschäftigung dieser Leute. Während sie ihrem Vorhaben nachgingen, wurde er plötzlich von einem Löwen angesprungen, der ihn am Kopf packte und begann, ihn wegzuzerren. Als das Tier mit ihm im Maul dicht an einem dichten, buschigen Baum vorbeikam, gelang es ihm (nach seiner eigenen Darstellung), seinen Kopf zwischen die Äste zu bekommen und so das Vorankommen seines Fängers zu verzögern, während er gleichzeitig seinen Gefährten um Hilfe rief. Letzterer jagte einen Pfeil in den Löwen, woraufhin dieser seine Aufmerksamkeit auf ihn übertrug und Lesiat losließ. Nachdem Lesiat seinen Kopf im Maul der Bestie gehabt hatte, lag ihm nicht daran, den Streit weiterzuführen; er lief schreiend davon und überließ seinen Freund dem Schicksal, gefressen zu werden. Der Löwe, so erklärte er, starb nicht. Zum Beweis seiner Geschichte zeigte er mir die Narben an seinem Kopf, die deutlich genug waren. Ich gab zu bedenken, dass dies vor sehr vielen Jahren geschehen sein müsse, da er nun ein älterer Mann sei; er jedoch beharrte darauf, dass der Menschenfresser noch immer in der Nachbarschaft umherstreife und dass er nicht der einzige sei, der in jenem Teil Jagd auf Menschen mache.

KAPITEL XI

VON EL BOGOI ZUM RUDOLFSEE

Ein strapaziöser Marsch — Seemannsgarn auf Swahili — Erlegung einer ungewöhnlichen Gazelle — Das „High Veldt" — Ein Schakal beansprucht Verwandtschaft — Eine merkwürdige Episode — Thomsons-Gazelle und Jacksons Kuhantilope — Mein

„Glückslager“ — Ein neuer Zweig der Geburtshilfe — Ein Land, in dem Honig fließt — Mein Elfenbeinlager — Ein willkommener Anblick — Störung einer Siesta — Eine Chance für einen Gärtner — Tod eines Lieblings — Die Verkleidung eines Fotografen — Unsere Route zum Rudolfsee — Ein glückliches Entkommen.

Am 9. Oktober erkletterte ich das Gebirge, begleitet von Baithai und zwei Ndorobo-Jünglingen sowie natürlich meiner üblichen kleinen Gruppe von neun oder zehn Männern, die meine Jagdausrüstung trugen. Wir hatten einen schrecklich anstrengenden Marsch. Baithai führte uns direkt die fast senkrechte Bergflanke hinauf, wo es keinerlei Pfad gab. Nachdem wir uns am Fuße durch dichtes Gebüsch gekämpft hatten, fanden wir den unteren Teil des Aufstiegs mit einem dichten, niedrigen Gestrüpp bedeckt, durch das man nur sehr unangenehm vorankam, und darüber war das trockene Gras so schlüpfrig wie Eis. Dies machte den langen Aufstieg bei solch einer exzessiven Steigung in der brütenden Hitze zu einer höchst mühsamen und strapaziösen Angelegenheit. Als schließlich im kühlen Schatten des Waldes auf dem Gipfel die Erleichterung eintrat, war diese unbeschreiblich nach dem gleißenden Licht der brennenden Sonne am steilen Hang, der wir den ganzen Morgen ausgesetzt gewesen waren, während wir mühsam Schritt für Schritt etwa 3000 Fuß aufstiegen. Einmal oben angekommen, war die harte Arbeit vorbei. Wir konnten bequem zwischen den Stämmen hoher Bäume wandern, da es außer in den Tälern nur wenig Unterholz gab, und hielten eine willkommene Rast an einem kleinen Bach (dem Ursprung des El Bogoi), auf den wir bald stießen und in dessen klarem, kaltem Wasser meine durstigen Männer gerne ihren Durst löschten.

Ich drängte bald zum Weitergehen und erreichte den von Baithai empfohlenen Lagerplatz kurz nach 14 Uhr; doch die meisten Träger waren zurückgeblieben, hatten unsere Spur verloren und wurden erst gegen Sonnenuntergang von dem zur Suche ausgesandten Ndorobo hereingebracht. Es war ein malerischer Ort an einer kleinen, offenen Graslichtung, unterhalb derer in einer Senke – dem Kopf einer Schlucht – eine Quelle entsprang, deren Wasser nach Westen floss. Die gesamten Gipfel und Westhänge dieser Kette sind mit Wald bedeckt, kalt, feucht und düster; die Bäume (die an manchen Stellen von beträchtlicher Größe sind und gelegentlich vielleicht sogar 100 Fuß Höhe erreichen) sind mit Moosen behängt, und jede Senke hat ihren sumpfartigen Bach. Es ist ein trostloser und deprimierender Ort, an dem seltsame Kreaturen die ganze Nacht hindurch unheimliche und melancholische Schreie ausstoßen; Laute, bei denen man rätselt, ob sie von Vögeln, Tieren oder Reptilien stammen.

Squareface und Baithai waren am Nachmittag vorausgegangen, um nach Fährten zu suchen, und fanden ganz frische unweit von hier; zudem hörten sie die Elefanten, sodass wir am Morgen ausrückten, um nach ihnen zu suchen. Die Nacht war schön gewesen, ohne den kleinsten Bergnebel, aber es gab starken Tau und die stille Luft des frühen Morgens war kühl. Es ist unnötig, all unsere mühsamen Windungen an diesem Tag aufzuzählen, da er sich als ein weiterer Fehlschlag erwies. Wir folgten frischen Fährten, die wir in der Nähe der Stelle aufnahmen, an der die Elefanten am Nachmittag zuvor gehört worden waren; aber sie hatten sich gewunden und getrennt und mussten später unseren Wind bekommen haben, denn obwohl wir bis weit in den Nachmittag hinein beharrlich durch viele steile und schlüpfrige Klammen suchten und sie sogar einmal hörten, bekamen wir sie nie zu Gesicht. Dann wurden die Spuren verworren und schwierig zu enträtseln; es donnerte und begann zu regnen, und unsere Führer sagten, wenn wir noch weiter folgten, würden sie den Rückweg zum Lager nicht mehr finden können, sodass ich schweren Herzens und erneut mit leeren Händen umkehrte.

Es war harte Arbeit, aber der Wald war wunderschön und interessant. Wo es einigermaßen eben war, wie auf den Bergrücken, war der Boden zwischen den hohen, geraden Baumstämmen passabel offen; aber in den steilen Klammen der Bäche und

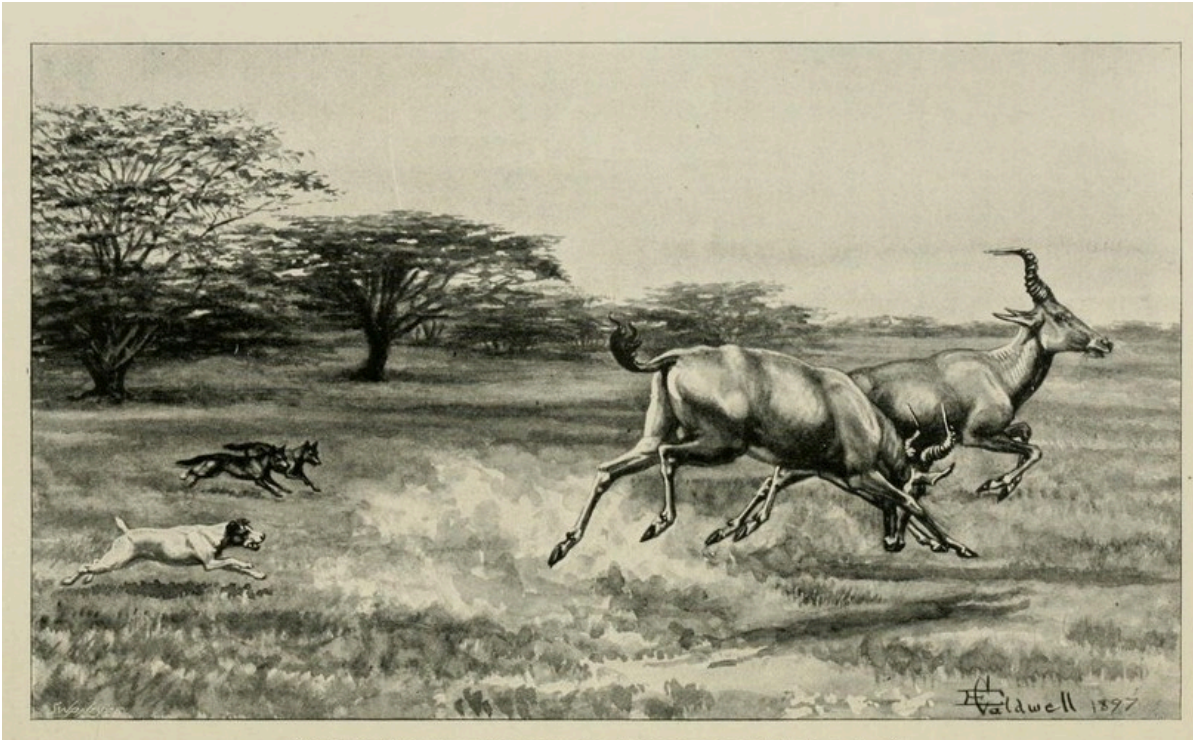
zahlreichen kleinen, sumpfigen Zuflüssen (die sich schließlich alle in einem Arm des Seya vereinen) gab es viel Unterholz. Überall fanden sich Anzeichen dafür, dass Elefanten den Wald häufig aufsuchten, aber außer hie und da etwas Nashorndung gab es kein anderes Wild. Tauben waren zahlreich, und die Flügel der Turakos ließen mit purpurroten Blitzen das düstere Greisenbartmoos aufleuchten, mit dem viele Bäume drapiert waren, oder durchstreiften das grüne Blätterdach, wenn man über die von ihren lärmenden, aber angenehmen Schreien widerhallenden Schluchten blickte. Am Abend gab es einen langen, schweren Schauer, und die Nacht war kalt und neblig.

Ich hatte nun schon eine geraume Zeit ziemlich hart gearbeitet, ohne Erfolg als Ansporn, bei einer nicht sehr gesunden oder nahrhaften Diät (nämlich Bohnen und wildem Grünzeug) und oft mit unzureichendem Schlaf, sodass ich mich etwas schlaff fühlte; und da ich wusste, wie sehr dies die Nerven beeinträchtigen und dadurch die Treffsicherheit ruinieren kann, kam ich zu dem Schluss, dass ein Tag Ruhe mir nicht schaden würde. So blieb ich am nächsten Tag (11. Oktober) im Lager und hantierte im Wald herum, wo es genug gab, was einen interessieren konnte – Schmetterlinge fangen oder die schönen kleinen Baumfrösche und seltenen Vögel bewundern; während Squareface und Baithai in die eine Richtung und Juma mit einem anderen Ndorobo in die entgegengesetzte Richtung auszogen, um nach Fährten zu suchen.

Am Nachmittag schlenderte ich unweit des Lagers im Wald umher, als ich Squareface traf, der beladen mit frischem Elefantenfleisch zurückkehrte. Da ich am Vortag keinen Schuss abgegeben hatte, wunderte ich mich, wie er es beschafft hatte, bis er erklärte, er habe selbst eine kleine Kuh geschossen. Er sagte, er sei in eine Herde geraten, ohne es zu wissen, und diese habe ihn angegriffen; er beteuerte, nur einen Schuss abgegeben zu haben. Ich kannte den Charakter der Swahili zu gut, um dieses Garn zu glauben, und fühlte mich keineswegs erfreut, da ich sicher war, dass er die Herde vertrieben haben musste. Dennoch war das Fleisch willkommen und ich machte ihm keine Vorwürfe. Es stellte sich jedoch viel später heraus, dass er eine ganze Anzahl Patronen verbraucht hatte. Meine Befürchtungen, dass die Elefanten die Nachbarschaft verlassen würden, bestätigten sich ebenfalls, wie sich bald zeigen sollte. Er wusste, dass ich ihm niemals erlaubte, sein Gewehr zu benutzen, das er lediglich als Verteidigungswaffe trug; aber ich vermute, er war versucht, sein Glück zu versuchen, als er im offenen Wald auf die Elefanten stieß, wo es einfach war, nah heranzukommen und aus der sicheren Deckung der Bäume einen freien Schuss abzugeben. Juma brachte keine brauchbaren Nachrichten. Er war bis Sonnenuntergang unterwegs gewesen und hatte nur die Fährte von drei durchziehenden Tieren gesehen, die nach Süden zogen.

Der Tag war bewölkt und regnerisch gewesen, die Nacht kalt und nass, und es regnete noch immer am Morgen, als ich selbst mit Juma und einem Ndorobo wieder aufbrach; Squareface ging mit einem oder zwei weiteren meiner Männer los, um die Zähne seines Elefanten und etwas Fleisch zu holen, während Baithai unterwegs war, um seine Familie zum Festmahl zu rufen. Wir machten eine weite Runde, überquerten das tiefe Tal des Hauptstroms, der diesen Teil der Kette entwässert (vom Kamm auf der gegenüberliegenden Seite aus bot sich mir ein herrlicher Blick über das offene Land bis in weite Ferne), und stiegen dann dorthin ab, wo die Täler in das flache Land übergehen und beginnen, sich in grüne, grasbewachsene Savannen zu weiten. Ich beschloss, in diesem angenehmen Grenzland zwischen dem Wald und den offenen Ebenen zu lagern; und ich hoffte immer noch, irgendwo Elefanten zu finden, obwohl klar war, dass die Herde, die Squareface gestört hatte, ihr Quartier gewechselt hatte, da die einzigen frischen Spuren, die wir finden konnten, jene waren, die auf ihrem Rückzug entstanden waren. Dennoch gab es überall reichlich neuere Fährten, und jedenfalls würde es interessant sein, etwas vom Land auf dieser Seite des Gebirges zu sehen und herauszufinden, welches Wild es beherbergte.

So zogen wir am nächsten Tag hinunter und lagerten in einer kleinen Lichtung direkt am Rande des offenen Landes am Ufer eines kräftigen Baches. Der Abstieg auf dieser Seite der Berge ist zwar mit Lasten schwierig genug, aber keineswegs so steil wie ihre Ostflanke, und die Ebenen hier müssen viel höher liegen als das Land auf der El-Bogoi-Seite. Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang ins Offene und schoss ein Paar Grant-Gazellen. Ich stellte fest, dass sie sich von denen auf der anderen Seite des Gebirges (und überall sonst, wo ich gewesen war) dadurch unterschieden, dass sie längeres Haar und dunkle Streifen an den Flanken hatten, während die Färbung des Rückens ebenfalls dunkler ist als bei der gewöhnlichen Art. Ich brachte ein Fell dieser Varietät mit nach Hause, und es befindet sich nun im Britischen Museum. Ich bin Herrn Oldfield Thomas für die folgende Beschreibung dieser Varietät zu Dank verpflichtet, die in den *Annals and Magazine of Natural History* im November 1897 erschienen ist.



SCRATCH PACK CHASING WOUNDED HARTEBEESTE (*Bubalis jacksoni*).

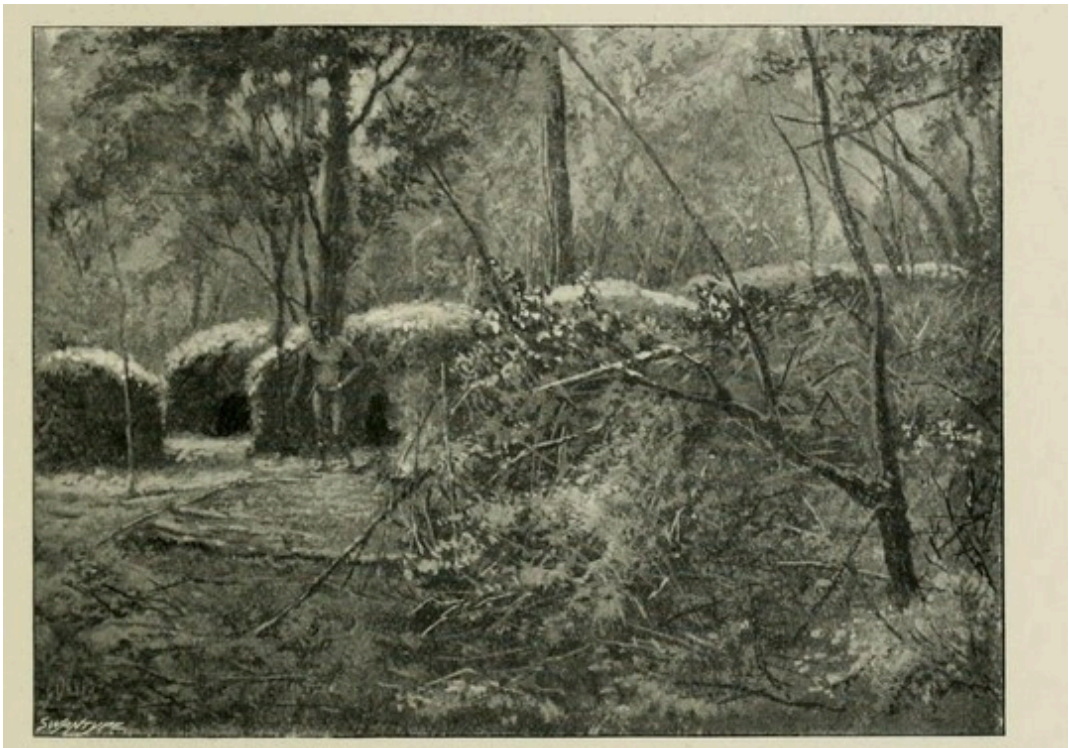
> Ähnlich in allen wesentlichen Merkmalen der typischen *G. grantii*, aber unterschieden durch die größere Länge, Breite und Intensität sowohl der dunklen als auch der hellen lateralen Bänder. Das erstere ist fast schwarz, das letztere blass-gelbbraun, und oben nach hinten gefolgt von einem zweiten dunklen Band, heller als das seitliche Hauptband, dunkler als die Mitte des Rückens. Das Pygalband ist schwarz und stark ausgeprägt.
>
> *Vorkommen:* Westabhang der Lorogi-Berge, Britisch-Ostafrika.
>
> Gesammelt und überreicht von Arthur H. Neumann, Esq.
>
> Diese ansehnliche Gazelle wurde seither in derselben Region von Herrn H. S. H. Cavendish erlegt.

Ich blieb hier vom 13. bis zum 19. Oktober. Es gelang mir nie, auf Elefanten zu stoßen, die offenbar durch Squarefaces Eskapade gründlich verschreckt worden waren, sodass mich seine kleine Kuh wahrscheinlich mehrere Paare Stoßzähne gekostet hat. Wir fanden reichlich Beweise dafür, dass sie das Gebiet in großer Zahl aufsuchten, und stießen ein- oder zweimal auf frische Fährten, aber nur von durchziehenden Gruppen.

Nichtsdestotrotz genoss ich meinen Aufenthalt in diesem wunderschönen Distrikt sehr. Sein Charakter unterscheidet sich völlig von dem der anderen Seite des Gebirges, und auch das Wild gehört hauptsächlich anderen Arten an. Direkt am Fuße der Berge, wo Wald und Grasland aufeinanderreffen, liegt ein bezauberndes Stück Land, gut bewässert und grünend, das mir als höchst wünschenswerte Örtlichkeit auffiel. Das Gras, das durch die häufigen Regenfälle, die das Gebirge anzieht (es regnete fast jeden Tag, an dem ich dort war, oft mit Donner), grün gehalten wird, ist nicht üppig-grob, und während auf den angrenzenden Hängen Bauholz im Überfluss vorhanden ist, hat das offene Land den Charakter dessen, was man in Südafrika „High Veldt" nennt, und vermittelt den Eindruck von erstklassigem Weideland, das an Pferde und Schafe denken lässt. Auch das Klima scheint gesund zu sein, mit kühlen Nächten und nicht sehr heißen Tagen, während die Luft klar und frisch ist.

Da ich darauf brannte, etwas von den offenen Ebenen zu sehen und insbesondere die nähere Bekanntschaft einiger großer Antilopen zu machen, die ich ein- oder zweimal in der Ferne gesehen hatte und deren Art ich (obwohl anscheinend eine Kuhantilope) nicht sicher bestimmen konnte, opferte ich einen Tag dem Besuch eines kleinen Sees, den die Ndorobos „Kisima" nennen und von dem ich gehört hatte. Auf dem Weg gelang es mir, zwei junge Bullen jener Kuhantilope anzupirschen, deren Art ich zu identifizieren wünschte, und schoss beide. Einer brach auf der Stelle zusammen und erwies sich als Jacksons Kuhantilope; der andere zog langsam davon und legte sich in Abständen nieder. Nach kurzem Warten folgte ich ihm, und als er loslief, hetzte ich „Pice" (meinen winzigen Terrier, erst etwa acht Monate alt) hinterher. Er jagte ihn und stellte ihn tapfer; doch als ich näher kam, verließ er ihn plötzlich und floh zu mir zurück. Ich begriff zuerst nicht warum, aber als er näher kam, sah ich einen Schakal hinter ihm herlaufen. Ich hatte mich niedergesetzt, um die Antilope nicht zu beunruhigen, als deren Aufmerksamkeit nicht mehr durch Pice beansprucht wurde, sodass der Schakal bis auf wenige Yards herankam, bevor er mich bemerkte und sich zurückzog. Zweifellos hatte er in meinem Hund einen Verwandten erkannt und wollte seine Bekanntschaft machen; tatsächlich hatte ich schon einmal die Gelegenheit gehabt, ähnliche Annäherungsversuche eines Schakals an einen Hund von mir zu beobachten. Ich ermutigte Pice daraufhin, die Verfolgung wieder aufzunehmen; doch nun griff ein großer Bulle derselben Art wie jener, den ich verfolgte, aus einer Herde, an der wir vorbeigekommen waren, ein und jagte eifersüchtig meinen armen verwundeten Bock.

Beim Erreichen der nächsten Anhöhe war keine Kuhantilope mehr zu sehen; aber bald erspähte ich meinen Terrier und zwei Schakale, die nicht weit voneinander entfernt standen. Ich befürchtete, dass Pice, nachdem er seinen ersten Schrecken überwunden hatte, Interesse an diesen gefunden und die Verfolgung der Antilope aufgegeben habe; doch als ich näher kam, fand ich sie dicht bei ihm liegen. Er legte sich manchmal hin und lief dann wieder herum, um einen Blick auf seine Beute zu werfen, während die Schakale in geringer Entfernung warteten (offensichtlich darauf, dass der Bock verendete), während Geier über dem armen Tier kreisten in Erwartung des nahen Endes. Es war insgesamt eine kuriose Episode und – abgesehen davon, dass mir das Leiden der Antilope leidtat – fast wert, einen mäßigen Schuss abzugeben, um sie mitzuerleben. Wir riefen jedoch die Männer herbei, holten das Tier bald ein und erlösten es, obwohl es ohnehin kurz vor dem Tod stand. Ich hatte einen Mann zurückgelassen, um den ersten Bock, der nahe unserem Lager lag, zu häuten und hereinzutragen, und diesen hier schützte ich vor Geiern mit einem weißen Taschentuch, das im Wind flatterte – meiner üblichen Gewohnheit gemäß –, und ließ ihn bis zu unserer Rückkehr liegen.



NDOROBO ENCAMPMENT IN THE "SUBUGO" FOREST ON THE LOROGI MOUNTAINS.

(From a Photograph by the AUTHOR.)

Je weiter wir uns von den Hügeln entfernten, desto trockener wurde das Land, was zeigt, wie sehr lokal die Regenfälle begrenzt sind, und es gab kaum noch Wild, da dieses vom grünen Gras nahe dem Waldrand angezogen wurde. Den See fand ich als eine Fläche stinkenden, grünlichen Wassers vor, von nicht beträchtlicher Größe, sehr salzig und völlig untrinkbar. Seine Oberfläche und einige kleine Inselchen aus weißlichem Fels waren bedeckt mit Enten und anderem Wassergeflügel – ein höchst interessanter Anblick, der an den Naivashasee im kleinen Maßstab erinnerte. Auf dem Rückweg nahmen wir das Fleisch der Kuhantilope mit. In diesem Distrikt fand ich auch die Thomsons-Gazelle, von denen ich eine zu Identifikationszwecken schoss und das Fell sowie den Schädel mit nach England brachte. Dies ist der einzige Punkt auf meinen gesamten Reisen zwischen Mombasa und dem Nordende des Rudolfsees, an dem diese Gazelle und Jacksons Kuhantilope anzutreffen sind, und es scheint daher die äußerste nördliche Grenze ihres Verbreitungsgebiets zu sein. Somit bilden die Lorogi-Berge hier eine deutliche Trennungslinie in der geografischen Verteilung bestimmter Arten. Ich sah hier kein Grevy-Zebra, aber große Herden einer der Varietäten der kleineren Klasse, von der das Burchell-Zebra die typische Art ist. Ich schoss eines und notierte sorgfältig seine Merkmale sowie die anderer, die ich aus kurzer Entfernung durch mein Glas beobachten konnte; doch unglücklicherweise brachte ich kein Fell mit nach Hause, da ich in meiner Erwartung enttäuscht wurde, auf meiner Rückreise ein Exemplar zu beschaffen. Die Besonderheiten, wie in meinem Tagebuch vermerkt, sind: „Streifen schwarz und sehr breit, und die Grundfarbe bei allen weiß (sowohl bei Stuten als auch bei Hengsten).“ Sie kamen mir auch ungewöhnlich klein vor, aber darin mochte ich mich täuschen, da mein Auge an die stattliche Gestalt des prächtigen Tieres gewöhnt war, das Grevy-Zebra genannt wird. Die Maße des einen, das ich tötete (ein ausgewachsenes Männchen), waren: Widerristhöhe 3 Fuß 11 Zoll; Kopflänge 1 Fuß 9 Zoll; ebenso von zwischen den Ohren bis zur Schwanzwurzel (gerade gemessen) 5 Fuß 7 Zoll; Schwanz (ohne Quaste) 1 Fuß 5,5 Zoll; Umfang 4 Fuß 10 Zoll (unmittelbar nach dem Tod gemessen und an Ort und Stelle eingetragen). Später kam ich zu dem Schluss, dass diese Zebras sich nicht von denen des Burchell-Typs unterschieden, die ich andernorts auf dieser Expedition traf (obwohl ich, da ich das Fell des eben beschriebenen nicht behalten hatte, sie nicht Seite an Seite

vergleichen konnte), denn eines, das ich östlich der Lorogis schoss (ebenfalls ein ausgewachsenes Männchen), maß in der Höhe exakt dasselbe.

Da ich wusste, dass mit Abdullas Ankunft in El Bogoi jeden Tag zu rechnen war, wollte ich zur Stelle sein. Dementsprechend machten wir uns am 19. Oktober auf den Rückweg und überquerten die Berge auf einer anderen und viel besseren Route. Wir folgten fast den ganzen Weg bis zum Gipfel einem guten Elefantenpfad mit verhältnismäßig sanfter Steigung und lagerten für die Nacht nahe Lesiats altem Kral, nahe dem östlichen Gipfel mit Blick über das Flachland. Es war ein angenehmer Marsch durch schönen schattigen Wald, in dem die Bäume an manchen Stellen von beträchtlicher Größe waren. Der Wacholder findet sich hauptsächlich an den Westhängen, ist aber in der Regel nicht sehr groß. Die Hütten in diesem Ndorobo-Lager im Wald (das nun verlassen war) waren mit Blättern gedeckt, da es dort kein Gras gab; sie waren zwischen den Baumstämmen errichtet worden, ohne jeden Versuch einer Lichtung.

Am Morgen stiegen wir früh die fast senkrechte Wand des Gebirges auf einem recht gut ausgetretenen Pfad hinunter zu meinem alten „Glückslager", wie ich es nannte, in einer Lichtung am Fuße, von wo aus ich im Jahr zuvor gejagt und mehrere prächtige Bullen erlegt hatte. Auf dem Weg kamen wir durch den derzeitigen Aufenthaltsort von Lesiats Clan in einer romantischen Schlucht nahe der Basis des Berges, wobei die drolligen kleinen, unordentlichen Hütten malerisch hier und da platziert waren, wo sich zwischen großen Felsen und Bäumen Platz fand. Eine Gruppe schmucker „Dittos" (Jungfrauen) begrüßte mich mit freundlichemHändeschütteln.

Lesiat selbst, der „Laigvvanane" (oder Anführer), wie sie ihn nannten, war unterwegs. Sie alle erzählten mir jedoch, dass wieder Elefanten in der Nähe seien und am Vortag gesehen worden waren – eine Nachricht, die Lesiat selbst am Abend bestätigte. Die wesentlich höhere Temperatur hier im Vergleich zu dem Ort, von dem wir gekommen waren, war sehr auffällig.

Es erwies sich als wahr genug, dass wieder Elefanten in der Nachbarschaft waren, aber mein Pech verfolgte mich weiter. Zu dieser Zeit herrschte kaum Wind, und was an Brise vorhanden war, kam in wirbelnden Strömungen, was es fast unmöglich machte, sich dem Wild in diesen schwierigen Dschungeln zu nähern, ohne dass es die Witterung aufnahm. Nur ein einziges Mal während zweier harter Tage gelang mir ein Schnellschuss, der jedoch sein Ziel verfehlte.

Am Abend dieses zweiten Tages, nachdem ich enttäuscht ins Lager zurückgekehrt war, kamen Lesiat und seine Frau herab und brachten mir Met. Er war sehr gut, und sie schienen ihn selbst auch so gefunden zu haben, denn sie waren ungewöhnlich gesprächig. Er hatte mich oft bedrängt, seiner Frau Medizin zu geben, damit sie ihm ein weiteres Kind gebären könne. Er erklärte nun, sie habe eines im Kreuz ihres Rückens, wo es schon seit einem Jahr sei, es aber nicht in die richtige Position bringe, um hervorgebracht zu werden, und dass Gott sich weigere, ihr die Entbindung zu gestatten. Er legte ihre Hand in die meine und flehte mich an, ihm irgendeinen Zauber zu geben, damit er weiteren Nachwuchs erhalte. Obwohl ich seinen Kummer nicht verspotten wollte, konnte ich mir trotz meiner eigenen Niedergeschlagenheit ein Lachen nicht verkneifen. Er gab zu, dass sie bereits fünf Kinder hatte; doch als ich vorsichtig andeutete, dass dies wahrlich keine verächtliche Familie für eine Frau sei, tat er dies ab und erklärte, sie wolle zwanzig! Ich wagte daraufhin vage die Vermutung, dass sie, da sie seine Zuneigung bereits mit einer anderen Dame teilte, vielleicht nichts gegen eine dritte (und jüngere) in der Partnerschaft einzuwenden hätte, der ein weiteres kleines Stück seines Herzens gewährt würde. Doch darauf erwiderte er niedergeschlagen, dass Ndorobo-Mädchen nichts mit einem alten Mann zu tun haben wollten. Ich hatte ihm immer gesagt, dass ich von diesem Zweig der

Medizin nichts verstünde, aber er weigerte sich, mir zu glauben, und war bei dieser Gelegenheit entschlossen, sich nicht mit Ausreden abspeisen zu lassen, und versprach mir fabelhaftes Elfenbein, wenn ich ihm hülfe. Da ich sah, dass er heute in einer besonders unzugänglichen Stimmung war, überredete ich ihn, alle unsere Angelegenheiten zu vertagen, bis ich wieder in meinem Hauptlager sei, wohin ich in ein oder zwei Tagen zurückzukehren gedachte.

In der Zwischenzeit besuchte ich seinen Kral und stattete Mrs. Lesiat (das heißt der ersten Mrs. Lesiat, denn es gab zwei) in ihrer eigenen Hütte meinen Besuch ab. Obwohl es bloße Unterstände primitivster Art sind, die nicht einmal wetterfest sind, es sei denn, ein Fell wurde über das Dach geworfen, sind diese Hütten innen nicht schmutzig, noch scheinen sie schädliches Ungeziefer zu beherbergen. Auch die Menschen selbst scheinen in dieser Hinsicht sauber zu sein und nutzen nicht, wie die meisten südafrikanischen Rassen (die Swasies zum Beispiel), jeden freien, hellen Moment dazu, sich gegenseitig die Köpfe abzusuchen. Sie schneiden auch in anderer Hinsicht – in Aussehen, Manieren und Großzügigkeit – vorteilhaft gegenüber jenen gierigen, geizigen und unsympathischen Völkern ab. In der Tat sind sie die angenehmsten Eingeborenen, die mir begegnet sind, und weit weniger habgierig und abstoßend als die meisten Afrikaner. Sie sind zudem gesund, von sauberer Haut und frei von ekelerregenden Krankheiten; und obwohl sie in der Regel eine kleinwüchsige Rasse sind, sind sie zäh, aktiv und ausdauernd. Ihre Kinder sehen immer glatt und gut genährt aus, was zeigt, was für ein gesundes Nahrungsmittel Honig ist, den man als ihr tägliches Brot bezeichnen kann; und ich sah keines mit Hautkrankheiten oder Trommelbäuchen, wie sie die Kinder der Ackerbau treibenden Stämme verunstalten.

Die Ndorobos leben von dem, was sie finden können. Sie als ein Volk von Jägern zu bezeichnen, ist kaum korrekt; denn obwohl sie, oder besser gesagt einige Einzelne unter ihnen, hie und da einen Elefanten oder gelegentlich ein Nashorn mit vergifteten Harpunen erlegen – die entweder von Hand geworfen oder an schweren Schäften als Fallen über Pfaden aufgehängt werden –, töten sie kaum anderes Wild. Ihre Hauptstütze ist Honig. Dies ist ein großartiges Land für Blumen, und Bienen sind sehr zahlreich; neben der ständigen Suche nach wilden Nestern hängen sie, wie einige andere Stämme, aus hohlen Stämmen gefertigte Bottiche in die Bäume, damit die wilden Bienen dort nisten, und wenn die Jahreszeit günstig ist, fließt das Land von Honig über. Aber sie befinden sich ebenso oft in einem Zustand des halben Verhungerns und fristen ihr Leben mit Wurzeln, Beeren und alten, gehorteten Stücken trockener Nashornhaut. In Zeiten des Hungers erliegen die Alten und Schwachen, was zweifellos dazu beiträgt, die Widerstandskraft der Rasse zu erhalten. Der Preis für eine Frau beträgt bei ihnen zehn Bienen-Bottiche als laufende Betriebe; aber Lesiat erklärte auf die Frage, warum er nicht eine weitere heirate, wenn er doch so begierig auf mehr Nachkommen sei (denn sie sind in der Anzahl der Frauen nicht beschränkt), dass die Mädchen ihre Ehemänner selbst wählen können und nur junge Männer heiraten.

Die Ndorobos der heutigen Zeit sind eine Mischrasse. Man sieht ganz unterschiedliche Typen unter ihnen. Einige sind schwarz mit negroiden Merkmalen, andere vergleichsweise hellhäutig und haben die feineren Gesichtszüge und Haare der Massai. Dies erklärt sich durch Informationen, die ich im Laufe interessanter Gespräche mit Lesiat und anderen von ihnen erhielt.

Ursprünglich gab es in diesem Land kleine, Vieh besitzende Stämme, verwandt mit den Wakwavi und Massai, aber schwach und uneinig. Die Standorte einiger ihrer früheren Krale wurden mir gezeigt und sind noch immer erkennbar. Die Wakwavi, die damals das Weideland westlich der Lorogis aufsuchten (die in der Tat der nordöstliche Ausläufer der gemeinhin Leikipia genannten Region sind), wo ihre früheren Viehpfade sogar jetzt noch

deutlich ausgemacht werden können, raubten all ihr Vieh und wurden später selbst von einfallenden Massai vertrieben. Row-rows Leute – die jetzt am Osthang des Kenia leben – sind die Überreste der ersteren, während die nächsten Massai heute am westlichen Fuß jenes Berges zu finden sind. Die Überlebenden der kleinen Stämme dieses Distrikts jedoch, die ihren Viehbestand verloren hatten, schlossen sich den ursprünglichen Ndorobos an, die seit unvordenklichen Zeiten so lebten wie diese heute, und übernahmen deren Lebensweise. Ein alter Mann (von echtem wollhaarigen, negroiden Typus) wurde mir als Exemplar des reinen alten Ndorobo-Stammes gezeigt.

Seit Abdulla und seine Männer zu ihrer zweiten Reise nach Mthara aufgebrochen waren, war mir das Pech treu geblieben, mit dem Ergebnis, dass ich – entweder durch ungünstige Bedingungen oder meine eigene Ungeschicklichkeit oder eine Kombination aus beidem – keinen einzigen Elefanten getötet hatte. Wir hatten zwar während meiner Woche in den Lorogis ein passables Paar Zähne und ein oder zwei sehr kleine gefunden; aber diese waren ein karger Lohn für all unsere Bemühungen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit – apropos des Findens von Stoßzähnen im Wald – darauf hinweisen, dass die gelegentlich in Büchern anzutreffenden Behauptungen, es gäbe ein Geheimnis darum, was aus den Überresten von im Wald sterbenden Elefanten werde, falsch sind. Ich bin im Laufe meiner Jagd oft und oft auf ihre Schädel und Knochen gestoßen; und wenn sie nicht häufiger gesehen werden, dann deshalb, weil Reisende ihre Zeit im Allgemeinen nicht damit verbringen, wie ich es tat, diese Gebiete in alle Richtungen zu durchqueren. Dass die Stoßzähne nicht so oft gefunden werden, liegt offensichtlich daran, dass sie bereits zu einem früheren Zeitpunkt von Eingeborenen angeeignet wurden; aber ich bin im Laufe meiner Erfahrung in Zentralafrika doch auf eine ganze Reihe gestoßen.

Ich wurde nun sehr ungeduldig wegen der Rückkehr meiner Karawane; denn ich brannte darauf, nach Norden in neue Jagdgebiete aufzubrechen, wo ich hoffte, dass die Chancen für den Jäger nicht ganz so schlecht stünden wie in diesem unzugänglichen, dichten Busch. Die Elefanten schienen nun auch unsere Nachbarschaft verlassen zu haben, und ich hatte keine Lust auf weitere längere Exkursionen, also beschäftigte ich mich damit, die Lasten zu ordnen und so weit wie möglich meine Vorbereitungen für die Fortsetzung der Reise abzuschließen. Ich ließ an einer geeigneten Stelle zwischen einigen Bäumen in der Nähe eine große Grube graben und vergrub mein gesamtes Elfenbein, wobei ich darauf achtete, die Kriechpflanzen, die den Boden bedeckten, so wenig wie möglich zu beschädigen, damit nach ein oder zwei Regenschauern alle Spuren der Bodenstörung bald verwischt sein würden. Ich zeigte jedoch Lesiat und Baithai die Stelle, damit sie im Falle einer Manipulation bei meiner Rückkehr die Verantwortung nicht von sich weisen könnten.

Sie besuchten mich oft und hielten mich gut mit Honig versorgt. Manchmal gab ich Lesiat so viele Bohnen, wie seine Frau wegtragen konnte; aber er schien sich nun nicht mehr viel aus irgendeiner Nahrung zu machen, die ich ihm gab, außer Fleisch, das einem Ndorobo immer willkommen ist. Tatsache war, dass Honig zu dieser Zeit im Überfluss vorhanden war – „wie Wasser“, wie Lesiat selbst es ausdrückte –, und wenn das der Fall ist, bemühen sie sich um nichts anderes. Der Busch war weiß von den Blüten eines schwarzrindigen Baumes mit Haken-Dornen, der in diesem Teil häufig vorkommt, und die Luft war duftend von ihrem Geruch, was den Bienen eine reiche Ernte bescherte; und Lesiat versicherte mir, dass sie ihre Bienen-Bottiche zweimal im Monat leeren könnten.

Bis Ende Oktober war Abdulla immer noch nicht zurückgekehrt, obwohl er nun schon dreißig Tage weg war statt der zwanzig, die wir vereinbart hatten. Ich entschloss mich daher, wenn auch eher widerwillig, schon einmal bis zum Berg Nyiro vorauszugehen und dort auf ihn zu warten. Ich hoffte, dass ich in jener Gegend nun Elefanten finden würde, und jedenfalls wäre es weniger eintönig, als länger bei El Bogoi zu warten, wo es mühsam

war, selbst Fleisch zu beschaffen. So brach ich am 30., da es immer noch keine Nachricht von der Karawane gab, mit fast allen Männern auf (nur zwei ließ ich als Wache zurück) sowie mit meinem persönlichen Gepäck und ein paar Eseln, die Lebensmittel trugen, und hinterließ den Befehl, dass Abdulla mit der gesamten Ausrüstung folgen solle, sobald er einträfe.

Da es in diesen Gegenden während der vergangenen Regenzeit viel geregnet hatte, gab es mehr Gras und verschlungenes Unkraut als bei meinem Durchzug im Jahr zuvor, was unser Vorankommen langsam und mühsam machte, sodass es Mittag am zweiten Tag war, als wir in die Nähe des Barasaloi kamen. Aber was für ein Unterschied beim Anblick des Flusses! Statt trockenem, brennendem Sand war bei unserer Annäherung ein willkommener silberner Strom durch die grünen Mimosen sichtbar; ein Anblick, der mich Gott inständig danken ließ. Auf dem Marsch hatte ich eine Grant-Gazelle für Fleisch geschossen, wobei ich wegen der Männer den Bock wählte, da er wesentlich größer war; obwohl ich, wenn ich rein für meine eigene Vorratskammer schieße, gewöhnlich das zartere Fleisch der Ricke wähle – und ich sehe nicht, dass es unsportlich ist, eine solche Auswahl in einem wilden Land zu treffen, wo man von seinem Gewehr leben muss und wo meines das einzige war, das jemals Tribut vom Wild forderte. Nicht, dass ich nicht auch selbst Fleisch wollte; aber meine schwer schuftenden Träger waren auf Reisen immer mein erstes Anliegen, und ich war wohlzufrieden, ein Stück von dem zu nehmen, was zu schießen für sie am vorteilhaftesten war.

Als ich am Nachmittag, nur in Begleitung von Pice, ein kurzes Stück vom Lager entfernt durch den grünen Busch am Ufer schlenderte, sah ich eine Nashornkuh mit einem Kalb. Da wir aber mit den wenigen Männern, die ich dabei hatte, nicht mehr Fleisch tragen konnten, ließ ich sie in Ruhe. Auf meinem Rückweg lief Pice, wie es seine Art war, unter einen schattigen Baum kurz vor mir; und bevor ich wusste, wie mir geschah, stürmte das Nashorn mit dem Kalb hinter ihm her heraus. Der Hund rannte direkt auf mich zu (ich war nur wenige Yards entfernt), verfolgt von der erzürnten Kuh, deren Siesta er gestört hatte, und ich musste ihr eilig mein Gewehr vor das Gesicht knallen lassen, um sie abzudrehen, was glücklicherweise gelang. Löwen brüllten während der Nacht, und Moskitos machten fast ebenso viel und weit unangenehmeren Lärm.

Am Morgen hatten wir nur einen kurzen Marsch zum anderen Arm des Barasaloi, Suya genannt; und es ist bemerkenswert, dass, während auf meiner vorigen Reise im Jahr zuvor der Barasaloi trocken war – kein Zeichen von Feuchtigkeit selbst durch Graben zu finden –, während dieser Bach reichlich Wasser hatte, nun der erstere kräftig über sein sandiges Bett floss, hier aber viel weniger Wasser war als damals, und am Nachmittag hörte er fast auf zu fließen. Dies ist ein Beispiel dafür, wie sehr punktuell und unsicher die Regenfälle in diesem Land sind, und zeigt, wie gefährlich es ist, damit zu rechnen, Wasser auch nur ein kurzes Stück voraus zu finden (selbst wenn man dort früher reichlich hatte), nur weil es in einem Teil keinen Mangel gibt.

Ich blieb einen weiteren Tag hier, um das Tal abzusuchen, falls Elefanten in der Nähe wären, und nutzte den Aufenthalt, um zwei Männer vorauszuschicken, die einen Eimer Wasser etwa vier Marschstunden entlang unserer Route verstecken sollten (da die nächste Etappe sehr lang war), damit die Männer auf unserem Weg nach Ongata Barta einen guten Schluck zusätzlich zu dem hätten, was sie selbst tragen konnten. Ich fand nichts als alte Fährten, was bewies, dass keine Elefanten in der Nähe waren, also machte ich eine Runde über die Hügel und schoss ein Paar Grant-Gazellen für Fleisch.

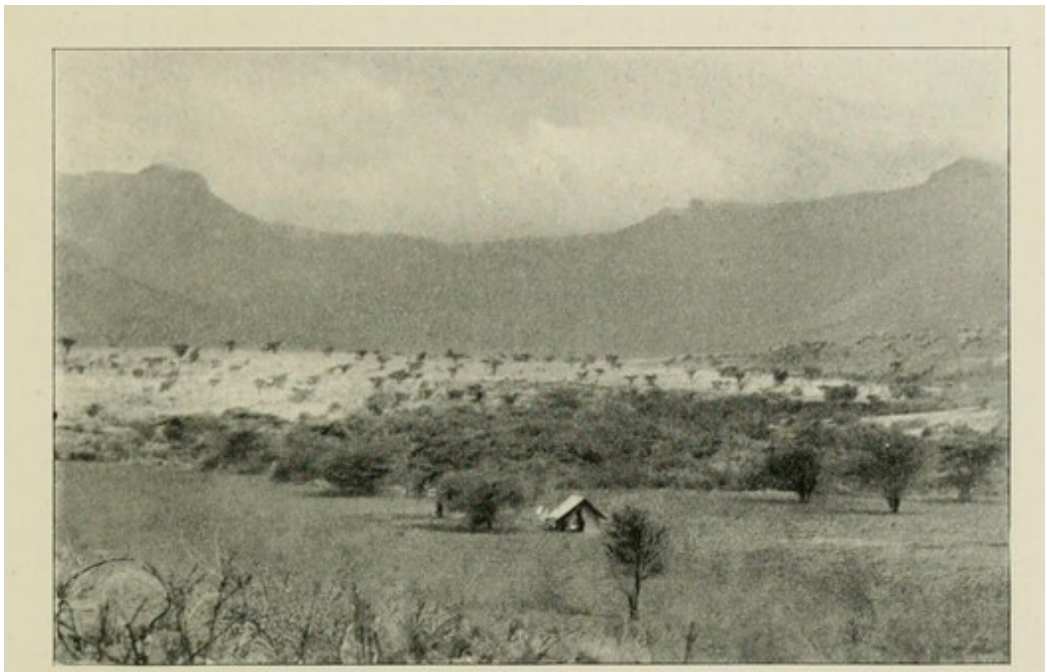
Ongata Ndamez, wie diese Örtlichkeit von den Ndorobos der angrenzenden Distrikte genannt wird, macht den Eindruck eines sehr wildreichen Landes. Es sah jetzt viel trockener aus als bei meinem vorigen Besuch, aber die zahlreichen ausgetretenen Pfade,

die zum Wasser führten, alle frisch zertrampelt mit Nashorn- und anderen Fußspuren, deuteten auf reichlich Wild hin, obwohl es weit umherzustreifen schien auf der Suche nach saftigerem Futter, als es das vertrocknete Kraut (das struppigem Heidekraut mit feinen scharfen Dornen glich) bot. Die Nashorn-„Scharrstellen" waren zahlreich und voll. Was ich mit einer „Scharrstelle" meine, ist ein weites, untertassenförmiges Loch, welches das schwarze Nashorn aus einer besonderen Gewohnheit heraus in den Boden scharrt, bevor es seinen Kot ablegt. Dieselben Löcher werden regelmäßig benutzt, und andere Tiere wie Zebras und Gazellen tragen oft ihren Teil bei, sodass sich Düngeranhäufungen bilden. Sie ließen mich an „den alten Mann mit der Mistharke" denken – wie wir in meiner Kindheit den alten Dörfler nannten, der mit Karre und Schaufel auf der Dorfstraße Düngematerial für seinen Garten sammelte. Hier könnte er oft an einer einzigen „Scharrstelle" nicht nur seine Karre, sondern einen ganzen Wagen füllen. Der Gedanke an die Kartoffeln und den Kohl, den der Garten jenes alten Gesellen hervorbringen würde, weckte die Sehnsucht nach etwas mehr als dem Mahl aus bitteren Kräutern, das hier meine Genügsamkeit ist! In Verbindung mit diesen „Scharrstellen" möchte ich darauf hinweisen, dass die Furchen, die dieses Tier gewohnheitsmäßig manchmal über mehrere Yards am Boden zieht, ausgehend von der Stelle, an der dieser natürliche Vorgang vollzogen wurde, nicht, wie manchmal vermutet wird, mit seinem Horn, sondern mit seinen Füßen gemacht werden.

Das Plateau zwischen den Lorogi- und Mathews-Ketten wurde durch die Täler des Seya und seiner Zuflüsse, von denen der Barasaloi und der Suya die wichtigsten sind, stark zerfurcht. Ihre Haupttäler sind bis in beträchtliche Tiefe ausgewaschen und von stark abgetragenem, hügeligem Gelände mit kiesigem Boden gesäumt, aus dem stellenweise viele auffällige weiße Quarzriffe hervortreten. Die hohe Koppie namens Murkeben ist nicht, wie auf den Karten erscheint, Teil der letztgenannten Kette, sondern der höchste Punkt eines isolierten felsigen Rückens auf halbem Weg zwischen den beiden. Da wir unseren Weg und die vor uns liegende Distanz kannten, hatten wir keine Schwierigkeiten – indem wir gegen Mittag aufbrachen, bis Sonnenuntergang marschierten und um 4 Uhr morgens wieder losgingen –, das Wasser bei Ongata Barta kurz vor Mittag des folgenden Tages zu erreichen. Das Wasser, bei dem ich die Vorsicht walten ließ, es an unserer Route deponieren zu lassen, wurde sehr geschätzt; glücklicherweise war das Wetter auch nicht sehr heiß, sodass niemand litt.

Wir erreichten den Bach, der aus dem Donyo le Nyiro (das ist der Berg Nyiro) fließt, früh am 6. November und lagerten auf einer angenehmen offenen Wiese an seinem Ufer. Als ich hierherkam, erwartete ich, dass meine Hauptkarawane unter Abdulla mich jeden Tag einholen würde, und hoffte, den Marsch mit der gesamten Gruppe in zehn Tagen oder höchstens vierzehn Tagen fortsetzen zu können. Doch durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse verzögerte sich alles um etwa die doppelte Zeit, und meine Geduld war fast am Ende, als wir schließlich, fast einen Monat nach meiner Ankunft, wieder abmarschieren konnten. Abdulla brauchte viel länger zum Nachkommen, als ich erwartet hatte, und als er schließlich eintraf, stellte sich heraus, dass er bei seiner Ankunft in El Bogoi feststellen musste, dass die dort zurückgelassenen Männer die Esel verloren hatten, mit dem Ergebnis, dass diese, als sie nach mehrtägiger Suche wiedergefunden wurden, fast vor Durst umgekommen waren und einer infolgedessen starb. Dann mussten die zwei, die ich mitgebracht hatte, zurückgeschickt werden, um einige zurückgelassene Lasten zu holen, und auf dem Weg wurde einer in einer dunklen, nassen Nacht von einem Löwen getötet. Dieser war ein großer Liebling von mir und der schönste und beste, den ich hatte, wie es immer der Fall ist, wenn einem deiner Tiere etwas Übles widerfährt. Ich war besonders betrübt über diese Missgeschicke mit meinen gehegten Eseln, um die ich mich fast wie um Kinder gekümmert hatte. Aber man muss alle Unglücksfälle, Ärgernisse und Verzögerungen in Afrika philosophisch nehmen, so besonders prüfend sie auch sind, wenn sie durch Unachtsamkeit verursacht werden.

Bei diesem Besuch gelang es mir, Kontakt zu den Eingeborenen aufzunehmen, die den Berg bewohnen, und einige von ihnen dazu zu bringen, in mein Lager zu kommen. Sie nennen sich selbst der Stamm der Sambur (nicht Samburu, wie es gewöhnlich geschrieben wird). Sie leben ausschließlich in den Bergen, während andere Gemeinschaften desselben Stammes die unweiten Höhen von Kulale und Marasambiti bewohnen. Diese Menschen waren in der Lage, ihren Viehbestand trotz Raubzügen zu bewahren, dank ihrer Bergfestungen. Sie leben ausschließlich von den Erzeugnissen ihrer Rinder und treiben keinen Ackerbau. Sie unterscheiden sich im Typus nicht sehr von den Massai. Ein alter Mann, den ich häufig sah, war ein besonders stattliches Exemplar mit regelmäßigen Gesichtszügen. Ich fand sie nicht als angenehme Leute für den Handel. Sie waren an Swahili-Händler gewöhnt, deren Brauch es ist, jedem Eingeborenen Geschenke zu machen, der ihnen angenehme Nachrichten erzählt, mit der Folge, dass sie ständig durch falsche Berichte, für die sie bezahlt haben, genarrt werden. Ich erfuhr, dass eine Gruppe Wakamba aus dem Süden des Tana vor zwei oder drei Monaten hier gewesen war, um Elefanten zu jagen, und ich sah die Skelette einiger, die sie getötet hatten. Sie jagen in großen Gruppen mit Bögen und vergifteten Pfeilen und verwunden sehr viele zusätzlich zu denen, die sie töten. Ich konnte keine finden, obwohl ich es in alle Richtungen versuchte, außer auf dem Berggipfel. Dieser war während der gesamten Zeit, die ich in seiner Nachbarschaft verbrachte, in schwere Wolken gehüllt, denn das Wetter war sehr stürmisch. Mir wurde gesagt, es gäbe Elefanten im „Subugo"-Wald auf dem Gipfel, aber da es dort ständig regnete, versuchte ich nicht, den Berg zu erklimmen. Es war unten schlimm genug, wo der Wind mit terriffischer Gewalt auf ein Lager herabfuhr, das ich für ein oder zwei Tage dicht unter der Westwand hatte, wo diese sehr steil ist; er schien direkt die Klippen hinunterzustürzen wie ein Wasserfall.



CAMP UNDER MOUNT NYIRO.
(From a Photograph by the AUTHOR.)

Nyiro ist weder ein Gipfel noch eine Kette, sondern eher ein Block mit anscheinend einer beträchtlichen Ausdehnung von Bergwald auf seiner Oberseite. Aufgrund seiner Isolation, umgeben von wasserlosen Ebenen und durch weite unbewohnte Gebiete von anderen Distrikten abgeschnitten, scheint die Rinderpest, die Ost-Zentralafrika vor einigen Jahren verwüstete, diese Inseln in der Wüste nicht erreicht zu haben. Ich entnahm den Gesprächen, dass die Sambur-Eingeborenen beträchtliche Rinderherden besaßen, obwohl sie diese in den Schluchten des Berges außer Sichtweite hielten. Ich bemerkte

auch ein- oder zweimal die Fährte kleiner Büffelherden, ein seltener Anblick mittlerweile in Zentralafrika.

Obwohl ich es leid wurde, hier so lange zu warten, und keine Elefanten fand, die meine Anstrengungen bei der Erkundung der Nachbarschaft belohnten, war es ein so angenehmer Ort für eine Verzögerung wie jeder andere auf der Route: ein schönes offenes Land, ein guter Bach mit klarem, kaltem Wasser, genug Wild in Reichweite, um die Vorratskammer gefüllt zu halten, und ein gesundes Klima. Eines Tages schoss ich einen Strauß, aber obwohl es ein Hahn war, waren seine Federn beschädigt. Es gab eine ganze Reihe in der Gegend, und ein- oder zweimal sah ich große Scharen von Küken. Irgendetwas muss Jagd auf diese machen, sonst wären Strauße viel zahlreicher als sie es sind. Als die Haut meines Straußes trocken war, unternahm ich einen Versuch, sie als Verkleidung (nach Art der Buschmänner) zu nutzen, um lebende Grant-Gazellen zu fotografieren. Mit meiner Kamera in der einen Hand, einem Stock, der den Kopf des Vogels stützte, in der anderen und der Haut über meinen Schultern und dem Rücken näherte ich mich in gebückter Haltung und versuchte, so weit wie möglich wie ein Strauß auszusehen. Aber obwohl die Gazellen offensichtlich verblüfft waren über diese kuriose Mischung aus Federn und Kleidung und es mir in ihrer Überraschung erlaubten, näher heranzukommen, als es gewöhnlich einfach wäre, scheiterten alle meine Verlockungen und ostentativ unbekümmerten Pickversuche am Boden daran, sie zu überreden, mich auf weniger als etwa fünfzig oder sechzig Yards herankommen zu lassen. Ich fand es unter der fettigen Haut sehr heiß und unbequem; und schließlich, nachdem ich trotz Schweiß und Rückenschmerzen so lange ausgeharrt hatte, wie meine Ausdauer reichte, musste ich den Versuch aufgeben, mit keinem anderen Ergebnis als ein paar misslungenen Schnappschüssen.

Ich musste mich vor dem Aufbruch zum See für eine Route entscheiden. Die Eingeborenen rieten dazu, die Ostseite des Berges zu umgehen, aber ich hatte nicht genug Vertrauen in ihre Vertrauenswürdigkeit, um mich auf ihre Führung zu verlassen, und wollte nicht riskieren, mit einer beladenen Karawane durch uns unbekanntes Land zu marschieren, ohne sichere Informationen über das Wasser vor uns zu haben. Ich schickte daher ein paar gute Männer unter Squareface voraus, um bis zum See zu erkunden, wählte aber die Westseite des Berges als wahrscheinlich wasserreichste und am ehesten direkt zu den Ufern des Rudolfsees führende Route. Nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen kehrten sie mit einem günstigen Bericht zurück, insofern als genügend Wasser vorhanden war, obwohl sie das Land als sehr zerklüftet und steinig befanden. Weit besser jedoch, einige Schwierigkeiten zu haben, über die wir Bescheid wussten, als einen Weg zu gehen, den niemand ausprobiert hatte, und auf die zweifelhafte Führung unzuverlässiger Wilder zu vertrauen; so entschied ich mich ohne Zögern für diese Route.

Ein oder zwei Tage vor dem Verlassen dieses Lagers entging ich nur knapp dem Biss einer sehr giftigen Schlange, auf die ich mich im Gras beinahe gesetzt hätte. Glücklicherweise fiel mir in dem Moment, als ich es tun wollte, etwas neben meinem Stiefel auf, das wie eine Kröte aussah. In der Annahme, ich sei versehentlich auf ein harmloses Reptil getreten, wollte ich gerade meinen Fuß aus Mitleid bewegen, als ich eine schwarze, gegabelte Zunge bemerkte, die bösartig dicht an meinem rechten Fuß hervorschnellte. Bei genauerem Hinsehen sah ich, dass das, was ich zuerst für eine Kröte gehalten hatte, in Wirklichkeit der bösartige dreieckige Kopf einer großen Puffotter war, auf deren Nacken ich meinen Fuß gesetzt hatte, während ihr Körper so dick wie mein Oberschenkel angeschwollen war. Durch einen so glücklichen Zufall hatte ich sie auf diese Weise festgehalten, dass sie ihren Kopf nicht zum Zubeißen bewegen konnte. Da ich mein Rook-Gewehr bei mir hatte, setzte ich die Mündung an ihren Kopf und jagte eine Kugel durch ihr Gehirn. Sie maß 4 Fuß 8 Zoll in der Länge. Solche glücklichen Zufälle legen

einem nahe, dass wir, obwohl wir viele Missgeschicke erleiden, Gefahren zweifellos oft unbewusst entkommen.

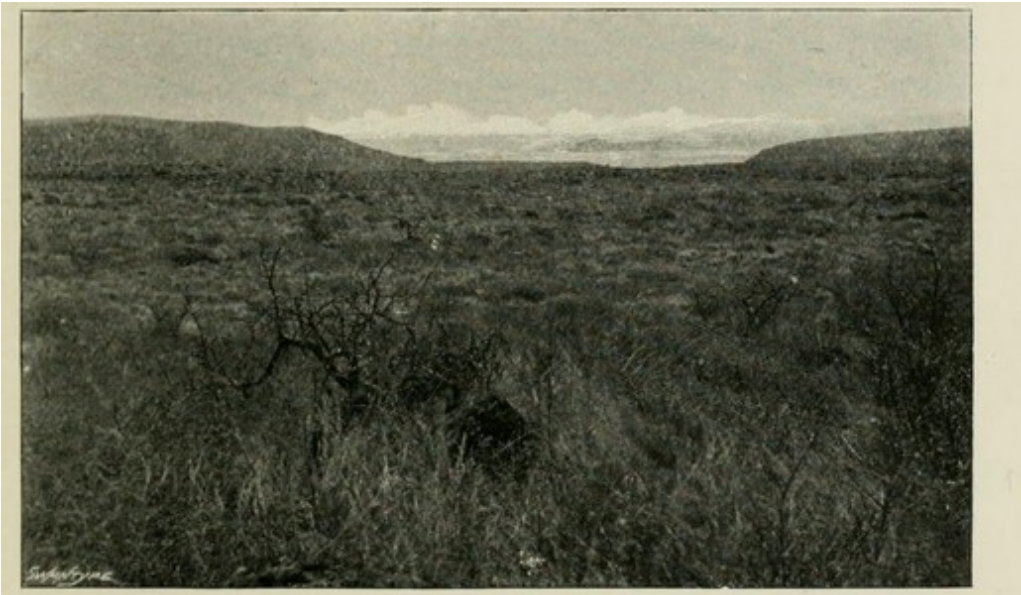
KAPITEL XII

DER RUDOLFSEE

Endgültiger Aufbruch zum See — Ein ödes Land — Ein seltsamer Fisch — Strapazen während eines Orkans — Überreste einer Katastrophe — Eine wasserlebende Rasse — Gestört durch eine „Shauri“ — Ein falscher Alarm — Ein Paradies für Fischer — Anzeichen von Europäern — Mittel zur Verringerung der Krankenliste — Ein glücklicher Zufall — Meine erste Topi — Auf Tuchfühlung mit einem Nashorn — Reichtum der Vogelwelt — Ein gefiederter Jockey — Die neue Vorspeise meines Kochs — Einfache Weihnachtskost — Die Krale von Reshiat.

Am 2. Dezember brach ich endgültig zum See auf, im Gefühl, dass Reshiat nun endlich in Reichweite war; denn ich hatte genügend Vorräte für alle Beteiligten, die bei vorsichtiger Einteilung zwei Monate reichen würden. In den ersten beiden Tagen war das Vorankommen vergleichsweise einfach und Wasser reichlich vorhanden. Die Westwand des Nyiro, unter der unser Weg verlief, ist fast senkrecht und sehr grandios, gekrönt von dunklen Wäldern und zerschnitten von schmalen, schwindelerregenden Schluchten, die von roten Klippen flankiert werden; hie und da hängen Wasserfälle von der Bergflanke herab, gespeist von den Ergüssen der schweren Wolken, die oft den Gipfel einhüllen. Doch all diese klaren, kalten, reißenden Bäche, die aus dem Berg hervorbrechen, verschwinden wie durch Zauberei nach zwei oder drei Meilen. Gelegentlich boten Lücken in den Bergrücken zu unserer Linken Ausblicke auf ein weites Tal jenseits, in dem ein kleiner See tief unten glänzte. Dies ist, wie ich vermute, der verbindende Teil des „Rifts“, der sich von Bassu aus nach Süden (oder eher Süd-Südwest) in Richtung Baringo erstreckt.

Wir drangen nun in raues, steiniges Hügelland vor, das an manchen Stellen kaum passierbar gewesen wäre, gäbe es nicht einen erstklassigen Elefantenpfad, dem wir folgten. Er war wahrscheinlich seit Zeitaltern benutzt worden und an manchen Stellen wie ein kleiner Einschnitt tief in den massiven Fels eingegraben. Weiter vorn mussten wir ihn verlassen, da er sich zu weit nach rechts hielt – vermutlich führte er nach Kulale –, und unsere Schwierigkeiten nahmen zu. In ständigem Abstieg gerieten wir in noch schrecklicher zerklüftete Hügel voller Klüfte und Abgründe, deren Gipfel von roten Steilwänden flankiert wurden, während die Täler von oben bis unten mit Geröll übersät waren. Die Formation ist ein wunderliches Durcheinander verschiedenster Gesteinsarten, die in chaotischer Verwirrung umhergeworfen wurden. Am dritten Tag hatten wir ein wesentlich tieferes Niveau erreicht, und es wurde viel heißer, während die Vegetation spärlicher und trockener wurde. Wir mussten über Wasserscheiden-Rücken klettern und durch schmale Schluchten ziehen, wobei wir uns unseren Weg zwischen den herabgefallenen Felsen suchten. Dies bereitete den Männern, die die Esel führten, große Mühe, da Lasten abgeworfen wurden und das Packzeug zerriss.



FIRST PEEP OF BASSU FROM THE SOUTH.

(From a Photograph by the AUTHOR.)

Schließlich, am Nachmittag des 4. Dezember, erblickten wir beim Erreichen eines rauen, unregelmäßigen Plateaus den Bassu (Rudolfsee); und es war ein prächtiger Anblick, wie er meerblau dalag. Jenseits der Insel nahe dem Südende erstreckten sich seine Wasser undeutlich nach Norden, bis sie im Dunst verschwammen. An ein oder zwei Stellen in diesem Teil bemerkte ich eine Anzahl von Kreisen aus großen Steinen, etwa drei Yards im Durchmesser, die offensichtlich von Menschenhand angeordnet worden waren. Diese müssen den Grundriss für eine Art primitiver Hütten gebildet haben. Doch wer sie schuf, was sie in dieser Wüste taten und warum sie ausgerechnet dort lagerten, wo es kein Wasser gab – selbst wenn sie auf der Durchreise waren –, bleibt ein Rätsel. Diese Steinkreise auf kahlem Boden unterscheiden sich deutlich von den Haufen zerbrochener Lava, die man so oft in vulkanischen Gegenden sieht und die, obwohl sie wie künstlich aufgeschichtet wirken, nur auf natürliche Ursachen zurückzuführen sind. Diese „Gesteinsausbrüche“ (wie ich sie nenne) habe ich mir immer als Resultat riesiger Blasen in der geschmolzenen Lava erklärt; doch ob ich recht habe, überlasse ich wissenschaftlicheren Reisenden. Für eine Weile war das Vorankommen einfacher; doch genau bei Sonnenuntergang gelangten wir an eine Stelle, die für beladene Esel einen völlig unpassierbaren Abstieg darstellte. So biwakierten wir für die Nacht in Sichtweite eines Ortes, an dem uns unsere Pioniere versicherten, dass es in etwa zwei Meilen Entfernung in einem anderen Tal Wasser gebe. Dies war ein harter Tag gewesen, aber wir hatten den See gesehen und hofften, ihn am nächsten Tag zu erreichen. Er erwies sich jedoch als ferner, als es den Anschein gehabt hatte, denn dazwischen lag viel zerklüftetes Gelände, das vom Plateau aus nicht sichtbar gewesen war, da wir über dieses hinweg auf das Wasser weit vor der Küste geblickt hatten; zudem war noch ein großer Höhenunterschied zu überwinden, bevor wir sein Ufer erreichen konnten.

Während des Marsches an diesem Tag hatte ich einige Kudus (die große Art) in den Hügeln gesehen und viel von ihrer Fährte bemerkt. Obwohl ich in früheren Jahren in Südafrika viele geschossen hatte, waren dies die ersten, die ich in Zentralafrika tatsächlich selbst sah, wo sie nach meiner Erfahrung sehr selten sind. Wenige Anzeichen für anderes Wild fanden sich hier; gelegentliche Zebrafährten und hie und da ein wenig alter Nashornmist waren alles, was ich bemerkte. Ich beobachtete einige der seltenen Glanzstare der schönen Schopf-Art (*Galeopsar salvadorii*), von der ich auf meiner vorigen Reise bei Murkeben ein Exemplar erlangt hatte; doch selbst Vögel sind in dieser kargen Region rar. Am Morgen ließ ich alle Esellasten bis Sonnenaufgang den Abhang hinuntertragen, und wir zogen dann zum Wasser weiter. Es war notwendig, dort einige

Zeit zu rasten, damit die Männer kochen konnten und alle sich ein wenig erholen konnten. Danach hatten wir weiteres Klettern über felsige Hügel vor uns, und es wurde Nachmittag, bis wir den endgültigen Abstieg zum See begannen, der nun wirklich nicht mehr weit war. Doch wir hatten noch viele steile und schwierige Rücken aus zerbrochener Lava zu bewältigen, und bei Einbruch der Dunkelheit waren wir gezwungen, erneut zu biwakieren, ohne das Ufer erreicht zu haben. Wir schliefen ein weiteres Mal ohne Wasser unter einer Felswand, die ein wenig Schutz vor dem herrschenden Sturm bot.

Schließlich, früh am Morgen des 6. Dezember, stiegen wir die letzte Stufe hinab und erreichten das Ufer, und ich hatte die Genugtuung, im bitteren Wasser des Rudolfsees zu trinken und zu baden. Es ist ein ödes und abweisendes Land, aber von einer wilden Erhabenheit, die einen großen Reiz auf mich ausübte. Zerklüftete Hügel aus kahler, zerbrochener Lava in Brocken aller Größen und jede Art vulkanischer Produkte erhoben sich fast ohne eine Spur von Vegetation ringsum vom Wasserrand. Ein perfekter Krater war an der südwestlichen Ecke des Sees sichtbar. Es mag Telekis Vulkan sein, doch ich sah keine Anzeichen von Aktivität.

Wir stießen an der südöstlichen Ecke auf den See, und unsere Aufgabe war es, seinen Ufern um die Ostseite herum bis zu seinem nördlichen Ende zu folgen. Ich wusste, dass wir zwar auf Schwierigkeiten stoßen mochten, uns aber weder verirren noch an Wassermangel leiden würden, und an Nahrung hatten wir reichliche Vorräte, sodass ich zuversichtlich war, Reshiat zu erreichen. Wir zogen an jenem Tag nicht mehr viel weiter, sondern lagerten an einer angenehmen Bucht, in die eine tiefe Rinne mündete. Es gab einige Mimosenbäume, jede Menge Feuerholz und gute Weidegründe für die Esel – allesamt wünschenswerte Merkmale für einen Lagerplatz, die in dieser unwirtlichen Region keineswegs überall zu finden sind. Der Boden bestand natürlich nur aus Steinen – dort gibt es nichts anderes –, aber ich schlug mein Zelt auf, indem ich die Leinen an Felsbrocken festband. Es war notwendig, alles sicher zu befestigen, da nun Tag und Nacht unaufhörlich ein heftiger Sturm blies. Die Männer fingen Unmengen feiner Fische verschiedener Arten und amüsierten sich prächtig, denn Swahilis lieben Fische und das Fischen sehr. Einer von ihnen zeigte mir einen seltsamen kleinen Fisch, den er gefangen hatte; er war mit einer Art Stacheln bedeckt, mit grünlichen Streifen gezeichnet und besaß die Fähigkeit, sich aufzublähen. Er sagte, eine ähnliche Art fände man im Meer an der Ostküste. Einen der Fische verspeiste ich zum Abendessen und fand ihn gut. Das einzige Wild, das ich außer ein oder zwei Flusspferden sah, waren einige Grant-Gazellen. Kormorane waren zahlreich, und ein oder zwei Paare Nilgänse ließen sich blicken, aber keine einzige Ente irgendeiner Art. Der See erweckt den Eindruck, an diesem südlichen Ende tief zu sein; die Ufer fallen meist steil ab, sodass man schon dicht am Rand den Boden unter den Füßen verlieren kann. Ein oder zwei tote Bäume von beträchtlicher Größe, die im Wasser standen, wo es nun recht tief war, zeigten, dass der See jetzt erheblich voller sein musste, als er es vor einigen Jahren für viele aufeinanderfolgende Jahreszeiten gewesen sein kann.

Noch ein oder zwei Tage stapften wir weiter, wobei wir im Allgemeinen den Windungen des Ufers folgten und gelegentlich eine Abkürzung über eine Landzunge nahmen, durch Land von demselben Charakter – eine Abfolge schwarzer (oder eher dunkel rotbrauner) Rücken aus losen Brocken rauen Lavagesteins, die in den See abfielen, dazwischen schwierige Rinnen voller Steine. Manchmal gerieten die Esel in Schwierigkeiten, und ihre Lasten mussten von Hand an einer heiklen Ecke vorbeigetragen werden, oder einer stürzte samt Packen ins Wasser, was alles zu Verzögerungen führte; doch seltsamerweise wurde weder ein Mann noch ein Esel lahm, krank oder unpässlich. Der Sturm hielt derweil mit unverminderter Gewalt an, besonders nachts, was alles sehr ungemütlich machte. Er schien wie eine Lawine vom Berg herabzufahren und in das tiefe Becken des Sees zu stürzen, manchmal in terriffischen Böen. Zeitweise war es schwierig, überhaupt

stehen zu bleiben, und das Kochen und Essen vollzog sich unter widrigen Bedingungen. Nichts blieb auf dem Tisch stehen, selbst der Tee wurde einem aus der Tasse geweht, während schwarzer Sand und kleine Steinchen ins Essen gerieten und nachts das Bett füllten.

Gleichzeitig war der See wunderschön, mit vielen charmanten kleinen Buchten, die an günstige Ankerplätze für ein Boot denken ließen. Meine Sehnsucht nach einem solchen wurde jedoch gedämpft durch den Anblick der Seenot, welche dieser furiose Wind im offenen Wasser des breiten Kanals zwischen uns und einer großen, kahl aussehenden Insel verursachte, die sich gegenüber hoch aus den Wellen erhob. Dahinter schien eine steile und zerklüftete Kette abweisender Hügel, die das Westufer dieses Seeendes bildeten, schier ins Wasser abzufallen.

Da dieser Distrikt fast keine Vegetation besitzt, weist er naturgemäß wenig tierisches Leben auf – eine kleine Gruppe der allgegenwärtigen Grant-Gazellen hier und da und selten ein paar Oryx-Antilopen war alles, was ich an Wild sah. Es war schwierig, etwas zu schießen, da diese Tiere ungewöhnlich scheu waren und der starke Wind es schwer machte, das Gewehr ruhig zu halten, während das Gelände mühsam zu begehen war; dennoch gelang es mir am Abend unseres zweiten Tages am See, eine Gazelle zu erlegen, indem ich mich vorsichtig einen der Lavarücken hinaufpirschte. Die Männer fingen weiterhin reichlich Fische verschiedener Arten, einige davon sehr groß. Auch eine Gans fiel meinem Rook-Gewehr zum Opfer.

Die Bedingungen hatten sich am 8. Dezember nicht verbessert; das Vorankommen war so mühsam wie eh und je, und der Orkan, der seit Tagen keinen Moment nachgelassen hatte, blies immer noch, gönnte einem keine Ruhe und machte alles gründlich ungemütlich. Angesichts der öden Umgebung und der Ungewissheit, wie weit sich dies so fortsetzen würde, muss ich gestehen, dass ich mich ein wenig niedergeschlagen fühlte; und ein seltsamer Anblick, auf den wir stießen, trug eher dazu bei, mich weiter zu deprimieren, obwohl ich die Torheit einsehe, sich von solchen Einflüssen beeindrucken zu lassen. Neben einer felsigen Rinne, direkt an der Seeseite, war eine Fläche aus schwarzem Lavageröll dicht mit gebleichten Knochen bedeckt. Aus der Ferne sah es aus wie Schnee, und ich fragte mich, was in aller Welt das sein könnte; doch beim Näherkommen stellte ich fest, dass es sich um die weiß gewordenen Knochen von Kamelen handelte. Hunderte müssen hier umgekommen sein, alle zusammengedrängt in einer kleinen Ecke. Was mochte die Geschichte dieser Katastrophe sein? Und das in einem Land, in dem es nun keine Spur von menschlichen Bewohnern gibt und das unbewohnbar scheint.

CAMEL BONES IN DESOLATE COUNTRY ON EDGE OF LAKE.

Glücklicherweise gelangten wir kurz darauf in ebeneres Gelände, und hie und da begannen trockene Grasbüschel zu erscheinen, während das Land vor uns vielversprechender aussah und meine Heiterkeit zurückkehrte. Im Osten war der Berg Kulale zu sehen, der selbst jetzt in schwere Wolken gehüllt war, obwohl das Wetter bei uns hell und trocken blieb.

Am nächsten Morgen ließ der Wind zu unserer unendlichen Erleichterung allmählich nach und legte sich schließlich ganz. Ich war dankbar für ein wenig Ruhe, und obwohl die Sonne exzessiv heiß brannte, genoss ich die Stille. Wir waren nun in flacheres Land mit vergleichsweise wenigen Steinen gelangt. Es schien der reinste Komfort, hier zu marschieren, nach dem schrecklichen Boden, den wir zuletzt überquert hatten, und die Karawane kam infolgedessen prächtig voran. Ein weiterer Genuss war ein Schluck frisches Wasser aus einem kleinen fließenden Bach, der offensichtlich vom Kulale kam und den wir an seiner Mündung in den See überquerten. Wir hatten uns zu diesem Zeitpunkt an das Seewasser gewöhnt, wenn wir es auch nicht gerade mochten. Es ist vollkommen bekömmlich, und mit ihm gekochte Speisen benötigen kein Salz. Es unterscheidet sich jedoch von allem anderen Brackwasser dadurch, dass es eine Eigenschaft besitzt (vielleicht Soda), welche die Stärke von damit zubereitetem Tee so hervorbringt, dass nur die Hälfte der Teeblätter benötigt wird, da er sonst zu schwarz zum Trinken wird; wohingegen das in Afrika so verbreitete salzhaltige Wasser keinen Tee ergibt.

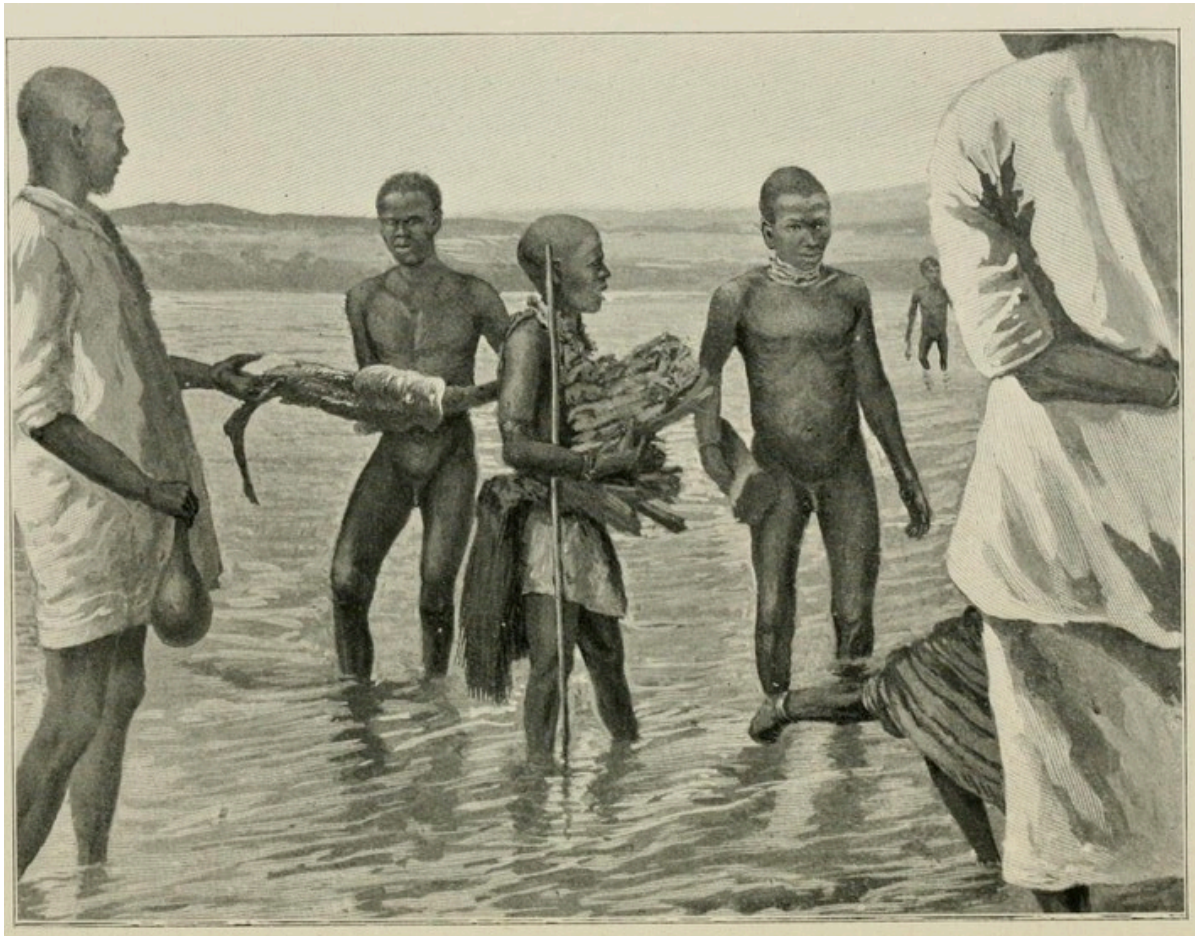
Mit den flacheren Ufern folgte eine entsprechende Änderung im Charakter des Sees, der sie umspült. Untiefen am Ufer mit Kraut und Wassergras sowie weite, flache Buchten waren nun seine Merkmale, im Gegensatz zu den schmalen kleinen Buchten mit tiefem, klarem Wasser und abrupten Felsufern, an die wir gewöhnt gewesen waren. Als Folge der günstigeren Bedingungen gab es mehr Gänse und eine viel größere Vielfalt an fischfressenden Vögeln und Watvögeln; Pelikane, Störche, Ibisse usw. Heute konnte mein Zelt wieder einmal mit Heringen befestigt werden; als Lagerplatz wählte ich kahlen, glatten Boden dicht am Ufer einer Bucht, in der eine kleine Insel mit einigen Hütten lag.

Wir waren gezwungen, eine Stelle mit einigen Bäumen in der Nähe zu wählen, damit wir Feuerholz erhielten, da das Land größtenteils ohne einen einzigen Stock war; doch ein zusätzlicher Anreiz zum Halten war der Wunsch, die Bekanntschaft der Fischerleute zu machen, deren Hütten wir auf der Insel gesehen hatten und von denen einige gegenüber in Kanus herumpaddelten. Nach einigem Zögern kamen sie näher, und drei Männer und eine Frau stiegen ins Wasser und wateten auf uns zu; doch erst nach langem Verhandeln ließen sie sich überreden, an Land zu kommen. Ich gab ihnen Perlen und erhielt im Gegenzug einige Fische, und die Männer kauften eine Menge, sowohl getrocknete als auch frische (einen sehr großen), gegen Eisendraht. Während das Feilschen am Wasserrand stattfand, gelang mir ein interessanter Schnappschuss von ihnen mit meiner Handkamera; es ist eine der wenigen Fotografien, die ich machte, die nicht völlig verdorben wurden, sei es durch Lichteinfall oder durch die Einwirkung des Klimas auf die Platten.

Dies sind die wahren El Molo. Sie sind keineswegs zahlreich und leben stets auf den kleinen Inseln unweit des Ufers, die hie und da in diesem Teil des Sees vorkommen. Ein harmloses, furchtsames Volk, das ausschließlich von Fisch lebt, den sie mit Netzen in den flachen Buchten fangen – mit der seltenen Ergänzung eines Flusspferdes alle Jubeljahre einmal –; ihr Leben ist rein aquatisch. Ich konnte mich mit ihnen durch meinen Dolmetscher verständigen, da einer von ihnen etwas vom Ndorobo-Dialekt verstand, obwohl ihre eigene Sprache völlig verschieden ist; ich konnte jedoch keine Informationen von ihnen über das Land oder Elefanten erhalten, da sie sagten, sie lebten im Wasser und gingen nur an Land, um Feuerholz zu beschaffen. Selbst dann, so beteuerten sie, gingen sie niemals über das Ufer hinaus; eine Aussage, die ich für wahr halte. Ihre Kanus sind aus jeweils mehreren kleinen Stämmen gefertigt, die Seite an Seite aneinander befestigt sind; es gibt keine Bäume mit Stämmen, die groß genug wären, um den üblichen Typus von Einbäumen herzustellen. Nachdem sie zu ihrer Zufriedenheit getauscht hatten, wurden unsere Freunde (die ersten Eingeborenen, die wir seit dem Verlassen des Nyiro gesehen hatten) zutraulicher und besuchten unser Lager.

Ein Flusspferd wurde am Ufer grasend von einem der Träger gesehen, der in Fischabsicht am Ufer entlanggewandert war, doch es war verschwunden, bis er mich gerufen hatte; und die wenigen Gazellen, die ich sah, waren sehr scheu, wie seltsamerweise alles Wild hier schien. Während der Nacht, die sehr heiß war, hielten einige lärmende Vögel (Störche, vermute ich) eine große „Shauri“ mit viel lautem Streit und ungehörigem Aufruhr im Wasser dicht bei unserem Lager ab; der Lärm in Verbindung mit der Hitze vertrieb den Schlaf.

Nach einigen weiteren vorgelagerten Lavarücken – den äußersten Vorposten der vulkanischen Formation – nahm das Land einen einheitlich flacheren Aspekt mit sandigem Boden an, und das Reisen wurde einfach; wenngleich die Hitze, seit wir den Einflussbereich der Stürme verlassen hatten (die offenbar vom Nyiro und Kulale erzeugt werden), sowohl Tag als auch Nacht sehr groß geworden war. Unsere Marschroutine konnte nun gleichmäßig in bequemen Etappen geregelt werden. Indem ich die Eselführer und meine Jungen um 4 Uhr morgens rief (mein Koch musste nie geweckt werden), kleidete ich mich an und frühstückte etwas, während die Tiere bepackt und das Zelt usw. abgebrochen und verschnürt wurden. Es dauerte anderthalb Stunden, die Esel zu beladen, und gegen 5:30 Uhr war es hell genug zum Marschieren; denn wir konnten in einem unbekannten und pfadloslosen Land nicht früher aufbrechen. Gegen Mittag lagerten wir meist an einer geeigneten Stelle, wo einige Bäume oder Büsche Feuerholz lieferten; unser getreuer Freund, der See, lieferte Wasser und befreite uns von jeder Sorge wegen Durst – jenem am meisten zu fürchtenden aller Übel auf afrikanischen Reisen.



EL MOLO FISHER-FOLK.
"A harmless timid people, subsisting solely on fish."
(From a Photograph by the AUTHOR.)

Trotz der ariden, kargen Natur des Landes lag ein Reiz am Seeufer, und ich genoss das Reisen an ihm entlang und fand immer etwas, das mich interessierte. Da waren die Vögel in erstaunlicher Zahl und großer Vielfalt – Pelikane, die schläfrig auf dem Wasser und den Untiefen saßen, sicher vor Krokodilen (denn ich beobachtete eines, wie es durch eine Schar schwamm), oder die in Formationen hin und her flogen; Scharen von Möwen und Seeschwalben; Störche, Reiher verschiedener Arten, Ibisse, Silberreiher und viele andere kleine Watvögel, mit zahllosen Kormoranen in zwei Größen; dazu zahlreiche Nilgänse, wo feuchte Wiesen am Ufer ihnen Weide boten, doch Enten und Krickenten waren merkwürdig selten. Auch das Wild wurde etwas zahlreicher, und ich bemerkte wieder Zebrafährten und gelegentlich eine alte Nashorn-„Scharrstelle“. Wir passierten weitere Inselchen mit kleinen Siedlungen der El Molo in den vielen Buchten, die dieser Teil des Bassu bildet, bis wir die Seebucht umrundeten, wo das Ufer plötzlich für eine Weile nach Westen abknickt. Hier ist die Küste der Dünung ausgesetzt, die durch die vorherrschenden Süd- und Südostwinde angefacht wird, und die Bedingungen sind sowohl für Eingeborene als auch für Vögel weniger günstig. Während wir diesen Teil bereisten, bemerkte ich alte Strandlinien in verschiedenen Höhen. Manchmal marschierten wir auf einer, die weit über dem heutigen Wasserspiegel lag, wie auf einer gut gepflegten, breiten Kiesauffahrt für Kutschen, an einer anderen Stelle verlief eine wie ein Barriereriff, getrennt vom heutigen Ufer durch eine Lagune. An diesen Stränden brauste die Brandung manchmal wie das Meer. Nach dem Durchqueren der Landzunge, die diesen Abschnitt abschließt und deren äußerstes Kap von einer malerischen felsigen Landspitze gekrönt wird, erreicht man geschütztere Buchten, wo das Ufer wieder eine nördliche Richtung einschlägt.

Gegen Mittag des 12. Dezember ging ich wie üblich voraus, um nach einem geeigneten Lagerplatz zu suchen, und hatte gerade eine Grant-Gazelle geschossen, als ich eine ansehnliche Ansammlung von Hütten auf einer Sandbank entdeckte. Ich wusste nicht, wer die Bewohner sein mochten, die zahlreich schienen, und traf daher die Vorsorge, mein Lager in einer verteidigungsbereiten Position aufzuschlagen. Dann ging ich mit Squareface weiter, um unsere Anwesenheit bekannt zu machen. Beim Anblick von uns lief eine Frau, die als Erste unser Nahen bemerkte (denn sie hatten meinen Schuss nicht gehört), hinein, um Alarm zu schlagen, und im Dorf entstand beträchtlicher Aufruhr, wobei die Männer mit dem Speer in der Hand herausstürmten. Zuerst riefen wir ihnen aus der Ferne zu (das heißt, mein Mann tat es auf Ndorobo), und als unser gegenseitiges Misstrauen beschwichtigt war, trafen wir einige der Anführer und tauschten Grüße und Erklärungen aus. Es stellte sich heraus, dass sie eine Gemeinschaft von Ndorobos waren, verwandt, wie sie uns erzählten, mit einigen, die am Kulale und Nyiro lebten, aber sie hatten die gleiche Lebensweise wie die El Molo angenommen und hingen hauptsächlich vom Fischfang ab, obwohl sie auch jagten. Doch die beiden Rassen sind völlig verschieden, obwohl sie friedlich Seite an Seite leben. Die El Molo, die das ursprüngliche Fischervolk sind, sind viel schwärzer und ihre Sprache ist ganz anders; diejenige der Ndorobos ist, wie andernorts, der der Massai ähnlich. Letztere scheinen die Fische zu fangen, indem sie sie von Kanus aus im flachen Wasser der Buchten harpunieren. Keiner der fischenden Eingeborenen kennt den Gebrauch von Haken und Schnur; und seltsamerweise konnten auch meine Männer keine mehr fangen. Ob es an der Seichtheit des Wassers lag oder woran sonst, weiß ich nicht, aber sicher ist, dass die Fische, obwohl das Wasser von ihnen wimmelte, mit Ausnahme eines gelegentlichen Welses keinen Köder mehr annahmen.

Ich konnte mich nicht über die Vorliebe dieser Leute für den See mit seinem unerschöpflichen Reichtum an Nahrung wundern, die so viel leichter zu beschaffen ist als der unsichere Lebensunterhalt derer, die Landtiere jagen. Geradezu fabelhaft ist seine Fruchtbarkeit an Fischen. Welche ungeheuren Mengen müssen täglich von den Heerscharen der Vögel verzehrt werden, die Jagd auf sie machen, ganz zu schweigen von den Krokodilen (ebenfalls sehr zahlreich) und den Kolonien der Fischer! Doch trotz alledem ist er so produktiv, dass das Wasser förmlich vor Fischen wimmelt. Diese Eingeborenen sind weniger furchtsam als die El Molo, und sobald wir Freundschaft geschlossen hatten, folgte mir eine ganze Menge ins Lager. Ihr Anführer überreichte mir ein oder zwei Fische, und ich gab ihm einige Schnüre Perlen und das Fell des Bockes, den ich geschossen hatte (eine Sache, die sie schätzen und selbst nicht leicht erlangen können), und dann setzte ein reger Handel mit den Trägern ein, die jeglichen unbedeutenden Schmuck, den sie besaßen, gegen die Haufen getrockneten Fisches eintauschten, welche die Eingeborenen zum Verkauf brachten. Ich bemerkte, dass all diese fischessenden Leute glatt und wohlgenährt aussahen; dies schien eher der Meinung zu widersprechen, die ich gelesen habe, dass eine ausschließliche Fischdiät Hautkrankheiten verursache. Hungersnot muss unter ihnen unbekannt sein.

Während des morgendlichen Marsches hatten wir einen noch nicht sehr alten Lagerplatz passiert, mit Mengen von Kamel- und Rindermist im „Boma“ (Einfriedung aus geschnittenen Ästen). Zuerst war ich rätselhaft gestimmt und fragte mich, ob es eine Gruppe von Bworanas oder Randilis gewesen sein könnte; doch weitere Untersuchungen enthüllten bald verräterische Beweise für Europäer in Form von leeren Patronenhülsen, zerrissenen Papierhüllen und dergleichen. Ich schloss daraus (durch den Beweis der Anwesenheit von Kamelen), dass es eine Karawane von der Somaliküste war, und was ich von diesen Eingeborenen erfuhr, bestätigte mich in diesem Schluss. Sie sagten jedoch, dass nur ein weißer Mann dabei gewesen sei, und erzählten mir, er sei auf einem anderen Weg durch die Bworanas heraufgekommen, sei in Murli am Nordende des Bassu gewesen, habe hier auf seinem Rückweg passiert und sei von ihnen zum Kulale geführt worden,

anstatt dem See bis zum Südende zu folgen, von wo wir gekommen waren. Sie informierten mich auch, dass er mit einigen Stämmen gekämpft und viel Vieh, Ziegen usw. erbeutet habe, von denen er ihnen einige gegeben habe. Dies war natürlich die Karawane von Dr. Donaldson Smith, obwohl ich zu jener Zeit nicht wusste, wer es sein konnte, und dachte, es sei vielleicht wieder Herr Chanler. Ich wünschte, ich wäre ein wenig schneller heraufgekommen, damit ich das Vergnügen gehabt hätte, einen Europäer in dieser fernen und einsamen Wüste zu treffen.

Auf meine Anfragen bezüglich Elefanten wurde mir gesagt, dass ich weiter vorn auf einige stoßen würde, wenn ich mich dem nördlichen Ende des Bassu näherte, wo Reshiat gelegen sei, das sie besucht zu haben erklärten. So schien ich schließlich in Reichweite des eher geheimnisvollen Landes zu gelangen, das unser derzeitiges Ziel war, und ich hatte allen Grund, dankbar zu sein, dass alles so günstig stand; denn wir schienen die größten Schwierigkeiten der Reise überwunden zu haben. Das Vorankommen war nun erstklassig, der Boden eben, mit kaum Steinen. Die Hügel waren zurückgewichen und lagen nun in beträchtlicher Entfernung im Osten, während eine weite Ebene den See säumte. Hie und da gab es Gürtel aus Mimosenbusch, meist an trockenen Wasserläufen; und vor uns, jenseits einer großen Bucht, lag eine hügelige Landzunge, von der ich annahm, dass es jene sei, die Teleki und Von Höhnel durchquert hatten, wie ihre Karte zeigt. Diese Karte war sehr nützlich und ermöglichte es mir, wenn auch ohne Instrumente, annähernd zu sagen, welchen Teil des Sees ich erreicht hatte.

Arid und karg wie das Land immer noch war, gab es doch etwas mehr Vegetation als weiter südlich in Form von spärlichem und vertrocknetem Gras und einigen verkümmerten Dornbüschen, die hier und da verstreut waren, was es für Wild geeigneter machte; und infolgedessen bemerkte ich eine ganze Menge Zebrafährten sowohl der großen als auch der kleinen Art, ebenso einige frische Nashornspuren sowie eine oder zwei neue „Scharrstellen“, während Gazellen zahlreicher schienen als bisher. Während des Tagesmarsches hatte ich mehrere Gänse mit meinem Rook-Gewehr erlegt, sodass meine eigene Vorratskammer gut versorgt war; aber meine Männer hatten in letzter Zeit nicht viel Fleisch gehabt, sodass ich beschloss, eine Anstrengung zu unternehmen, um an jenem Nachmittag einen guten Vorrat zu beschaffen.

Meine Erfahrung, das Ergebnis langjähriger Beobachtungen in Afrika, ist, dass Fleisch eine äußerst wichtige Ergänzung der Nahrung für Träger auf dem Marsch darstellt. Sein Wert, sie stark, gesund und zufrieden zu halten, ist unschätzbar; und ich denke, ein schlüssiger Beweis hierfür ist, dass ich während der gesamten Reise kaum einen Fall von auch nur geringfügiger Erkrankung hatte, und niemals eine, die nicht durch ein oder zwei Pillen oder ein paar Opium-Tabletten geheilt werden konnte. Meine Männer trugen weitaus schwerere Lasten, als es in Karawanen von Europäern üblich (oder nach gegenwärtigen Vorschriften sogar gesetzlich zulässig!) ist; dennoch beschwerten sie sich nicht nur nie, sondern mit der – soweit ich mich erinnern kann – einzigen Ausnahme eines Falles von Magenkrämpfen, die etwa eine halbe Stunde dauerten, und eines Falles von Lahmheit ganz am Ende der Rückreise, war kein Träger jemals unfähig oder unwillig, am Morgen seine Last zu schultern und sie lächelnd zum täglichen Lagerplatz zu bringen. Ich denke, ich darf sagen, dass dieses Zeugnis vorteilhaft mit den Beschreibungen der „Krankenlisten“ usw. kontrastiert, denen man so oft in Berichten über Afrika-Reisen begegnet. Gleichzeitig reicht Fleisch allein nicht aus; und für Männer, die an eine mehlhaltige Ernährung gewöhnt sind, ist es sogar weniger erstrebenswert als Getreide allein.

Um auf mein Fortkommen an diesem 13. Dezember '95 zurückzukommen: Ich fand zur rechten Zeit einen angenehmen Platz zum Campen an einem kleinen Bach, mit einem Dornenbaum, unter dem ich mein Zelt aufschlagen konnte; und nachdem ich alles in

Ordnung gebracht und etwas Tee und einen Snack zu mir genommen hatte, brach ich mit einem Begleiter zur Jagd auf. Ich stieg das allmählich ansteigende Gelände nach Osten hinauf, wobei der Wind günstig stand – das heißt, er wehte mir ins Gesicht – und sichtete, bevor ich sehr weit gekommen war, vier oder fünf Grevyzebras, die auf einem offenen Rücken grasten. Es war kein leichter Ort, um sich ihnen zu nähern, aber ich war entschlossen, mein Bestes zu geben, um einen Schuss zu bekommen. Es gelang mir sogar besser als erhofft. Ich nutzte einige kleine Senken aus, die ich unbemerkt erreichte, indem ich einen Umweg machte, und kroch allein bis nahe an den Kamm des niedrigen Rückens, auf dem sie sich befanden, ohne mich zu zeigen. Dann wartete ich flach liegend, bis sie sich von mir abwandten, brachte mich in eine sitzende Position auf einem Gelände, das eine klare Sicht auf sie bot, und schoss eines, sobald es sich weit genug gedreht hatte, um ein Ziel auf eine lebenswichtige Stelle zu bieten; und noch bevor die anderen wussten, was los war, hatte ich einem zweiten eine Kugel gegeben, wobei beide nach einem kurzen, krampfhaften Ansturm tot umfielen. Es waren zwei große Stuten in gutem Zustand.

Suaheli essen sehr gerne Zebrafleisch, besonders wenn es fett ist (und sie werden sehr fett), daher herrschte im Lager große Freude über die Nachricht von meinem Erfolg, und noch mehr, als ich verkündete, dass wir aufgrund dieses Glücksfalls hier einen Tag rasten würden. Dies würde es den Männern ermöglichen, eine Menge Fleisch teilweise zu trocknen, sodass sie viel mehr tragen konnten, da die Streifen in der trockenen Luft schnell einen großen Teil ihrer Feuchtigkeit verlieren und viel leichter werden. Da es nicht sehr weit vom Lager entfernt war und der Ort in dem vollkommen offenen Gelände leicht zu finden sein würde, hatte ich Juma (der bei mir gewesen war) zurückgelassen, um mit dem Häuten zu beginnen, während ich selbst die Nachricht überbrachte; und als ich nach Freiwilligen rief, machten sich fast alle eifrig in die von mir angegebene Richtung auf. Das Fleisch wurde bis zum Sonnenuntergang komplett eingebracht und bald auf die verschiedenen „Messen“ verteilt. (Denn es ist immer besser, dies im Lager vom Anführer erledigen zu lassen, um Streitigkeiten und eine ungerechte Aufteilung zu vermeiden.)

Am Morgen tauchte ein fremder Suaheli in unserem Lager auf. Dies war eine Überraschung, da Suaheli-Karawanen diese Region fast nie besuchen (die wenigen, die Reshiat erreicht haben, umgingen den See im Westen, und nur sehr große Gruppen wagen sich so weit vor). Unser Besucher erklärte, dass er zu einer kleinen Gruppe von Suaheli-Händlern gehöre, die auf dem Rückweg vom Nordende des Sees seien und in kurzer Entfernung lagerten. Sie hatten meine Schüsse am Nachmittag gehört, und er war gekommen, um zu sehen, wer es sei. Später traf die gesamte Karawane ein und lagerte in unserer Nähe. Es waren nur etwa dreißig Personen, und es stellte sich heraus, dass sie uns von der Küste gefolgt waren, in der Absicht, mich um Erlaubnis zu bitten, in Begleitung meiner Karawane zu reisen; aber während wir in El Bogoi waren, waren sie auf einer anderen Route vorbeigezogen und weitergegangen, in der Annahme, wir seien vor ihnen, bis sie auf die Gruppe von Dr. Donaldson Smith trafen und dann seiner Spur zurück nach Kere und Magu gefolgt waren, den Fluss hinauf, der von Norden in den See fließt. Sie befanden sich nun auf dem Weg zur Küste. Sie sagten, ihr Handel sei kein Erfolg gewesen, gaben uns aber viele nützliche Informationen über das vor uns liegende Land und erzählten mir, dass es am Nordende des Sees viele Elefanten gäbe, obwohl sie entlang der Ufer in dieser Richtung keine Anzeichen dafür gesehen hatten.

Der Mann, der uns zuerst entgegengekommen war, sagte nun, dass er gerne mit mir umkehren würde, da er noch einige Handelswaren übrig habe, die er gegen Elfenbein einzutauschen versuche, obwohl er gezwungen gewesen sei, wegzugehen, da die anderen Mitglieder der Karawane nicht warten wollten. Er sagte, wenn ich ihm und zwei oder drei seiner Assistenten erlauben würde, sich meiner Karawane anzuschließen, und sie mit Lebensmitteln versorgen würde, an denen es ihnen ebenso mangelte wie an den Mitteln, weitere zu kaufen, würde er mich führen und mich in jeder Weise unterstützen, die in

seiner Macht stünde. Dem stimmte ich gerne zu, hielt es für einen glücklichen Zufall, solch wertvolle Hilfe von einem Suaheli zu erhalten, der den Weg und alles über die Eingeborenen in dem Land wusste, in das wir gingen. Nie hatte ich Grund, meine Entscheidung zu bereuen; denn Mnyamiri (so sein Name) war mir sowohl als Führer als auch als Dolmetscher von größtem Nutzen, da er viele afrikanische Sprachen fließend beherrschte und in Masai und den verwandten Dialekten völlig zu Hause war, was die einzige Kommunikationsmöglichkeit mit den Stämmen war, zu denen wir gingen.

Es schien ein besonders glücklicher Zufall, dass ich diesen Mann hier getroffen hatte, der bereit war, mich zu begleiten, genau dort, wo wir einen Führer brauchten, da wir einen Punkt erreicht hatten, von dem aus wir quer durch das Land schlagen sollten, um den See für eine Weile zu verlassen und eine Abkürzung zur Alia-Bucht zu nehmen. Ich nutzte die Gelegenheit, einige Briefe zu schreiben, um sie mit der zurückkehrenden Karawane an die Küste zu schicken. Ich erwartete, dass sie Monate unterwegs sein würden, wusste aber, dass sie eines Tages ankommen würden und dass die Nachricht von mir meinen Freunden willkommen sein würde. Im Laufe des Gesprächs fand ich heraus, dass diese Händler auf ihrer Hinreise die Route östlich des Mount Nyiro genommen hatten, wo sie sehr unter Durst gelitten hatten und einige ihrer Esel aus Wassermangel umgekommen waren. Als sie hörten, dass wir aus diesem Grund keine Leiden erfahren hatten, schlossen sie daraus, dass unsere Route trotz der rauen Hügel und des steinigen Weges die bessere sein müsse. Insgesamt schien ich mit meiner Wahl also sehr glücklich gewesen zu sein.

Nachdem wir uns von unseren händlerischen Besuchern verabschiedet hatten, die nach Mombasa unterwegs waren, setzten wir unseren Marsch am nächsten Morgen fort, wobei unser neu gewonnener Führer wichtig voranmarschierte. Wir schnitten ein Kap ab, kamen aber dahinter an eine weitere Bucht herunter, den letzten Punkt von Bassu, den wir berühren sollten, bevor wir für eine Zeitlang ins Landesinnere vordrangen. Denn hier ragt eine Kette rauer, steiniger Hügel in den See hinein, sodass es nicht nur eine große Distanzersparnis bedeutet, ihn links liegen zu lassen, sondern das Vorankommen auch äußerst schwierig wäre, wenn man an diesem Teil dem Ufer folgen würde. Die Wildspuren wurden zahlreicher, je weiter wir vorankamen, da das Gras den nun sandigen Boden besser zu bedecken schien, und in jener Nacht hörte ich Löwen brüllen – ein sicheres Anzeichen dafür, dass Wild nicht selten ist. Ich bemerkte auch viele Nashornspuren. Ich war sehr begierig darauf, hier auf Nashörner zu treffen, da Von Höhnel (den ich das Vergnügen hatte, in Mombasa zu treffen, und der mir freundlicherweise viele wertvolle Informationen über das Land gegeben hatte) mir erzählt hatte, dass die auf der östlichen Seite des Rudolfsees gefundenen möglicherweise eine eigenständige Art seien.

Von diesem Punkt an durchquerten wir ein weites, flaches Tal zwischen zwei parallelen Hügelketten, die eine am See, die andere landeinwärts; das Tal – durch Abtragung des lockeren Bodens in viele kleine Rücken und Rinnen zerklüftet – machte das Vorankommen ziemlich mühsam. Wasser war knapp, die Sonne brennend heiß und die Märsche lang und anstrengend, und ich sehnte mich nach unserem lieben alten See; ein guter Freund war er uns gewesen. Niemals hatten wir uns um Wasser oder die Entfernung zum Lager sorgen müssen, seit wir auf ihn gestoßen waren. Nun, kaum hatten wir seine Ufer verlassen, begann unser Kummer: die Sorge, ob es für alle genug geben würde, der mühsame Prozess, die Esel aus Eimern zu tränken, das mühsame Schöpfen der zögerlichen Flüssigkeit mit Bechern aus Löchern im Kies (während ich selbst in der stickigen Hitze des Flussbettes stand, der brennenden Sonne ausgesetzt, um sicherzustellen, dass jeder an die Reihe kam), knappe Rationen zum Waschen und all die Unannehmlichkeiten eines geringen Vorrats.

Erst am dritten Morgen nach dem Verlassen seiner Ufer fanden wir uns zu unserer Freude wieder am weiten Ufer unseres lieben alten Freundes ein. Wir befanden uns nun an der

großen Bucht von Alia oder Lalia. Das Wasser ist hier auf eine weite Distanz sehr flach, und es wächst viel Wassergras darin. Wir schlugen früh unser Lager unter einigen buschigen Dornenbäumen auf, die echten Schatten spendeten – ein keineswegs alltägliches Merkmal der Bäume in diesem Land, aber besonders wohltuend in der glühenden Hitze. Die Gelegenheit, sich bequem auszuruhen, war besonders willkommen, da ich durch die Strapazen beim Tränken der Esel am Vortag einen Anfall von Fieber bekommen hatte. Gegenüber lag ein weiteres Fischerdorf auf einer kleinen Insel, deren Bewohner bald Mengen an Fisch zum Verkauf brachten. Ich ließ ausrichten, dass ich gerne frisch gefangene hätte, und einige von ihnen gingen hinaus und speerten in ganz kurzer Zeit eine Menge. Es waren auch einige Reshiat-Leute hier, die wegen des Fisches gekommen waren, da in ihrem eigenen Land eine Hungersnot herrschte. Alle sind übermäßig schwarz.

Ich sah viel Wild; und zusätzlich zu den üblichen Oryx und Grant-Gazellen nun zum ersten Mal „Topi". Ich schoss eines der letzteren am Nachmittag, musste aber Pice holen, um bei seinem Fang zu helfen, und es lieferte uns eine ordentliche Jagd, bevor es erledigt war, obwohl ich es direkt in die Schulter getroffen hatte, wenn auch ein oder zwei Zentimeter zu tief. Es schien wunderbar, wie es nach einem solchen Schuss noch leben und rennen konnte. Dies war die erste Antilope dieser Art, die ich je geschossen hatte, obwohl ich einige Jahre zuvor welche in Sotike gesehen hatte. Sie erinnern einen stark an die Leierantilope des Südens. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Sorte identisch mit dem „Topi" der Ostküste ist oder ob es, wie ich für sehr wahrscheinlich halte, eine Zwischenform zwischen diesem und dem „Korrigum" des Westens ist. Hier fielen mir auch zum ersten Mal Schwärme von weißen Löfflern auf. Ich sah auch einige der Vögel, die in Südafrika unter dem Namen kleiner Heuschreckenvogel bekannt sind.

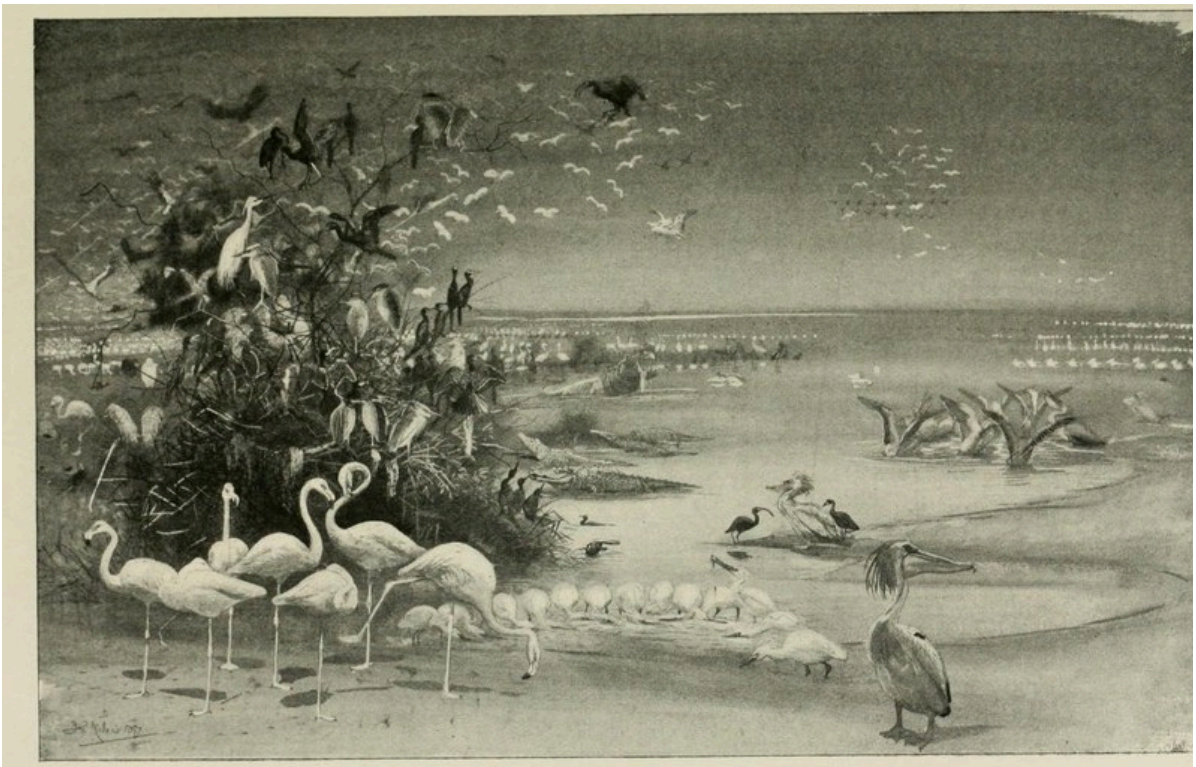
Unser Fortkommen war nun trotz der großen Hitze reibungslos und angenehm, über große Ebenen mit sandigem Boden, manchmal abgelöst durch niedrige Rücken aus lockerem Boden mit Steinen, wo das Tempo langsamer war; die Hügel weit weg zu unserer Rechten und der See flacher denn je, mit Wassergras ein oder zwei Meilen hinaus. Weitere Fischerkraals auf Inseln wurden passiert, deren Bewohner immer bereit waren, Fisch zu verkaufen, sowohl frisch als auch getrocknet. Ich sah auch ein paar Enten in diesem Teil, und überall waren die verschiedenen Wasservögel der bereits erwähnten Arten sowie andere nicht aufgezählte in erstaunlicher Anzahl vorhanden. Flusspferde sind nicht häufig, und die wenigen gesehenen meist weit draußen vor der Küste, aber Landwild war reichlich vorhanden, besonders „Topi" (die nicht sehr scheu schienen), manchmal in großen Herden, sowie die üblichen Arten, einschließlich einer beträchtlichen Anzahl kleinerer Zebras, wobei auch Grevyzebras anwesend waren.

Drei oder vier Ndorobos aus der großen Siedlung, die wir einige Tage zuvor passiert hatten, waren uns gefolgt, in der Absicht, etwas Elfenbein zu verkaufen, von dem sie wussten und das an diesem Teil des Seeufers versteckt war. Es stellte sich als zwei sehr große Bullen-Stoßzähne heraus, aber sie hatten offensichtlich viele Jahre hier gelegen und waren fast verrottet. Mnyamiri war jedoch sehr erfreut, sie zu erwerben, da er sie für eine kleine Menge Waren kaufen konnte. Mir schien es töricht, solch vergleichsweise wertloses Zeug über eine so immense Distanz an die Küste zu tragen; aber Suaheli-Händler lehnen nichts in Form von Elfenbein ab, wie beschädigt es auch sein mag, und kaufen sogar Nashornhörner, unbeeindruckt von langem und schwierigem Landtransport.

Ich hatte gehofft, in diesem Teil auf Elefanten zu treffen, da Graf Teleki und Kapitän Von Höhnel mir erzählt hatten, dass sie entlang dieser Küste, den ganzen Weg von Alia nach Norden, zahlreiche Herden gefunden hatten. Aber es besteht kein Zweifel, dass zum Zeitpunkt ihres Besuchs eine Folge von außergewöhnlichen Dürrejahren dazu geführt haben muss, dass alles Wasser im umliegenden Land, weit zurück in jede Richtung,

austrocknete, was alle Elefanten zwang, die Seeufer aufzusuchen. Dies zeigen auch die offensichtlichen Beweise, die ich bemerkt habe, dass sich der See in den letzten Jahren sehr stark gefüllt hat. Ich konnte keinerlei Anzeichen dafür sehen, dass Elefanten die Gegend seit langer Zeit aufgesucht hatten; der einzige Beweis dafür, dass sie es jemals getan hatten, waren neben den oben erwähnten alten Stoßzähnen ein alter Schädel und ein paar sehr stark verfallene Knochen.

Obwohl ich die ganze Küste entlang sorgfältig nach Nashörnern Ausschau gehalten und gelegentlich ihre Spuren bemerkt hatte, traf ich erst am 21. Dezember auf das Tier selbst. An jenem Morgen, zwei Stunden nach dem Aufbruch, sah ich eines vor mir. Wie bereits erklärt, war ich besonders bestrebt, hier eines zu bekommen, um es zu untersuchen und ein Exemplar der vermeintlich kleinen Sorte zu erhalten, die für diese Region typisch sein soll. Gleichzeitig wäre ein reichlicher Vorrat an Fleisch für meine Männer höchst willkommen; also hielt ich die Karawane an, nahm mein Lee-Metford-Magazingewehr und ging hinterher. Der Wind war nicht ungünstig und wehte von unserer Rechten, während das Nashorn langsam auf uns zukam, aber diagonal über unsere Marschlinie. Das Gelände war vollkommen offen, kein Stock oder Büschel einen Fuß hoch irgendwo; und als ich nach links vorne ging, in dem Bemühen, es abzufangen, schien es mich zu sehen. Aber wenn es in meine Richtung schaute, hielt ich still, und es schien beruhigt und fraß im Gehen weiter. Pice war mir auf den Fersen; und als ich ihm in einem heiseren Bühnenflüstern eine Warnung gab, blickte das Nashorn zu uns auf. Aber es kam wieder näher, und ich gelangte direkt vor es. Seine Begleitvögel beunruhigten es ein wenig, indem sie davonflogen, aber es kam immer noch unbekümmert weiter. Ich hatte mich hingesetzt – meine bevorzugte Position für einen ruhigen Schuss – und als unser Freund bis auf dreißig Meter herangekommen war und immer noch direkt auf mich zukam, mit nichts als ein wenig rauem Gras zwischen uns, hielt ich es für an der Zeit, zu versuchen, ihn zum Anhalten zu bringen, da meine Haltung nicht gerade würdevoll war, um einen so erhabenen Besucher aus nächster Nähe zu empfangen; also gab ich einen leichten Pfiff zwischen den Zähnen ab. Er stand still und hielt den Kopf hoch mit aufgestellten Ohren, blickte fest zu mir und entblößte seine Brust. Da ich bereit war, gab ich ihm sofort eine Kugel in die Kehle, direkt über der Brust, und als er herumschwenkte und davonstürmte, eine weitere in die Rippen. Er galoppierte etwa fünfzig Meter weit, schaffte es gerade noch durch eine kleine Rinne, obwohl seine Bewegungen mühsam wurden, und auf das steinige jenseitige Ufer, wo er für eine Sekunde stand, sich halb umdrehte und auf die Seite kippte; dann trat er ein paar Mal mit den Beinen in die Luft und lag nach einem Quieken still. Pice roch bald an seiner Nase, und als ich zu ihm kam, atmete er nicht mehr. Sogar eine halbe Minute später zuckte das Augenlid noch einmal, als ich meinen Finger daran legte; aber es waren nur die Muskeln, die automatisch arbeiteten, denn er war tot. Das Zerlegen hielt uns anderthalb Stunden auf; aber es war es wert. Er war fett, und die Männer beluden sich in großer Freude mit dem Fleisch zusätzlich zu ihren Lasten.



BIRDS ON LAKE RUDOLPH.

Bevor ich zuließ, dass er angerührt wurde, hatte ich ihn kritisch untersucht und sorgfältig mit meinem Bandmaß vermessen, und obwohl ich keinerlei strukturellen Unterschied feststellen konnte, war er, obwohl offensichtlich ein voll ausgewachsener Bulle, so viel kleiner als der durchschnittliche „Faro“ weiter südlich, dass er im Vergleich zu den Maßen meines großen El-Gereh-Exemplars wie ein Zwerg wirkte. Ich versteckte seinen ganzen Kopf unter einem Steinhaufen. Die Hörner waren nicht lang. Glücklicherweise war es eher bewölkt mit einer angenehmen Brise, sodass wir die Hitze nicht wie üblich spürten, und trotz dieser Verzögerung und eines weiteren Halts, um die Männer trinken zu lassen, konnten wir durch längeres Ausharren etwa unsere gewohnte Distanz zurücklegen.

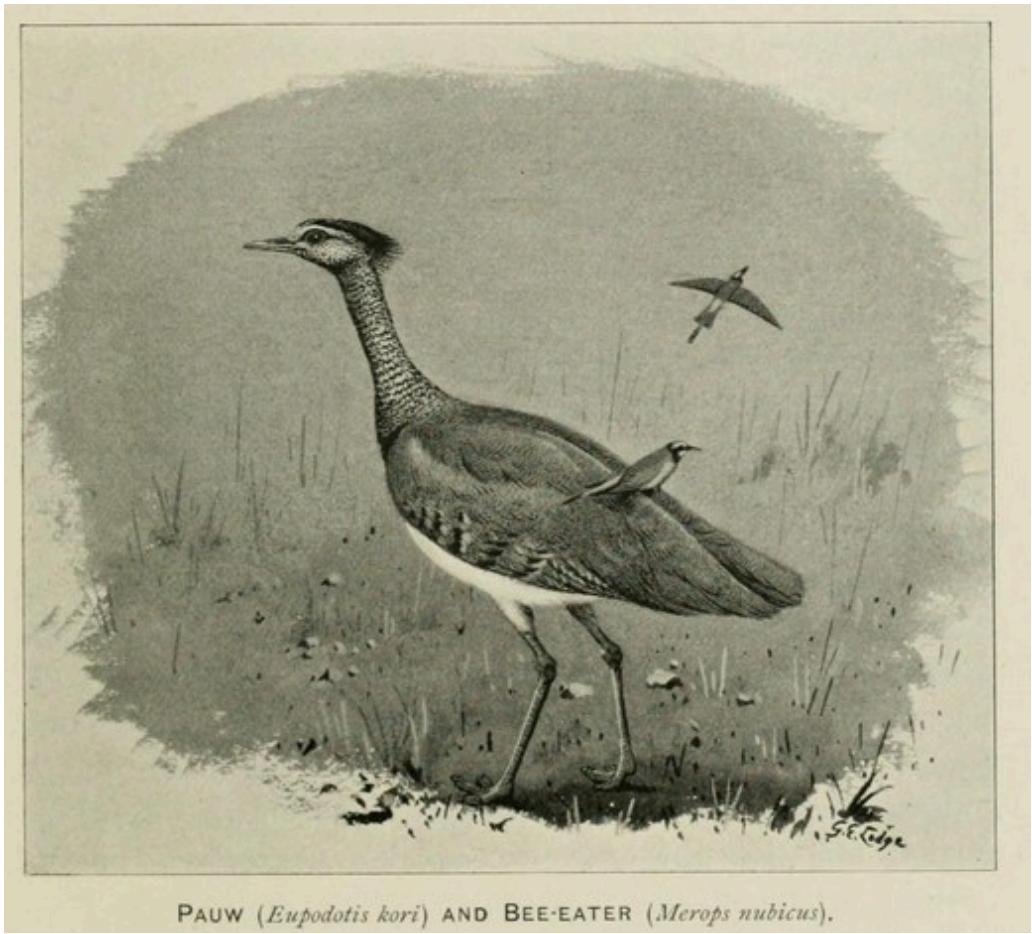
Während ich darauf wartete, dass die Männer tranken, beobachtete ich mit Interesse durch mein Glas eine Gruppe von Löfflern, die im Flachwasser fraßen. Sie erinnerten mich lebhaft an Mäher, die sich langsam in einer Reihe bewegten, etwa fünfzehn oder zwanzig nebeneinander, in offener Ordnung mit gemessenen Schritten, die Köpfe gesenkt und die Spitzen ihrer langen Schnäbel unter Wasser, die regelmäßig mit einer fegenden Bewegung von rechts nach links schwangen. Dies war offensichtlich ihre Methode, auf dem schlammigen Boden nach Nahrung zu suchen. Einige weiße Reiher und Silberreiher verschiedener Größe begleiteten die Löffler. Es gab auch eine Gruppe stattlicher Pelikane auf einer niedrigen Insel in der Nähe, und dahinter einen großen Schwarm Möwen, die auf einer Schlammbank rasteten. Ich wünschte, ich könnte nah genug herankommen, um die Szene zu fotografieren, aber alle meine Versuche, Schnappschüsse von den Seevögeln zu machen, sind fehlgeschlagen.

Wir fanden heute wieder einen schönen Platz für unser Lager, mit schattigen Dornenbäumen, in der Nähe von zwei weiteren Fischerdörfern auf niedrigen Inseln. Es gab auch eine hohe Insel gegenüber, weit draußen, die auf der Karte, die ich bei mir hatte, nicht verzeichnet war. Der See hier ist hässlich, aber immer noch interessant. Wild war ebenfalls reichlich vorhanden, und hin und wieder sprang ein Hase unter den Füßen auf und flitzte davon. Es gibt hier auch überall große Mengen kleiner schwarzer Krähen. Man sieht sie zwischen den Hütten auf den kleinen Inseln, die von den El Molo bewohnt

werden, wo sie die Fischabfälle aufpicken; auf diese Weise sind sie zweifellos nützlich für die Inselbewohner, die sie nicht belästigen. Daher werden sie sehr zahm und manchmal zur Plage; es waren immer Schwärme um unser Lager, und sie wagten sich direkt unter uns und versuchten ständig, die zum Trocknen ausgelegten Fleischstreifen zu stehlen.

Wieder einmal hatten wir am 22. eine Reihe steiniger Vulkanrücken zu überwinden, die direkt bis ins Wasser reichten. Diese Art von Ufer ist viel malerischer als die niedrigen, sumpfigen Teile, da das Wasser klar ist und rasch tiefer wird. Sowohl südlich als auch nördlich der Lavarücken liegen sandige Ebenen. Wir bewältigten das schwierige Gelände in einem guten Tagesmarsch. Es gab einen ziemlich deutlichen Pfad, der an den Seiten dieser felsigen Hügel parallel zum Ufer verlief; tatsächlich ist es meistens so, wo der Boden dicht mit Steinen bedeckt ist, dass Pfade durch vorbeiziehende Tiere entstehen, da sie natürlicherweise der Linie des geringsten Widerstands folgen. Wo der Boden ungehindert ist und dem Fortkommen in keine Richtung ein Hindernis bietet, bilden sich Pfade weniger wahrscheinlich.

Wir fanden ein weiteres trockenes Flussbett mit Bäumen zum Campen. An diesem Tag sah ich eine kleine Gruppe von Flusspferden, die ersten, die ich zusammen auf dem See gesehen hatte. In der Nacht hörte ich einen Leoparden grunzen, und die Gänse waren so laut, dass sie den Schlaf störten. Von hier an gab es wesentlich mehr Buschwerk, wenn auch immer noch verstreut. Der „Suaki“ ist ein buschiger, immergrüner Strauch oder niedriger Baum mit kleinen, runden, hellgrünen Blättern. Es sind die Zweige dieses Busches, die von Suaheli als Zahnbürsten verwendet werden.



PAUW (*Eupodotis kori*) AND BEE-EATER (*Merops nubicus*).

Es gab in diesem Teil eine große Fülle an Wild. Ich hatte es seit vielen langen Tagen nicht mehr so reichlich gesehen. Es gab Zebras beider Arten, Oryx, Topi-Antilopen, Grant-Gazellen in Hülle und Fülle und eine ganze Reihe Waller-Gazellen; ich sah auch ein Rudel Wasserböcke. Es waren viele rosenfarbene Bienenfresser hier, und ich sah einen großen

grünen, der mir unbekannt schien. Hier beobachtete ich auch zum ersten Mal eine ziemlich merkwürdige Sache, die später zu einem gewöhnlichen Anblick wurde. Es ist die Gewohnheit dieses Scharlachspinds, auf dem Rücken der großen Riesentrappe zu reiten, die am nordöstlichen Ende des Bassu häufig vorkommt. Er sitzt weit hinten auf dem Bürzel seines Reittiers, wie ein Junge auf einem Esel reitet. Die Trappe scheint diese Freiheit nicht übel zu nehmen, sondern schreitet majestätisch dahin, während sein brillant gekleideter kleiner Jockey Ausschau hält, seitlich sitzend, und ab und zu nach einem Insekt hochfliegt, das er erspäht hat, um nach der Jagd wieder zu „seinem Kamel" zurückzukehren – wie Juma es nicht unpassend nannte. Ich habe sogar zwei Bienenfresser auf einer Trappe reiten sehen. Ich habe diesen hübschen kleinen Vogel auch auf den Rücken von Ziegen, Schafen und Antilopen sitzen sehen, aber die Trappe scheint sein bevorzugtes Ross zu sein. Ich stelle mir vor, dass er auf diese Weise mehr Gelegenheiten zum Flug auf Wild bekommt, das von seinem Träger aufgeschreckt wird, was ihm auch einen Aussichtspunkt bietet, von dem aus er seine Beute in einem Land erspähen und verfolgen kann, in dem es nur wenige geeignete Zweige zum Sitzen gibt.

Während dieses Tagesmarsches stieß ich auf den Kadaver eines Grevyzebra-Fohlens, das frisch von einem Leoparden getötet worden war, aber letzterer war weggeschlichen, zweifellos gewarnt durch die Stimmen der Männer. Später stieß ich auf ein Waller-Kitz, das erst gerade geboren und noch nicht trocken war, und schaffte es aus dem Pfad der Karawane weg, damit keiner der Männer es verletzte. An einer Stelle bemerkte ich nicht weniger als fünf alte, gebleichte Nashornschädel in geringer Entfernung voneinander, obwohl es nur wenig frische Fährten gab, und ich fragte mich, was sie getötet haben könnte, da es jetzt nirgendwo in der Nähe jagende Eingeborene gibt. Möglicherweise wurden sie von Graf Teleki geschossen, als er vor etwa acht Jahren hier vorbeikam. Schakale sind hier überall häufig, und Hyänen und Geier sind zahlreich; denn obwohl ich keine Löwen traf, sind sie sicher da, um diesen Aasfressern Reste zu liefern.

Ein weiterer häufiger und unangenehmer Begleiter von reichlich Wild war eine Fliege, von der ich zwei Exemplare fing, die ich immer für das Weibchen der „Tsetse" gehalten habe, obwohl ich mich hierin irren mag. Sie ist größer als die typische und von einheitlich bräunlicher Farbe ohne Markierungen, aber in anderer Hinsicht genau ähnlich, sowohl was das Aussehen als auch die Gewohnheiten betrifft. Ob diese Art giftig ist oder nicht, bin ich mir nicht sicher. Meine Esel litten nie darunter, hier vorbeigekommen zu sein; aber sie können ein paar „Fliegen" aushalten, wo hingegen sie dort, wo die „Tsetse" zahlreich ist, bald erliegen. Hier wurde ich schließlich zum ersten Mal seit dem Erreichen des Sees durch Anzeichen ermutigt, dass Elefanten vor nicht langer Zeit hier gewesen waren, was mich hoffen ließ, dass unsere Ausdauer bald belohnt würde.

Ich habe bereits früher erwähnt, dass die Nashornleber von den Suaheli als Delikatesse geschätzt wird. Ich selbst hielt nie viel davon, und das einzige Teil dieses Tieres, das ich gewöhnlich aß, war die Zunge, obwohl auch der Schwanz des Nashorns geschmort sehr gut schmeckt (beides muss etwa zwölf Stunden kochen, um zart zu werden). Mein Koch zauberte jedoch bei dieser Gelegenheit ein Gericht, das mich bekehrte und das ich als Entrée empfehlen kann. Er bereitete mir Frikadellen aus zerstampfter Leber und Zunge (beides vorher gekocht) zu, gewürzt mit jenem Kraut meiner eigenen Entdeckung, auf das ich bereits angespielt habe. Diese, fein gebraten, sind erstklassig. Feruzi nannte diese Triumphe seines Könnens „Cartrets", und ich kam schließlich zu dem Schluss, dass er „Cutlets" sagen wollte (obwohl das natürlich der falsche Begriff dafür war), aber ich würde vorschlagen, das Gericht auf der Speisekarte „Pâté de Faro" zu nennen.

Am 24. Dezember erlegte ich ein weiteres Nashorn. Wir hatten gerade unsere übliche kurze Rast in der Mitte des Marsches hinter uns, und ich hatte bereits den Befehl „bandika" gerufen, als ich, gerade als die Männer begannen, ihre Lasten aufzunehmen, ein

„Fau, fau!“ hörte (eine Abkürzung für „faro“, das Suaheli-Wort für Nashorn). Als ich aufblickte, sah ich ein kleines und sehr mageres Nashorn mit langen Hörnern, das sehr langsam im Luv an uns vorbeischlenderte. Dank einer steifen Brise hatte es uns offensichtlich nicht gehört, obwohl es ganz nah war. Ich wies die Männer an, sich wieder zu setzen und ruhig zu sein, nahm mein .303er und ging ihm entgegen, gefolgt von Pice. Ich sah, dass es sich kaum lohnte, es wegen des Fleisches zu schießen; da es aber ein schönes Paar Hörner hatte und sehr klein wirkte, war ich begierig darauf, seinen Kopf als Belegexemplar der Bassu-Varietät zu erhalten. Mit einem starken und günstigen Wind und verkümmerten Büschen dazwischen gelangte ich mühelos nahe heran. Dann hörte es mich wohl, denn es drehte sich um, und ich gab sofort einen Schuss ab. Als es die Kugel erhielt, drehte es sich ein- oder zweimal im Kreis, und während es sich wegbewegte, setzte ich eine zweite nach, um ganz sicherzugehen. Es gelangte dann hinter einiges Gestrüpp, und ich schickte Pice vor. Sein Bellen und das Schnauben des Tieres zeigten mir, dass es ganz in der Nähe war, und ich kam gerade rechtzeitig hinzu, um zu sehen, wie es schwankte und in eine liegende Position sank, aus der es sich nie wieder rührte. Ich fotografierte es dann und vermas es sorgfältig. Es war eine Kuh, erheblich kleiner als der Bulle neulich und das magerste Tier, das ich je geschossen hatte, obwohl seine Hörner nicht so aussah, als wäre es außergewöhnlich alt. Sein vorderes Horn mass nur 26,5 Zoll, wirkte aber zweifellos aufgrund der geringen Größe des Tieres selbst viel länger. Die Träger nahmen trotz seiner Abmagerung Fleisch mit, während ich die Hörner abschnitt und den Schädel vergrub, wobei ich darauf achtete, den Knochen überhaupt nicht zu beschädigen.

Hier gab es viel verkümmertes, wenn auch nicht dichtes Gebüsch; das Land war sehr flach und der Boden wie getrockneter Schlamm, was er zweifellos auch ist, nämlich eine Seesediment-Ablagerung; und überall in diesem Teil fanden sich viele hohe, schornsteinartige Ameisenhügel. Die üblichen Wildarten wurden beobachtet, wobei mehr Waller-Gazellen zu sehen waren als irgendwo sonst. Seit ein oder zwei Tagen hatte ich bemerkt, dass das Seewasser frischer und gleichzeitig weniger klar wurde, und nun hatte es seinen salzigen Geschmack ganz verloren und war schlammig geworden, wobei es weit draußen ganz rot aussah. Dies wurde natürlich durch den großen Fluss verursacht, der von Norden her einmündet und nun nur noch ein kurzes Stück entfernt war; denn Mnyamiri versicherte mir, dass wir die ersten Kraals von Reshiat früh am übernächsten Tag erreichen würden. Den Seeuferrand säumten Bestände aus hohen, dunkelgrünen Binsen, die malerisch mit den zahlreichen weißen Reihern und Silberreihern kontrastierten.

Ich ging am Nachmittag hinaus, um zu versuchen, eine Grant-Gazelle für meine eigene Vorratskammer zu schießen; aber Sonne und Wind standen zusammen – das heißt, die Sonne sank tiefer und der Wind kam ebenfalls aus dem Westen, eine höchst ungünstige Kombination – und ich konnte nicht nahe an sie herankommen, obwohl sie zahlreich waren. Die günstigsten Bedingungen, um sich Wild zu nähern, sind eine tiefstehende Sonne im Rücken und der Wind im Gesicht. Dann befindet sich der Jäger im Schatten, das Wild ist deutlich erkennbar und der Wind weht von letzterem zum ersteren; kehrt man diese Bedingungen um, stehen die Chancen ganz gegen ihn.

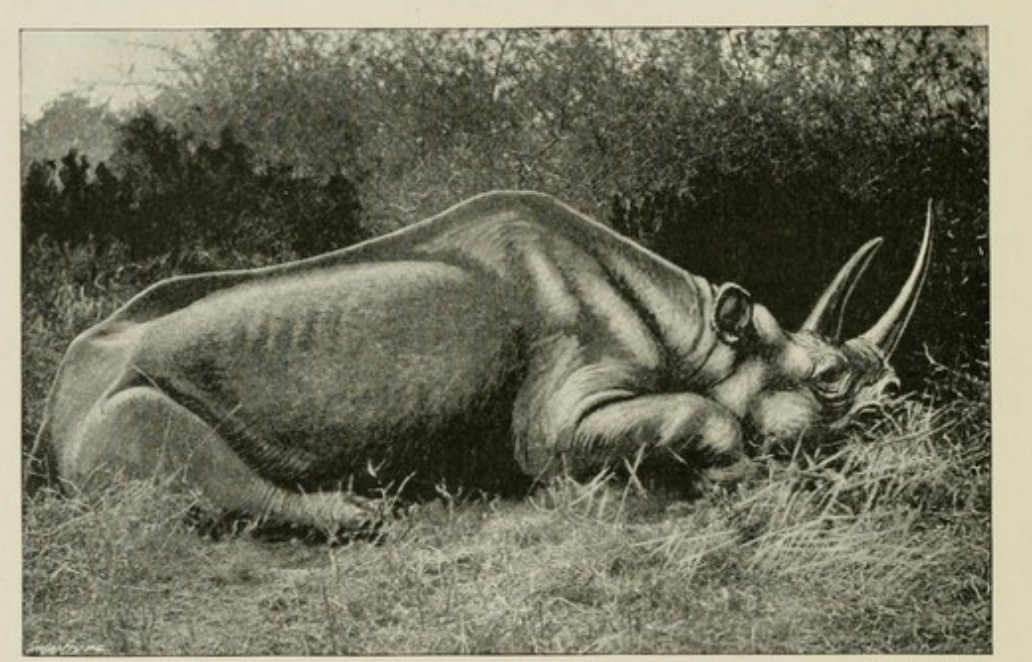
Am nächsten Tag hatte ich die Gelegenheit, durch mein Glas einige Wasserböcke zu untersuchen (die zweite Gruppe, die ich sah), und stellte fest, dass es nicht die geringelte Sorte war, sondern eine Varietät (wahrscheinlich „defassus“) mit weißen Flecken auf dem Hinterteil anstelle der elliptischen Markierung, die für den gewöhnlichen Wasserbock der Ostküste charakteristisch ist. Dies ist der einzige Teil des Sees, an dem welche gesehen werden. Hier war das Ufer von „Suaki“-Dschungel gesäumt, wobei auch Büsche im Wasser standen, das nun sehr schlammig, aber ganz süß war. Wir campten ganz in der Nähe eines sehr großen alten Elefantenschädels – vielleicht ein Opfer von Graf Teleki.

Da mir einfiel, dass heute Weihnachten war, holte ich mein Rook-Gewehr heraus und schoss eine Gans, was ich für ein so passendes Gericht für diesen Anlass hielt, wie es mir zur Verfügung stand; denn ich hatte kein frisches Fleisch, und es schien eine Schande, getrocknetes Biltong zum Abendessen zu haben. Glücklicherweise erwies sie sich als fett und war, obwohl so frisch geschlachtet, ein Erfolg auf dem Tisch. Ich hatte keine Delikatesse, die ich als Leckerbissen zu Ehren des Festes herausholen konnte; keinerlei „medizinische Annehmlichkeiten", da meine einzige Verpflegungskiste nichts als Tee, Salz, Seife, Streichhölzer, ein wenig Kaffee und ein paar Kerzen enthielt (letztere als Reserve für Krankheitsfälle), dazu einige Patronen, um das Gewicht auszugleichen. Dennoch genoss ich mein Abendessen, obwohl die Beilagen zur „Gänsebraten" (eigentlich zuerst gekocht und dann ein wenig im Topf gebraten) nur Hirsebrei statt Gemüse waren, ein kleiner Hirsemehlkuchen als Brot und wieder Brei mit Honig als Nachtisch; als Getränk musste mich mit Honig gesüßter Kaffee zufriedenstellen: und ich fand das alles erstklassig.

Ich hatte mich ein wenig niedergeschlagen gefühlt, vielleicht die Folge des Kontrasts, den der Tag zwischen meiner Einsamkeit und den geselligen Assoziationen suggerierte, die gewöhnlich für diese Jahreszeit als angemessen gelten. Aber Abdulla munterte mich durch seine Hoffnungsvolligkeit auf. Ein guter Mann, Abdulla, der die Dinge immer von der hoffnungsvollen Seite sah. Ich unterhielt mich oft abends mit ihm am Lagerfeuer bei meiner Pfeife nach dem Essen, und er behauptete unweigerlich, dass unsere Aussichten glänzend seien. „Inshallah, Bwana, tu ta pata ndovu tele!" (So Gott will, Herr, werden wir reichlich Elefanten bekommen!). Er identifizierte sich immer vollkommen mit dem Unternehmen und nahm das größte Interesse an dem ernsthaften Geschäft der Expedition. Er amüsierte mich oft köstlich durch seine verächtliche Art, von jenen zu sprechen, die nur in die „bara" gingen, um zu „tembea" (das heißt, um zum Vergnügen spazieren zu gehen) – nämlich wissenschaftliche Reisende usw.

Unser Marsch am nächsten Morgen dauerte eigentlich nur etwa zwei Stunden reiner Gehzeit; aber obwohl wir wie üblich starteten, kamen wir erst um 9.30 Uhr bei den Kraals von Reshiat an, was an der Verzögerung durch ein Grevyzebra lag, das ich unterwegs schoss. Es war ein einzelner alter Hengst. Ich war sehr begierig darauf, etwas Fleisch zu bekommen, um die Männer am Ende der langen Wüstenreise glücklich zu machen, und hatte es fast ein wenig bereut, nicht einen Tag inmitten des Wildes angehalten zu haben, um ihnen welches zu schießen, da wir nun daraus herausgekommen zu sein schienen. Als ich diesen Gesellen also in einiger Entfernung stehen und die Karawane beobachten sah und wusste, dass wir heute nur einen kurzen Marsch vor uns hatten, sodass die Zeitverschwendung nichts ausmachen würde, beschloss ich, ernsthaft zu versuchen, einen Schuss auf ihn zu bekommen, und hatte glücklicherweise Erfolg. Es gab Gruppen von „Suaki" in der Nähe, die meine Chance begünstigten, sodass ich unter Ausnutzung ihrer Deckung in Schussnähe gelangen konnte, während seine Aufmerksamkeit davon beansprucht wurde, die ferne Karawane zu beobachten, die ich hatte weiterziehen lassen. Als ich feuerte, galoppierte er davon, und ich verlor ihn hinter Büschen aus den Augen; aber ich hatte den Einschlag der Kugel gehört und an seinem Lauf mit hochgestelltem Schwanz gesehen, dass er schwer getroffen war, also folgte ich ihm, obwohl ich kein Blut auf seiner Fährte sehen konnte. Als ich eine Gruppe von „Suaki" umrundete, hinter der er verschwunden war, sah ich ihn zu meiner Freude ganz in der Nähe tot liegen. Ich pfiff mein Signal auf meiner leeren Patronenhülse (die ich immer als bequemsten Ruf in der Tasche trage) mit dankbarem Herzen und fühlte mich ebenso erfreut, wie die Männer wirkten, als sie herankamen. Ich ließ ihn auf der Stelle zerlegen und verteilen und ging dann weiter. Wir erreichten bald die ersten Kraals und campten ganz in der Nähe unter schattigen Dornenbäumen. Die Eingeborenen waren freundlich, aber nicht lästig – wie es Afrikaner nur zu oft werden, wenn ihre Freundlichkeit zu demonstrativ ist. Sie hatten ziemlich viele Ziegen und eine ordentliche kleine Truppe Rinder, außerdem eine Anzahl

Esel. Ich ließ zur Feier unserer glücklichen Ankunft in Reshiat eine zusätzliche Ration Mehl an die Karawane ausgeben. Die führenden Träger dankten mir dafür, dass ich sie alle sicher durchgebracht hatte – ihre Art, Glückwünsche darzubringen. Nett von ihnen, dachte ich. Jeder schien bei guter Laune zu sein, und auch ich selbst hatte meine Fröhlichkeit ganz wiedergewonnen.



DEAD RHINOCEROS COW OF THE SMALL VARIETY (*Rhinoceros bicornis*).
(From a Photograph by the AUTHOR.)

Nachdem wir wieder ein Land mit sesshaften Einwohnern erreicht hatten, war das Erste, was zu tun war, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hatte eine Unterredung mit dem Oberhaupt des Kraals, die, soweit sie ging, zufriedenstellend war. Er brachte eine seiner Frauen mit, die die Masai-Sprache beherrschte, als seine Dolmetscherin, während ich Mnyamiri einsetzte, der sie fließend sprach. Ich fand, dass dies angenehme Leute für Verhandlungen waren: Es ist ein Genuss – und heutzutage selbst in Afrika ein seltener –, auf einfache, unverdorbenene Wilde zu treffen. Sie bauen nichts außer „mtama“ (Hirse) an, und selbst das nur in sehr begrenztem Umfang, direkt am feuchten Rand des Sees. Die Ernte dort stand in Ähren und sah prächtig aus. Es scheint, dass die unsicheren Regenfälle diese keineswegs tatkräftigen Ackerbauer davon abhalten, ihre Tätigkeiten auszuweiten, obwohl der Boden alluviale Erde ist und wahrscheinlich auf diesen gesamten Ebenen fruchtbar wäre. Es fiel mir oft auf, während ich in Reshiat verweilte, dass das Seewasser mittels Windmühlen zu Bewässerungszwecken genutzt werden könnte, da gewöhnlich eine gute, starke Brise aus südöstlicher Richtung weht. Hügel waren nun im Norden über das dazwischenliegende flache Land und hinter dem Ende des Sees sichtbar, und über seinem nördlichen Ende konnte das niedrige Ufer ausgemacht werden. Über die gesamte Länge des Bassu sind, mit Ausnahme eines Teils – dem einzigen, wo es einen Wasserhorizont nach Westen gibt –, Hügel auf der anderen Seite des Sees sichtbar, da das Land an seinen westlichen Ufern größtenteils hoch ist, obwohl natürlich das eigentliche Ufer nirgends sichtbar ist, bis es sich am Nordende verengt, wo keine Hügel mehr daran grenzen.

Bis zu den letzten ein oder zwei Tagen hatte ich während der gesamten Reise entlang des Sees nie eine Mücke gehört; seitdem waren einige in Erscheinung getreten, aber hier schwärmten sie. Zweifellos behagte ihnen das mit Soda (oder wie auch immer der richtige Name für seine salzhaltige Eigenschaft sein mag) geschwängerte Wasser nicht, aber hier,

im sumpfigen Randgebiet des Sees, wo es süß ist, finden sie einen zusagenden Lebensraum.

Ich hatte viel über Reshiat gehört, als ich mich vor dem Verlassen der Küste bei den wenigen Suaheli-Händlern, die es besucht hatten, nach diesem Land erkundigte. Der Name wird von ihnen allgemein verwendet, um die bewohnte Region am Nordende des Bassu zu bezeichnen, und ich hatte mir einen bevölkerungsreichen und ausgedehnten Distrikt vorgestellt. Meine Überraschung war daher beträchtlich, als Mnyamiri mir nach nur einem kurzen Marsch von seinem Beginn an erzählte, dass wir die letzten Kraals von Reshiat im eigentlichen Sinne erreicht hätten; das Ganze umfasste nur wenige kleine Dörfer, die entlang des Ufers verstreut lagen. Es ist ein recht angenehmes Stück Land (jedenfalls vergleichsweise); einige sandige Rücken erheben sich vom Ufer, recht gut mit Gras bewachsen, mit offenen Ebenen dahinter und offenem Wasser davor.

Ich sah hier ziemlich viele Flusspferde, und Herden von „Topi" grasten manchmal ganz nah an den Kraals. Ich störte sie während des Marsches nicht, ging aber nach dem Campen zwischen einigen Gruppen von „Suaki"-Busch hinaus, um Fleisch zu beschaffen. Zuerst erlegte ich einen Grant-Gazellenbock (wenn auch nicht ohne Mühe, da Wind und Sonne wieder zusammenstanden, wobei der erstere ziemlich stark war und mir die Krempe meines schlaffen alten Hutes ständig in die Augen blies); und dann gelang es mir nach einigem Manövrieren und Ausweichen, einen Schuss auf ein „Topi" abzugeben. Sie (es war eine Kuh) lief noch eine Strecke, obwohl sie die Kugel direkt in die Rippen bekommen hatte, und verschwand zwischen einigen Büschen. Aber ich konnte an ihrem gehetzten Davonstürmen sehen, dass sie umfallen würde, und fand sie bald tot liegen. Sie war in der Tat sehr fett. Alle Hände bekamen wieder Fleisch und waren glücklich. Das Topi liefert, wenn es in gutem Zustand ist (und fast jedes, das ich in diesem Land schoss, war fett), hervorragendes Fleisch und ist eine der allerbesten der größeren Antilopen für die Tafel; darin ähnelt es sowohl in dieser Hinsicht als auch im Aussehen der Leierantilope (obwohl, was das betrifft, alle Kuhantilopen gut zu essen sind).

Die Perlhühner hier gehören zu der Art, die ein stumpfes Horn und einen kurzen, dicken Schnabel mit einem kleinen Pinsel über seiner Basis hat. Etwas weiter südlich war ich sowohl der gewöhnlichen gehörnten Art Ostafrikas als auch dem Geierperlhuhn begegnet, ebenfalls in der Nähe des Sees. Schwärme von Kronenkranichen suchen den kultivierten Streifen am Seeufer in diesem und den angrenzenden Distrikten auf. Ihr lautstarker und eher musikalisch klagender Ruf erinnert einen zwar stark an die südafrikanische Art, unterscheidet sich aber ausreichend vom Schrei der letzteren, um sie als verschieden auszuweisen, noch bevor die Abweichung im Aussehen bemerkt wird.

Während ich auf der Jagd war, stieß ich auf einen eher unangenehm andeutungsreichen Anblick; zahlreiche gebleichte und grinsende menschliche Schädel lagen über den Boden verstreut, was auf einen vergangenen Kampf oder ein Gemetzel hindeutete. Ein Bericht, den ich hörte, schrieb diese einer Suaheli-Karawane zu, die angeblich von Eingeborenen massakriert worden war; ob das die wahre Version war oder ob sie irgendeine Schlacht der Einwohner mit plündernden Bworanas markierten, bin ich mir nicht sicher.

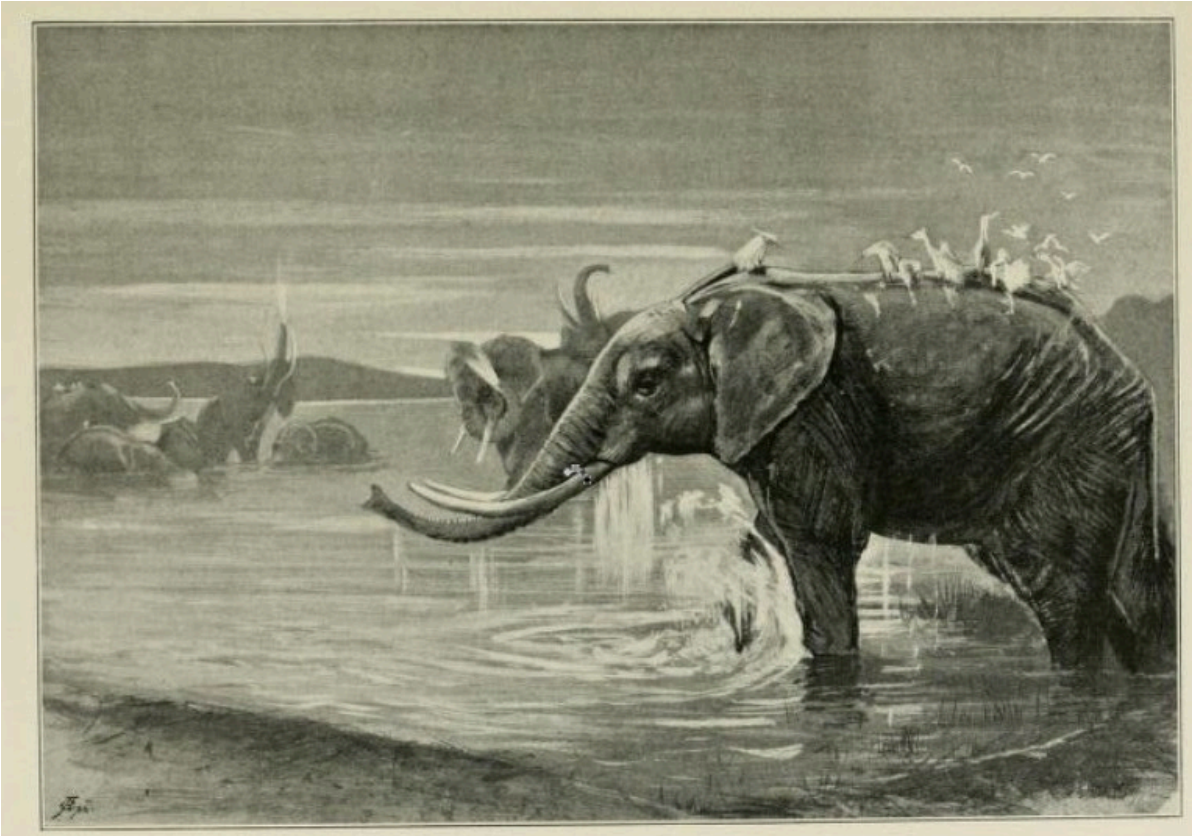
Ich machte wie üblich die Bekanntschaft des Besitzers des Kraals, in dessen Nähe wir gecampt hatten. Er gehörte zu dem Stamm, den die Suaheli Wakwavi nennen, ein Hirtenvolk, das früher Seite an Seite mit den Masai lebte (mit denen sie verwandt sind) und von denen sie als Volk von Plünderern nach langen Kämpfen versprengt wurden. Sie sind jetzt weit über Ost-Äquatorialafrika verstreut, und Mitglieder des Clans können unter den verschiedenen Stämmen in den entferntesten Teilen angetroffen werden. Sie sind nützlich, da sie die Kommunikation mit den Völkern ermöglichen, unter denen sie sich niedergelassen und deren Sprachen sie erworben haben, da jede Karawane einige Männer

mit mehr oder weniger Kenntnissen des Masai hat. Es gibt natürlich Nachteile, wenn alles, was man zu sagen hat, und die Antworten durch zwei Dolmetscher gehen (einer ist schlimm genug, selbst wenn er tüchtig ist), und zweifellos wird die Bedeutung oft verändert oder auf den Kopf gestellt; aber in diesen abgelegenen Gegenden, die so selten selbst von Suaheli-Händlern besucht werden, kann man sich glücklich schätzen, überhaupt kommunizieren zu können, wie unvollkommen auch immer, mit den Einwohnern.

Lekwais (so war der Name meines derzeitigen Gesprächspartners) erzählte mir, dass es um Bumi, den nächsten Distrikt, den wir am nächsten Tag erreichen sollten, viele Elefanten gäbe; und dass einige am selben Tag von einem Jungen gesehen worden seien, der von dort gekommen war. Eine Herde, so erzählte er mir, habe ihren Rückzugsort tagsüber im Busch, der im See selbst wächst, könne aber am frühen Morgen außerhalb gefunden werden; andere hätten die Gewohnheit, während der Nacht zum Trinken herunterzukommen und sich für die Stunden des Tageslichts in das Hinterland zurückzuziehen. Von ihm erfuhr ich zum ersten Mal, dass nur ein Fluss von Norden her in den See mündet (wie Dr. Donaldson Smith herausfand und nun bekannt gemacht hat), und nicht zwei, wie man angenommen hatte. Lekwais nannte diesen Fluss den Warr, sagte aber (wie ich später selbst herausfand), dass er eine Vielzahl von Namen habe.

Diese Elefantennachrichten waren in der Tat ermutigend; und ich konnte nicht umhin, ständig daran zu denken, wie viel Glück ich gehabt hatte, dieses Land so erfolgreich und einfach zu erreichen; meine Männer und Esel alle wohlbehalten, nicht einer war seit dem Verlassen von Nyiro ernsthaft krank oder bekümmert gewesen. Durch diese gesamte weite Wildnis hatten wir ruhig und bequem reisen können, ohne nennenswerte Härten oder Entbehrungen. Harte Arbeit hatten wir einiges unter den Hügeln und Felsen und Steinen am Südende des Sees gehabt, aber keine unüberwindbaren Hindernisse oder schweren Unfälle. Vor allem war der See immer nah gewesen, um uns Wasser zu geben und uns ohne Durstgefahr auf unserem Weg zu leiten. Alles schien zu unseren Gunsten zu stehen und sich höchst günstig für unsere Reise zu fügen.

Wir waren nun nahe am äußersten Nordende des Sees, und das Ufer, dem wir folgten, war in Wirklichkeit das seines am weitesten östlich gelegenen Einlasses, der in diese Richtung verlief. Während wir am folgenden Morgen (28. Dezember) entlang der ausgedehnten niedrigen Ebenen vorankamen, die mit „Suaki"-Büschen besetzt sind und an dieser Stelle an den See grenzen, nahm der Teil des letzteren, den wir umgingen, fast den Charakter eines Mangrovensumpfes an. Das flache Wasser ist dicht mit Gebüsch gefüllt, das weit hinausreicht; in der Tat ist vom niedrigen Ufer aus, außer hier und da einer Gasse, wenig offenes Wasser zu sehen, und es scheint, als ob die gesamte Breite des Golfs von dieser Art wäre.



ELEPHANTS AND EGRETS.
(From a Drawing by J. G. MILLAIS.)
"The pure white plumage of the birds contrasting picturesquely with the dark bodies of their great hosts."

Ich bemerkte bald ganz frische Elefantenfährten entlang des Pfades, dem wir nun folgten, und ein Stück voraus erregte ein Schwarm weißer Reiher meine Aufmerksamkeit, die über einer Stelle am Rande des Sumpfes schwebten und sich dann niederschlugen, anscheinend auf den Büschen. Als ich näher kam, machte ich eine Herde Elefanten direkt außerhalb dieses Sumpfgebüsches aus. Ich stoppte die „safari“ und ging nur mit meinen Gewehrträgern auf sie zu. Es mochten dreißig von ihnen sein: Ich konnte sie nicht alle auf einmal sehen. Sie bewegten sich langsam voran, fraßen hier und da im Gehen, begleitet von den weißen Reihern, die auf ihren Rücken und Köpfen saßen und sie mit weißen Klecksen bespritzten, wobei das rein weiße Gefieder der Vögel malerisch mit den dunklen Körpern ihrer großen Wirte kontrastierte, die anscheinend nichts gegen ihre Aufmerksamkeiten einzuwenden hatten. Warum, so fragte ich mich dann, suchen die Madenhacker niemals Elefanten auf, wie sie es ständig bei Nashörnern und anderen Tieren tun? Ich habe immer vermutet, dass Elefanten solche Freiheiten übel nehmen und dank ihrer weitreichenden Rüssel in der Lage sind, es selbst für solch aktive und beharrliche kleine Jäger unsicher zu machen, die loszuwerden der geplagte Esel vergeblich versucht. Ob Elefanten nun die richtige Sorte Parasiten beherbergen, die dem Geschmack dieser kleinen Vögel entsprechen, kann ich nicht sagen; aber die Reiher scheinen Tiere zu begleiten, nicht wegen irgendetwas, das auf ihrem Körper zu finden wäre, sondern wegen der Insekten, die von ihren Füßen aufgeschreckt werden, wenn sie sich umherbewegen.

Als ich in ihre Nähe kam, betraten die Elefanten gerade den Sumpf, einige bereits im Schlamm und Wasser, das – voller Löcher von ihren Füßen – für uns unpassierbar war. Einige standen ruhig am Rand, und ich hätte sie erreichen und wahrscheinlich einen schießen können; aber ich hielt es für besser, sie in Ruhe zu lassen, da ich zwar einen töten könnte, aber die Herde aufschrecken würde und ihr nicht folgen könnte, was meine Chance für den nächsten Tag beeinträchtigt hätte. So begnügte ich mich damit, meine Augen an dem Schauspiel zu weiden, während ich mit dem Glas in der Hand auf einem

Ameisenhügel stand. Es war ein großartiger Anblick! Es waren einige gute Stoßzahnträger unter ihnen, obwohl ich, da sie von mir abgewandt und bereits zwischen den Büschen waren, von den meisten das Elfenbein nicht sehen konnte; aber die massige Größe derer, die ich sehen konnte, wies sie als Bullen aus. Einer, ein schöner junger Bulle mit wunderschönen weißen, symmetrischen Zähnen von vielleicht 60 Pfund das Stück – Reiher saßen auf seinem Rücken –, stand da und pflückte ein oder zwei Bissen Blätter von einem Strauch außerhalb, nachdem die anderen das Wasser betreten hatten. Sie stapften langsam mit viel Spritzen durch den tiefen Schlamm und verschwanden in dem mangrovenartigen Sumpf. Der Wind und alles außer dem Schlamm waren günstig zum Schießen gewesen, und ich war erfüllt von Hoffnung auf Erfolg für meine Jagd in dieser Region.

Ich kehrte zur Karawane zurück und wir setzten unseren Marsch nach Bumi fort, der nächsten kleinen Siedlung; diese besteht, wie Reshiat, aus einigen in Abständen entlang des Sees verstreuten Kraals. Ein durchgehender schmaler Streifen Ackerland zieht sich am Ufer entlang. Die Menschen in diesen beiden kleinen Distrikten leben von der Hand in den Mund und beginnen die grüne Hirse zu essen, sobald das Korn geformt ist; so kommt es, dass sie, obwohl sie ständig eine Ernte nach der anderen pflanzen, sobald die vorige eingebracht ist, nicht nur nichts für den Verkauf übrig haben, sondern selbst oft in Nahrungssnot geraten; denn die kultivierte Fläche ist so klein, dass der Ertrag einer Ernte lange aufgebraucht ist, bevor die nächste genießbar ist. Die Einwohner von Bumi gehören einem völlig anderen Stamm an als jene von Reshiat und sprechen eine andere Sprache. Ihr Stammesname ist El Gume (verwandt mit den Suk), und sie sind, wie ich erfuhr, Einwanderer von westlich des Bassu. Sie besitzen wenig Vieh – nur einige Ziegen –, stellen aber dem Wild mit Schlingen nach, während ihre unmittelbaren Nachbarn in Reshiat keinerlei Geschick in der Jagd oder dem Fallenstellen in irgendeiner Form besitzen. Letztere sind von Natur aus hauptsächlich Hirten, obwohl ihr Viehbestand jetzt nur noch gering ist; und wie alle Hirtenstämme sind sie eine gutaussehende, gut gebaute Rasse, wobei sowohl Männer als auch Frauen meist sehr groß, wenn auch von schlanker Statur sind. Die El Gume stehen ihnen in dieser Hinsicht weit nach.

Ich campte in der Nähe eines ihrer Kraals ein Stück vom See entfernt, wo ich einen kleinen Baum mit Schlingpflanzen gefunden hatte, der mir ein wenig Schatten spendete. Die Hitze hier ist gewaltig, so groß wie an der Küste, und es ist im Allgemeinen eher eine Erleichterung, wenn die feurige Sonne verschwindet; doch kaum war sie untergegangen, wurde die Luft dick von Moskitos, einfach zu Millionen, und ich musste mein Abendessen unter großen Unannehmlichkeiten beenden. Ich ließ direkt hinter meinem Zelt ein rauchiges Feuer entzünden, sodass der Wind den Rauch hineinblies; dies half ein wenig, und obwohl ich halb erstickte, gelang es mir so, eine freundliche Unterhaltung mit den Besitzern des Kraals zu führen. Doch bald war ich froh, unter meinem Moskitonetz Zuflucht zu suchen; und trotz einiger dieser beharrlichen Insekten, die mit mir den Weg hineinfanden, hätte ich einigermaßen gut geschlafen, wäre da nicht der Lärm gewesen, den die armen Männer die ganze Nacht machten, die keine Ruhe fanden und die meiste Zeit damit verbrachten, umherzugehen und sich mit Tüchern abzufächeln.

Sobald es hell genug war, um zu sehen, brach ich auf, um die Elefanten zu jagen, die wir am Tag zuvor auf unserem Weg hierher passiert hatten. Wir fanden bald frische Fährten, dann warmen Dung; dann hörten wir ein großes Platschen und sahen einen im Wasser und erblickten kurz darauf die Herde, die etwa an derselben Stelle wie gestern nahe am Rand des Sumpfes stand. Es schien eine Herde von Bullen zu sein, zumindest hauptsächlich; es gab einige, die ich für Kühe hielt, aber ich neige zu der Annahme, dass es junge Bullen gewesen sein könnten und dass sie und ihre Stoßzähne im Vergleich zu den Ungeheuern nur so klein wirkten. Die Herde mochte etwa zwanzig Tiere zählen; sie schien nicht groß zu sein. Um an sie heranzukommen, musste ich den Sumpf umgehen

und durch etwas Schlamm waten – der Wind war in dieser Richtung günstig, während gerade genug Deckung vorhanden war, um bei Vorsicht eine nahe Annäherung zu ermöglichen. Die Sonne war gerade erst hinter den Elefanten aufgegangen, ihre waagerechten Strahlen schienen mir somit direkt in die Augen; und um die Schwierigkeiten zu vergrößern, griffen uns die Moskitos in Myriaden an, kaum dass wir den Rand des Sumpfes erreicht hatten. Es war zwecklos, zu versuchen, sie zu bekämpfen: Man sah sie an den eigenen Augenlidern hängen; sie krochen mir in die Ohren, den Nacken hinunter, sogar in den Mund und bissen mich überall, durch die Kleidung und alles hindurch. Aber ich musste sie so weit wie möglich ignorieren und meine Aufmerksamkeit auf mein Wild konzentrieren.

Ich kroch hinter einigen niedrigen Büschen bis auf ziemlich kurze Distanz an die Herde heran, die in einem Klumpen stand. Ein großer Bursche mit schönen Stoßzähnen war mir am nächsten, direkt auf der anderen Seite dieses leichten Sichtschutzes. Er kam ein wenig nach vorn und bot mir einen guten Seitenschuss, und da ich fürchtete, sie stünden kurz davor, den Sumpf zu betreten, ergriff ich die Gelegenheit und gab ihm einen Schuss in die Schulter. Es wehte nur eine sehr leichte Brise in mein Gesicht, und die Rauchwolken von 10 Dram des abscheulichen alten Schwarzpulvers hingen in der schweren Morgenluft fest, sodass ich meinen zweiten Lauf nicht sofort benutzen konnte. Die Elefanten schienen jedoch zuerst unsicher, in welche Richtung sie laufen sollten, und indem sie sich ein wenig verteilten, während sie sich in Verwirrung bewegten, ließen sie mich zwei oder drei wahre Ungeheuer ausmachen (obwohl fast alle große Bullen waren); also suchte ich mir zwei der anderen mit den größten Stoßzähnen aus (nachdem ich inzwischen meinen rechten Lauf wieder geladen hatte) und jagte jedem eine Kugel in die Rippen. Die Herde schwenkte dann herum und setzte sich im Laufschritt ab, wobei sie einen Halbkreis beschrieb, um hinter uns in den Sumpf zu gelangen; einer jedoch (wahrscheinlich der erste, auf den ich gefeuert hatte) ging allein langsam in die entgegengesetzte Richtung davon, offensichtlich sehr schwer getroffen. Mit meinem Magazingewehr in den Händen über die Fläche rennend, war ich in der Lage – wenn auch nicht rechtzeitig, um sie abzuschneiden –, zwei oder drei Schüsse auf die Verwundeten abzugeben, mit dem Ergebnis, dass ein weiterer ausscherte und über die Ebene zurücklief.

Zu diesem Zeitpunkt war der Hauptteil in den Sumpf eingedrungen, aber ich bemerkte den Bullen mit den längsten Stoßzähnen von allen, den ich besonders gerne erlegen wollte, wie er hinten blieb und anscheinend nur mit Mühe vorankam. Ich hatte das .303er noch in den Händen, und als er einen Moment am Rand stehen blieb, bevor er den anderen in den Sumpf folgte, hatte ich eine hervorragende Chance und zielte auf seine Schläfe in der Hoffnung, ihn zu fällen. Aber das verfluchte Gewehr war auf Halbmast geraten, in jener mysteriösen Weise, für die es in den unpassendsten Momenten ein Geschick hat, und bis ich die 10-Kaliber-Flinte zu fassen bekam, war der Elefant den anderen hinterher; ich gab ihm jedoch noch zwei Schüsse von hinten, und er kam zum Stillstand. Ich konnte sehen, dass er erledigt war, also beobachtete ich ihn. Ein anderer, der wie eine Kuh aussah, wartete ein wenig auf ihn, ging dann aber weiter, und ich behelligte ihn nicht. Ich hatte Smiler zurückgelassen, um mich zu warnen, sollten die Verwundeten zurückkommen. Nachdem ich den riesigen Kerl beobachtet hatte, wie er eine Minute oder zwei bis zum Bauch im Sumpf stand, und davon überzeugt war, dass es mit ihm zu Ende ging, wandte ich mich ab, um nach den anderen zu sehen; doch gerade als ich losging, machte er einen Versuch sich zu bewegen und fiel dann im Wasser auf die Seite, wobei ein Stoßzahn und die Hälfte seines Körpers, aber nur sehr wenig von seinem Kopf sichtbar blieben.

Da ich ihn nun in der Gewissheit verließ, dass er sicher war, ging ich hinaus dorthin, wo Smiler Wache hielt. Ich stellte fest, dass er nur ein kurzes Stück voraus in der Richtung, die der erste verwundete Bulle eingeschlagen hatte, ein Grollen gehört hatte. Ich erklomm

einen hohen Ameisenhügel, um mir einen Überblick zu verschaffen, und machte ihn bald aus, wie er dalag, aber mit erhobenem Kopf. Ich war sicher, dass er nicht entkommen konnte, überlegte aber gerade, ob ich hingeben und ihm einen Gnadenschuss ins Gehirn geben sollte, als ich mehrere andere Elefanten ein gutes Stück voraus sah. Etwa vier oder fünf bewegten sich langsam am Rand des Sumpfes von uns weg, aber ein Riese stand allein dahinter. Ich machte mich nun hinter ihnen her. Als wir gegenüber demjenigen vorbeikamen, der am Boden lag, sah ich, dass er auf die Seite gefallen war. Weitergehend fanden wir viel Blut auf der Fährte des großen Bullen, der allein stand, womit bewiesen war, dass dies mein dritter Verwundeter war; und als ich in Glas-Reichweite kam, konnte ich ein Einschussloch in seiner linken Schulter ausmachen. Ich bemerkte, dass er so stand, als wäre er an beiden Schultern lahm, und als ich ziemlich nahe herankam, drehte er sich um, und ich konnte sehen, dass auch auf der gegenüberliegenden Seite Blut war. Ich kroch nun heran, nahm den „Cripple-Stopper" und hielt für einen stetigen Fangschuss an, aber zwei Patronen versagten, und ich musste wieder mein .303er nehmen. Er bewegte sich jetzt wieder auf den Sumpf zu und mehr oder weniger von uns weg, sodass es nicht leicht war, ihn schlagartig zu fällen; aber nachdem er zwei oder drei Kugeln in schneller Folge erhalten hatte, wankte er und stürzte auf seine Vorderknie, wobei er seine Stoßzähne zur Stütze auf den Boden stemmte, während sein hohes Hinterteil noch aufrecht stand; nachdem er eine kurze Weile in dieser kuriosen Position verharrt hatte, kippte er nach hinten und rollte schließlich auf die Seite. So hatte ich meine drei Bullen – allesamt riesige Burschen – am Boden. Dieser letzte hatte massige, aber nicht lange Stoßzähne. Ich maß ihn sofort sorgfältig aus. Die Elefanten, die vor ihm gewesen waren, waren nun im Sumpf verschwunden, also gingen wir unsere Schritte zu den anderen toten Tieren zurück.

Als der andere in Sicht kam, der im Offenen lag, konnte ich seinen oberen Stoßzahn in der Morgensonne glänzen sehen wie eine große weiße Mondsichel, mit der hohlen Seite nach unten. Als ich bei ihm ankam, war ich in der Tat erfreut festzustellen, dass seine Stoßzähne beide lang und dick waren – viel größer als alle, die ich bisher geschossen hatte. Sie hatten einen Umfang von 1 Fuß 9,5 Zoll direkt außerhalb der Lippe. Meine Gewehrträger gratulierten mir mit erfreutem Lächeln. Ich glaubte jedoch, dass derjenige im See der beste der drei sei, aber als ich den Stoßzahn über Wasser (den rechten) zu messen kam, stellte ich fest, dass er nicht ganz so dick war. Gleichzeitig wusste ich, dass ein Elefant immer mit seinem schwersten Stoßzahn nach unten fällt; zudem hatte ich eine gute Sicht auf seinen linken – nun unter Wasser – gehabt, der mir am nächsten gewesen war, als er passierte, und er war mir besonders ins Auge gefallen, da er lang und von gelblicher Farbe war. Wie auch immer, ich fühlte, dass ich ein zufriedenstellendes Tagewerk am Morgen geleistet hatte.

Mehrere Eingeborene waren nun aufgetaucht, und ich sagte ihnen, sie sollten mir zum Lager folgen, dann würde ich ihnen erlauben, das Fleisch zu nehmen. Nachdem ich im Vorbeigehen noch einen Blick auf meine Beute im Wasser geworfen hatte, erreichte ich bald mein Zelt – keine große Entfernung – und nahm ein Bad und etwas Essen, während Squareface mit einigen Trägern ging, um das Fett herauszuschneiden und einen Elefanten für meine Männer auszuwählen (Suaheli haben im Allgemeinen Vorurteile gegen das Essen von Elefantenfleisch, aber viele der Meinen hatten ihre Bedenken in meinem Dienst überwunden und gelernt, es zu schätzen) und den anderen auf trockenem Boden unseren Nachbarn hier zu überlassen, während derjenige im Wasser für Lekwais' Leute bestimmt sein sollte. Doch als ich später dorthin kam, stellte ich fest, dass die Eingeborenen bereits alle drei zerlegt hatten. Ich erreichte den im Wasser, indem ich in einem Einbaum durch den Zwischenraum geschoben wurde, aber von der oberen Hälfte war nur noch das Skelett übrig, und sie schnitten sogar das Fleisch unter Wasser ab. Als sie wegen dieser ungebührlichen Eile zur Rede gestellt wurden, beteuerten sie, dass sie es nicht böse meinten, erklärten aber, dass sie es gewohnt gewesen seien, dem weißen Mann

zu folgen, der vor kurzem hier gewesen war, wenn dieser hinauszog, um Antilopen zu schießen, um die auf dem Veld liegengelassenen Kadaver aufzusammeln.

A NEW HARTEBEESTE (*Bubalis neumanni*, ♂ and ♀).

Abdulla (mein Anführer) war in bester Stimmung über die Nachricht von meinem Erfolg, und ich fühlte, dass ich einen guten Anfang für meinen Elfenbeinhaufen gemacht hatte. Meine Absicht war es jedoch, weiterzuziehen, bis wir einen Distrikt erreichten, in dem Nahrung gekauft werden konnte, da ich um die Wichtigkeit wusste, dies zu tun, solange wir noch einen guten Vorrat zur Hand hatten, und dann, nach der Errichtung eines Standlagers und dem ordentlichen Anlaufen des Nahrungshandels, mit wenigen Männern zur Jagd zurückzukehren. Da die Leute am Kraal hier jedoch sehr darauf brannten, mir eine große Elefantenherde zu zeigen, die, wie sie sagten, die Gewohnheit habe, jede Nacht am See in der Nähe zu trinken und in den ausgedehnten Busch zurückzukehren, der sich hier vom offenen Boden nahe dem Ufer über das gesamte sanft ansteigende Hinterland erstreckt, um dort den Tag zu verbringen, beschloss ich, noch einen Tag länger zu bleiben. Es tat mir leid um meine Männer, die kaum Schlaf finden konnten; was mich betraf, so konnte ich zwar Zuflucht unter meinem Netz suchen, obwohl diese ägyptische Moskitoplage jeden Komfort zunichtemachte, während sie dem gnadenlosen Feind schutzlos ausgeliefert waren. Ich fragte mich, wie die Eingeborenen an einem solchen Ort leben konnten, und auf Nachfrage wurde mir gesagt, sie schliefen in Reihen mit Feuern zwischen je zweien; aber meine Männer erklärten, dass Feuer gegen diese Moskitos nichts nützten, sodass ich nur annehmen kann, dass die Einwohner bis zu einem gewissen Grad gegen die giftigen Schwärme abgehärtet waren.

Meine Jagd am nächsten Tag war eher ein Fehlschlag. Meine eingeborenen Führer erwiesen sich als wenig bewandert in der Waidmannskunst und führten mich planlos durch den Busch, anscheinend auf gut Glück, um auf Elefanten zu stoßen. Wie Kinder bildeten sie sich ein, dass wir die Herde dort sicher finden würden, wo sie ihnen neulich zufällig begegnet war, und waren erstaunt, die Elefanten nicht auf uns wartend vorzufinden. Auf unsere eigenen Mittel angewiesen, verfolgten wir eine systematischere Taktik, mit dem Ergebnis, dass wir schließlich Fährten fanden. Sie führten uns auf eine lange Jagd über eine Reihe niedriger, kiesiger Rücken, die mit ziemlich dickem, wenn auch

nicht dichtem Busch bedeckt waren, und schließlich zu einer Herde von Kühen und Kälbern. Ich war nicht erpicht darauf, hier Kühe zu schießen, wo ich wusste, dass Bullen zu finden waren, und umkreiste die Herde in der Hoffnung, welche zu entdecken. Ich konnte keine sehen, und eine große Kuh mit sehr schönen Zähnen stand im Zentrum der Herde, und ich konnte nicht an sie herankommen, ohne andere aufzuschrecken, an denen ich vorbeimüsste. Das Ende vom Lied war, dass bei wechselhaftem Wind einige der Tiere am Rand, an denen ich sehr nah vorbeigegangen war, bevor ich sie sah, Witterung von mir bekamen und die ganze Truppe die Flucht ergriff; und obwohl ich einen weiten Weg folgte, bot sich mir nur die Chance auf zwei kleine Kühe, die ich mit meinem .303er schoss. Ich tötete diese um der Eingeborenen willen, bei deren Kraal wir campierten, da ihnen die Außenseiter bei den gestrigen Bullen zuvorgekommen waren und sie sehr begierig auf Fleisch waren, und ich den Wunsch hatte, ihre Freundlichkeit uns gegenüber zu fördern. Die Stoßzähne waren zwar gut, aber dünn und leicht.

Wir hatten einen harten und eher enttäuschenden Tag, und unser mühsamer Rückmarsch wurde noch länger, da wir etwas vom Kurs abkamen – denn unsere Führer waren längst verschwunden; es war grausam heiß, und meine Gewehrträger waren von den Moskitos erschöpft und vor Durst ausgetrocknet. Aber selbst aus diesen Übeln entstand Gutes; denn in einem eher offenen Buschland, das wir passierten, bevor wir den See erreichten (auf den wir später zu weit nördlich stießen), sah ich einige große Kuhantilopen einer Art, die mir nicht nur neu war, sondern die auch genau mit keiner übereinzustimmen schien, von der ich gelesen hatte. Es war eine kleine Herde von ihnen, und ich konnte eine (offenbar den Bullen), die das Schlusslicht bildete, durch mein Glas gut betrachten und wurde sehr interessiert, da ich sicher war, dass sich dies als eine unbeschriebene Art erweisen würde. Denn obwohl ich nur ein Jäger war, hatte mich meine Liebe zum Thema dazu geführt, mir ein gewisses allgemeines oberflächliches Wissen über afrikanische Antilopen, einschließlich der Kuhantilopen, anzueignen. Ihr Gang und ihre allgemeine Erscheinung entsprachen denen anderer Mitglieder der Gattung, aber es fiel mir auf, dass sie sowohl in der Größe als auch in anderer Hinsicht am meisten der „Tora“ ähnelte.

Ich kam nicht nah genug heran, um eine gute Chance für einen Schuss zu haben, und obwohl es mir zweifellos gelungen wäre, wenn ich gefolgt wäre, war ich unter den damaligen Umständen nicht sehr darauf bedacht, ein Exemplar zu erlegen, da ich sicher war, welche erhalten zu können, bevor ich das Land verließe. Und so geschah es glücklicherweise auch, trotz späterer Schwierigkeiten und der kuriosen Tatsache, dass ich dieser Kuhantilope nirgendwo außer in dieser speziellen Nachbarschaft begegnete. Meine Erkundigungen bei den Eingeborenen ergaben nur eine Bestätigung meiner eigenen Beobachtungen in dieser Hinsicht: Sie alle erklärten, dass dieses Tier nur in jener eng begrenzten Lokalität bekannt sei. Die Erklärung ist wahrscheinlich, dass dies die äußerste Grenze seines Verbreitungsgebiets in dieser Richtung ist, wobei die Fläche seiner Verbreitung sozusagen in einer schmalen Spitze vorspringt, sodass sie den Rudolfsee nur an diesem speziellen Teil erreicht. Denn die Eingeborenen selbst dringen in keine nennenswerte Entfernung in das Hinterland vor, wie ihr Verhalten an diesem Tag zeigte. Ich hatte angenommen, dass sie aus Angst vor den Elefanten umkehrten, vor denen sie zweifellos großen Schrecken haben; aber sie versicherten mir, sie hätten Angst, in jener Richtung weit zu gehen, aus Furcht, sie könnten auf Leute der Batshada treffen, mit denen sie nicht auf gutem Fuße stünden. Es zeigt, wie riskant es ist, eine Chance zu verpassen, ein begehrtes Belegexemplar zu erhalten, wenn sich die Gelegenheit bietet, in der Hoffnung – die sich oft als vergeblich erweisen kann –, weiter vorne reichlich mehr davon zu finden. In diesem Fall wurde ich jedoch glücklicherweise nicht enttäuscht und konnte die Schädel und Skalps eines Männchens und eines Weibchens sowie ein flaches Fell mit in dieses Land zurückbringen.

Ich war bestrebt, nach Kere zu gelangen, wo Mnyamiri mir versicherte, dass wir reichlich „mtama"-Getreide kaufen könnten, um ein Standlager und Depot einzurichten; zudem machte das Unbehagen, das jeder hier durch die allnächtliche Plage erlebte, mich umso geneigter, ohne weitere Verzögerung weiterzuziehen. Die Moskitos schienen in jener Nacht, wenn möglich, noch dichter als je zuvor zu sein, und selbst ich konnte unter meinem Netz kaum Ruhe finden. Es ist also verständlich, dass die Karawane Bumi nicht ungern verließ, wo die Männer alle so elend vor Schlafmangel gewesen waren, und ihre Reise fortsetzte.

Etwa eine Stunde Marsch brachte uns zum äußersten Punkt des nordöstlichsten Horns des Sees. Hier sollten wir den See verlassen und quer nach Murli halten, ein Stück den Fluss hinauf; da mir gesagt worden war, es würde ein eher langer Marsch werden, hielt ich die Karawane an, damit die Männer ihre Kalebassen füllen konnten. Hier kreuzten wir eine Menge Elefantenfährten, da die Bucht ein viel besuchter Tränkplatz war, und sahen sogar zwei, einen mit einem Kalb, wie sie eine offene Lichtung auf der fernen Seite in Richtung eines dichten Waldes überquerten, der sich von dort ununterbrochen bis zur Mündung des Flusses erstreckt. Nachdem wir dem See den Rücken gekehrt hatten, passierten wir zuerst angenehme offene Rücken, die mit Bäumen getupft waren und auf denen viel Wild stand, hauptsächlich „Topi", und ich merkte mir geeignetes Lagergelände vor, zwei oder drei Meilen vom Wasser entfernt, wo ich hoffte, wir könnten vergleichsweise frei von Moskitos sein, um mein Zelt bei meiner Rückkehr für die systematische Jagd nach der Einrichtung eines Marktes aufzuschlagen.

Murli erwies sich als nicht so weit wie erwartet. Nachdem man den höchsten Teil des sanften Anstiegs zwischen der Gabelung des Sees und dem Fluss erreicht hat, konnte man einen gewundenen Gürtel hoher, dunkel belaubter Bäume sehen, der den Lauf des großen Zuflusses markierte; von dort aus war der Abstieg größtenteils durch dichtes Gestrüpp, bis das kultivierte Land in der Nachbarschaft der Dörfer erreicht wird. Die Siedlung besteht aus mehreren großen Kraals nahe dem Fluss. Es ist kein angenehmer Ort, da es an dieser Stelle am linken Ufer keine Bäume gibt; da ich jedoch keinen besseren in der Nähe kannte, nachdem ich vergeblich nach einem geeigneteren Platz gesucht hatte, campten wir auf dem hohen Ufer mit Blick auf den Fluss. Letzterer ist tief, breit und dunkel gefärbt, mit einer langsamen Strömung, und sieht hier schiffbar aus, aber die Eingeborenen scheinen ihre wenigen Einbäume nur zum Übersetzen zu benutzen. Zahlreiche Krokodile sind ständig mitten im Strom sichtbar, wie sie träge mit mehr oder weniger vom oberen Teil ihrer Köpfe über Wasser treiben.

Dies waren die am wenigsten anziehenden Menschen, die ich gesehen hatte; sehr schwarz, hässlich und nicht allzu höflich, wenn auch gleichzeitig nicht offensiv. Die Frauen sind durch eine Art Schmuck auf die grauenhafteste Weise entstellt. Die Unterlippe ist durch einen Schlitz, der von Mundwinkel zu Mundwinkel reicht, vom Mund getrennt, und in diese Wunde wird ein zwei oder drei Zoll langer Abschnitt des dicken Endes eines Kuhhorns eingesetzt, wobei der abgetrennte Teil der Lippe über den Rand der oberen Öffnung des Horns (von ovalem Querschnitt) gedehnt wird, dessen Hohlraum durch ein untertassenförmiges Holzstück verschlossen ist, während der Rest des Horns vor dem Kinn herabhängt. Sie sind ein höchst abstoßender Anblick; und sie scheinen sich dessen selbst bewusst zu sein, denn ich habe oft gesehen, wie eine die Hand vor ihren Mund hielt, um die ekelhafte Erscheinung vor unserem erstaunten Blick zu verbergen. Nichts, was ich je gesehen hatte, führte mir so nachdrücklich vor Augen, dass wir tatsächlich in das Herz der Wildnis vorgedrungen waren. Einige haben sogar einen ähnlichen Schmuck, wenn auch in etwas weniger übertriebenem Maßstab, in der Oberlippe. Einige der Männer tragen einen Miniatur-hornartigen Schmuck, der durch eine Perforation in der Mitte der Lippe direkt über dem Kinn befestigt ist; aber dies verzerrt den Mund nicht.

In der Umgebung dieser Dörfer gab es Ackerland von einigem Ausmaß; aber die einzigen, die jetzt bestellt waren, waren die niedrigen schmalen Terrassen direkt am Ufer des Flusses. Diese, die bei hohem Flussstand natürlich bewässert werden, bringen prächtige Hirse (jetzt fast reif) in ihrem reichen alluvialen Schlamm hervor. Obwohl man hätte meinen sollen, dass die Eingeborenen hier reichlich Getreide haben müssten, wurde uns nichts zum Kauf angeboten, mit Ausnahme einiger grüner Ähren – wie Bündel kleiner Weintrauben –, für die ein exorbitanter Preis verlangt wurde.

Schließlich erreichten wir am 1. Januar 1896 Kere, von dem ich beabsichtigte, dass es das Ende unserer langen Reise sein sollte, zumindest vorläufig, und für einige Zeit unser Hauptquartier. Der Marsch führte den größten Teil des Weges durch dichtes Gestrüpp, aber es gab einen passierbaren Pfad, der parallel zum Fluss verlief, zeitweise dicht am Ufer oder eine oder zwei große Lagunen umgehend, die seinen Lauf säumen. Nach etwa fünf Stunden endet das Gestrüpp abrupt, und beim Heraustreten ins Offene liegt die Metropole von Kere, ein großes eingezäuntes Dorf, vor uns auf einer leichten Erhebung mit Blick auf den Fluss, einige kleinere Dörfer, die das Königreich bilden, nicht weit entfernt. Die Umgebung der Stadt sah als Lagerplatz nicht einladend aus: dahinter und ringsum offenes Veld, gelb von trockenem Gras; in der unmittelbaren Umgebung nackter, ausgetrockneter Boden, der unter dem häufigen Durchzug von Ziegenherden und kleinen Rinderherden Staubwolken aufwirbelt; kein Baum, der Schatten vor der gleißenden Hitze spendet. Ich beschloss, ein kühleres, saubereres und abgeschiedeneres Lager an den Flussufern zu suchen, wo Haine schöner und schattiger Bäume einen einladenden Kontrast boten.

Aber zuerst mussten wir Grüße mit einer Gruppe junger Krieger austauschen – viele von ihnen prächtige, große, gut gewachsene Kerle, aber schwarz wie das Pik-As –, die mit Speeren und Schilden in der Hand herausgekommen waren, um zu sehen, wer die Eindringlinge waren. „Beni!“ (Freund!) rief einer, um Aufmerksamkeit zu erregen; worauf ein antwortendes Grunzen die korrekte Bestätigung ist. „Na!“ ruft er: „Faya!“ antwortet man. Er – „Na!“ man – „Faya!“ „Na“ – „Faya“, „Na“ – „Faya“ – ad libitum. Um höflich zu sein, muss man nun seinen Freund mit „Beni!“ ansprechen und nach seinem „nn“ das „Na!“ aufnehmen, während er mit „Faya!“ einstimmt, und so weiter: „Na“ – „Faya“, „Na“ – „Faya“ usw., wie zuvor.

Ich hatte einige Schwierigkeiten, ein geeignetes Lager zu finden. Die verlockenden Haine aus Waldbäumen erwiesen sich als auf der anderen Flussseite gelegen; aber ich fand schließlich einen zufriedenstellenden Platz unter einem großen Baum neben einem Gebüschstreifen, günstig in der Nähe des Flusses und nicht zu nah an irgendeinem Kraal gelegen. Jeder hat seine eigenen Vorstellungen davon, was einen guten Lagerplatz ausmacht. Suaheli schlagen ihr Quartier immer direkt neben oder sogar in dem Dorf auf. Sie mögen es, wenn die Eingeborenen ständig um und in ihren Zelten drängen, und betrachten andere Bedingungen wie mangelnde Sauberkeit, Entfernung zum Wasser usw. nicht als Unannehmlichkeiten. Ich bevorzuge ein wenig Privatsphäre auf sauberem Boden und betrachte die Nähe zum Wasser und, wenn möglich, Schatten als wünschenswerte Begleitumstände.

Ich habe den kleinen Distrikt Kere wohlweislich als „Königreich“ bezeichnet, denn es war der erste Stamm, mit dem ich im ganzen Land von Mombasa bis hierher in Kontakt kam, der einen Häuptling anerkannte. Am Nachmittag schickte ich Abdulla und Mnyamiri (letzterer war ihm bereits bekannt) hinauf, um Labugo (so sein Name) meine Empfehlungen zu übermitteln und meine Ankunft offiziell zu melden. Er ließ als Antwort ausrichten, dass er mich am Morgen besuchen würde. Bisher wurden keine Geschenke ausgetauscht.

Ein junger Mann, der allem Anschein nach einer der Bewohner des Ortes war (außer dass er nicht ganz so schwarz war) und wie sie, genau wie die Männer aller Stämme dieses Teils Afrikas, völlig nackt ging, kam heraus und gab sich mir als Mitglied von Graf Telekis Karawane zu erkennen. Er war vor etwa acht Jahren als Junge krank in Reshiat zurückgelassen worden und hatte seitdem bei den Eingeborenen wie einer der Ihren gelebt. Er schien erfreut, mich zu sehen, und sagte, er würde gerne meine Karawane bei unserer Rückkehr an die Küste begleiten. Dagegen hatte ich natürlich nichts einzuwenden und dachte mir, dass Hamisi (sein Suaheli-Name) sich als Dolmetscher nützlich erweisen könnte, solange wir hier blieben, obwohl er in seiner Muttersprache sicherlich etwas aus der Übung zu sein schien. Auf meine Fragen, warum er nie mit Handelskarawanen an die Küste zurückgekehrt sei – von denen ich wusste, dass ein oder zwei das Land in den dazwischenliegenden Jahren besucht hatten –, sagte er, dass er Suaheli nicht traue und es vorziehe, hier zu bleiben, wo er freundlich behandelt wurde, anstatt versklavt zu werden. Ich erfuhr später, dass es in Bumi noch einen weiteren Verschollenen derselben Expedition gab, den Mnyamiri als Verwandten beanspruchte; aber dieser wollte weder von seinem Möchtegern-Cousin noch von einem von uns etwas wissen, da er sich so gründlich an das wilde Leben gewöhnt hatte, dass er keinen Wunsch verspürte, zu einem weniger wilden zurückzukehren. Tatsächlich wollte er nicht anerkennen, dass er sich in irgendetwas von den Eingeborenen des Ortes unterschied, noch war er von ihnen durch irgendjemanden außer Mnyamiri zu unterscheiden, der vorgab, ihn an bestimmten Merkmalen zu erkennen, die er auch selbst trug und die charakteristisch für einen bestimmten Clan waren.

Mir war eingefallen, dass heute Neujahrstag war, und ich dachte, wir könnten uns glücklich schätzen, an einem so günstigen Datum einen Ort der Ruhe erreicht zu haben. Ich ahnte nicht, was mir bevorstand; denn gegen Sonnenuntergang ereignete sich ein schreckliches Ereignis. Bei meiner Ankunft hier gegen Mittag hatte ich im Fluss gebadet und stand bis zur Taille im Wasser, das dicht am Ufer tief war, trotz der Krokodile, die in der Mitte zu sehen waren; denn sowohl ich als auch die Männer waren gewohnt, unsere Waschungen ständig im See zu verrichten, wo diese Reptilien in Hülle und Fülle vorhanden waren, und so waren wir dazu übergegangen, sie fast zu ignorieren, obwohl ich nie über meine Tiefe hinaus oder auch nur weit vom Ufer weg ging.

Spät am Nachmittag ging ich für ein weiteres Bad hinunter, wobei Shebane (mein Diener) wie üblich meinen Stuhl, Handtücher usw. trug, und ich tat dasselbe noch einmal. Es ist ein großer und tiefer Fluss mit einer glatten Oberfläche und einer eher trägen Strömung; sein Wasser, dunkelfarbig und undurchsichtig, wenn auch kaum als schlammig zu bezeichnen, wird rasch tiefer, sodass ein oder zwei Schritte hinein an dieser Stelle genügen, um es einem bis zur Mitte reichen zu lassen, während der Boden aus schwarzem, schleimigem Schlamm besteht. Als wir das Ufer zum niedrigen, schlammigen Rand hinunterstiegen, sagte ein Eingeborener, der seine Felder bestellte, etwas zu uns, aber da wir die Sprache nicht beherrschten, konnten wir ihn nicht verstehen. Nachdem ich gebadet und mich abgetrocknet hatte, saß ich auf meinem Stuhl am Wasserrand, nachdem ich meine Kleider angezogen hatte, und schnürte meine Stiefel zu. Die Sonne war gerade dabei, hinter dem hohen Ufer gegenüber unterzugehen, ihre waagerechten Strahlen schienen voll auf uns, machten uns vom Fluss aus gut sichtbar, während sie uns daran hinderten, in diese Richtung zu sehen. Shebane war gerade ein kleines Stück (vielleicht ein Dutzend Meter) am Ufer entlanggegangen und hatte seine Kleider abgelegt, um sich zu waschen – etwas, von dem ich nie erlebt hatte, dass er es tat, wenn er bei mir war; aber da meine Aufmerksamkeit zu diesem Zeitpunkt von dem beansprucht wurde, was ich tat, schenkte ich ihm keine Beachtung. Ich blickte noch immer nach unten, als ich einen Alarmschrei hörte, und als ich den Kopf hob, erhaschte ich einen Blick auf den grauenhaftesten Anblick, den ich je miterlebt habe. Da war der Kopf eines riesigen Krokodils aus dem Wasser, der gerade in Richtung der Tiefe umschwenkte, mit meinem

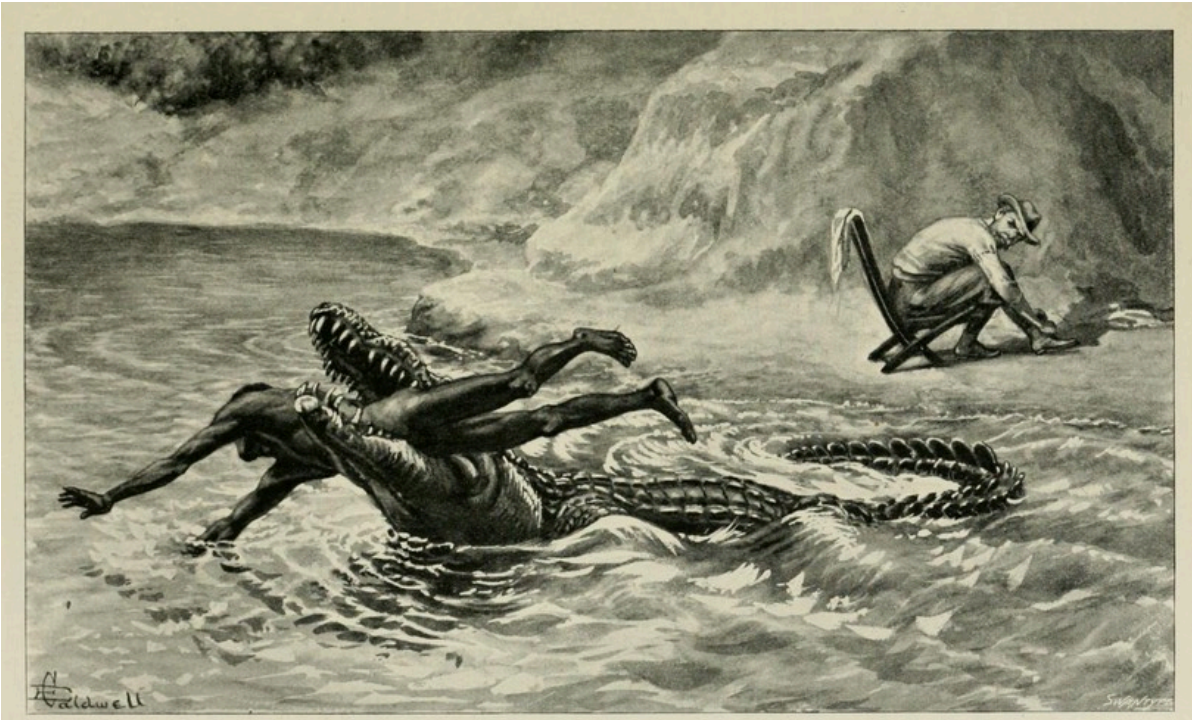
armen Suaheli-Jungen in seinen furchtbaren Kiefern, den es quer über die Mitte seines Körpers hielt wie ein Fisch im Schnabel eines Reihers. Er hatte aufgehört zu schreien, und mit einem schrecklichen Winden, einem Strudel und einem Platschen verschwand alles. Man konnte nichts tun. Es war vorbei; Shebane war fort. Die Männer kamen bald in Scharen heruntergelaufen (jemand hatte Alarm geschlagen), um nachzusehen, einige mit Gewehren; ein Narr fragte nach Booten. Es gab nichts zu tun, außer traurig die herrenlosen Kleider aufzuheben. Ich fühlte mich wahrhaft traurig und betrübt um meinen Diener, und der schreckliche Vorfall hatte eine unerträglich deprimierende Wirkung auf mich. Ein wahrlich melancholischer Neujahrstag!

Shebane war zwei Jahre lang mein „Boy" gewesen und hatte mich in dieser Eigenschaft auf beiden Reisen in diese Region begleitet. Er hatte meine Gewohnheiten kennengelernt und war ein guter und fröhlicher Diener, sodass man verstehen kann, wie sehr ich ihn vermisste. Ich erfuhr nun, dass es hier nichts Ungewöhnliches war, dass ein Eingeborener von diesen abscheulichen Reptilien vom Ufer geholt wurde, und ein Mann wurde tatsächlich so geholt, während wir in Kere waren.

Am nächsten Morgen kam Labugo, um mich zu besuchen, brachte aber keinen Dolmetscher mit, sodass wir wenig tun konnten, außer uns gegenseitig anzusehen. Mein erster Eindruck von ihm ist in meinem Tagebuch wie folgt beschrieben: — „Er ist ein sehr großer Mann; scheint nicht intelligent, kein Ausdruck, wirkt weder angenehm noch mürrisch, lediglich apathisch." Sein Auftreten hatte nichts Häuptlingshaftes, noch schienen ihn seine Leute mit Ehrfurcht zu betrachten oder ihn mit viel Respekt zu behandeln. Er brachte mir kein Geschenk, nicht einmal Nahrung. Am Nachmittag ließ ich ihn erneut rufen, und nachdem ich Hamisi zum Dolmetschen herbeigeholt hatte, gab es ein großes „shauri", wobei er nun von einigen seiner wichtigsten Gefolgsleute begleitet wurde.

Es stellte sich nun heraus, dass es zwei Beschwerdepunkte gab, die, so geringfügig die Umstände auch erscheinen mögen, Labugo und sein Volk beunruhigten. Erstens: Warum hatte ich hier im Busch gecampt, anstatt direkt neben seiner Stadt? Ich wies ihn darauf hin, dass ich als Europäer meine eigenen Bräuche und Vorstellungen hätte, die sich von denen der Suaheli-Händler unterschieden, und versuchte zu erklären, wie elend ich mich gefühlt hätte, der sengenden Sonne und den Staubwolken des häufig vorbeiziehenden Viehs ausgesetzt, mit Scharen von gaffenden Eingeborenen ständig um mein Zelt, ganz zu schweigen von dem Lärm, den sie morgens und abends machten; gleichzeitig erklärte ich, dass dies gleichermaßen sein Kraal sei, wo wir uns befanden. Der zweite Grund für den Anstoß war, dass wir bei der Ankunft keine Gewehre abgefeuert hatten. Diesbezüglich fragte ich ihn, ob es bei unserer Ankunft irgendeinen Versuch der Verheimlichung gegeben habe; irgendein Hereinschleichen bei Nacht oder auf einem Hinterweg? Waren wir nicht vielmehr am Mittag direkt an seiner Stadt vorbeigekommen? Und hatte ich nicht eigens Boten geschickt, um meine Ankunft anzukündigen? Was das Abfeuern von Gewehren betraf, sagte ich, dass ich nicht die Gewohnheit hätte, Patronen für nichts zu verschwenden, nach Art der Suaheli; ich behielte meine für Elefanten oder Feinde auf; und als abschließendes schlagendes Argument, von dem ich wusste, dass es wirken würde (und ich konnte an ihren Blicken sehen, dass es das tat), versprach ich ihm, dass er meine Gewehre schnell genug hören würde, sollte ihn ein feindlicher Stamm angreifen, während ich hier sei. Ich nahm ihn dann mit in mein Zelt und gab ihm ein Geschenk aus verschiedenen Kostbarkeiten, wobei ich ihm zusätzlich einige Perlen für seine Gefolgsleute überreichte. Seine eigenen ließ er bis zum Abend in meiner Obhut, aus Angst, dass ihm das Ganze von seinen liebenden Untertanen wegbettelt würde, sollten sie einen Blick darauf erhaschen. Labugo versprach Nahrungshandel für den nächsten Tag und sagte, er würde selbst kommen, um den Preis zu vereinbaren. Er sagte auch, dass es Elefanten in der Nachbarschaft gäbe und dass ich Führer haben sollte, um mir ihre

Schlupfwinkel zu zeigen, wann immer ich wollte. Er gab mir kleine Gaben an Nahrung und brachte ein oder zwei Tage später einen großen, aber nicht sehr fetten Ziegenbock. Ich war über diese Aufmerksamkeit erfreut (ungeachtet dessen, dass das Tier nicht versprach, gutes Fleisch abzugeben), da sie eine gute Gesinnung mir gegenüber zeigte. Ich nahm ihn daher mit Dank an und machte ihm im Gegenzug ein weiteres Geschenk (das wohl gut ankam), wobei ich auch freundliche Worte gab.



CROCODILE TAKING POOR SHEBANE.

"I was sitting on my chair by the water's edge, lacing up my boots . . . when I heard a cry of alarm, and, raising my head, got a glimpse of the most ghastly sight I ever witnessed."

Die Marktfrage erwies sich als mühsam, und es dauerte zwei oder drei Tage, bis eine Einigung erzielt wurde. Das überraschte mich nicht, da ich schon oft auf diese Weise hingehalten worden war; und ich beglückwünschte mich dazu, dass wir noch zwölf volle Lasten der Nahrung, die wir so weit mitgebracht hatten, vorrätig hatten, von denen wir leben konnten, während der Stillstand im Lebensmittelhandel andauerte. Es war eine ernste Frage für uns und erforderte viel Takt und Geduld sowie all meine diplomatischen Künste; denn wir benötigten große Vorräte, und es war äußerst wichtig, sie zu angemessenen Preisen zu erhalten, damit unser Vorrat an Perlen usw. (die Währung des Landes) nicht vor unserer Rückkehr an die Küste zur Neige ging. Suaheli-Händler sind in dieser Hinsicht sonderbar unvorsichtig und geraten infolgedessen oft in große Bedrängnis. Auch „Erkundungskarawanen" sind im Allgemeinen eine Quelle der Unannehmlichkeit für den bescheidenen Reisenden, der ihren Pfad kreuzt und seine Waren sparen und seine Nahrungsvorräte billig bekommen muss. In der Regel spielt Geld für die Leiter solcher Expeditionen keine Rolle, deren Anführer ungehindert Waren aus ihren überreichlichen Vorräten mit leichtfertiger Verschwendungssucht verteilen dürfen – mit fatalen Folgen für die Preise (die, einmal in Afrika erhöht, nie wieder gesenkt werden können) und zum Kummer derer, die folgen mögen. Ich bin verpflichtet, Herrn Astor Chanler, in dessen Boma ich einige Zeit in der Nähe von Laiju in der Kenia-Region lagerte, das Verdienst anzurechnen, eine Ausnahme von dieser Regel zu sein. Er verdarb dort nicht nur den Markt nicht, sondern brachte ihn in gute Ordnung, obwohl die Suaheli ihn seither schlimmer denn je gemacht haben. So dauerte es einige Zeit, bis ich mit diesen Leuten zu irgendwelchen Bedingungen kommen konnte, und dann war die Nahrung teuer und kam

nur in winzigen Mengen herein. Sie erklärten jedoch, dass Getreide knapp sei, bis die jetzt reifende Ernte zur Einbringung bereit sei.

In der Zwischenzeit ließ ich mir eine Hütte bauen und einen Schuppen, um meine Waren, Nahrungsmittel usw. darin zu lagern. Es war ein großer Trost, ein Dach und Wände zu haben, etwas substanzieller als Segeltuch, um einen zu beherbergen und darin zu ruhen; denn das Wetter war übermäßig heiß, ungeachtet dessen, dass es, da wir uns nördlich des Äquators befanden, hier jetzt wirklich die kühlste Zeit des Jahres war. Während dieser Verzögerung schickte ich einige Männer zurück nach Bumi, um die Stoßzähne meiner Elefanten herauszuziehen, die nun durch Fäulnis locker waren, und sie dort im Kraal zu vergraben. Ich hacke Elfenbein jetzt nie mehr heraus, es sei denn in Eile, da dies ein mühsamer Prozess ist und das Elfenbein oft splittert; wohingegen nach wenigen Tagen die natürliche Verwesung dazu führt, dass die Stoßzähne ohne Mühe und unbeschädigt herausgleiten.

In einer Nacht in dieser Zeit verschleppte und zerkaute eine Hyäne Mnyamiris Pulverhorn, das an einem Busch direkt über seinem schlafenden Besitzer gehangen hatte. Sein eigener Bericht darüber war, dass die „fisi“ (wie sie sie nennen) beabsichtigt hatte, ihn zu packen, aber danebengegriffen hatte. Am nächsten Tag opferte er infolgedessen eine Ziege und vollzog eine religiöse Zeremonie in Verbindung mit dem Opfer, um ihn vor wilden Tieren zu schützen. Ich nahm gerne ein Stück der Ziege an, da bei mir zu dieser Zeit eine Fleischhungersnot herrschte; aber ich hatte meine Zweifel an der Wirksamkeit von Beschwörungen gegen plündernde Tiere. In dieser Nacht wurde meine eigene Ration Bohnen aus Feruzis (meines Kochs) Lager verschleppt und der Beutel, der sie enthielt, von der „fisi“ aufgerissen. Dies mochte natürlich daran liegen, dass es die Portion eines Ungläubigen war; aber zum Unglück für den Erfolg einer solchen Erklärung jagte am folgenden Tag ein Leopard einen einheimischen Köter aus dem Busch direkt bis auf und fast über Mnyamiri selbst zu, am helllichten Tag, und jagte ihm fast den Schrecken seines Lebens ein. Ich selbst hörte das Jaulen des fliehenden Paria-Hundes, das sehr nach intensiver Angst klang. Dieser zusätzliche Beweis für die Kühnheit der Bestien hier erschütterte Mnyamiris Vertrauen in seinen Zauber ziemlich, und ich glaube, er bereute es fast, ein Stück seiner Ziege als Köder für ein Gewehr verweigert zu haben, das ich anzubieten versprochen hatte. Zu diesem Zeitpunkt war alles bereits aufgegessen, sodass ich keine Falle aufstellen konnte.

Bawdo, ein jüngerer Bruder des Häuptlings und ein Freund von mir, brachte an jenem Nachmittag Nachricht, dass Elefanten die Ernten auf der anderen Flussseite schädigten; so wurde vereinbart, dass er am nächsten Morgen als Erstes kommen sollte, um mich zur Jagd auf sie mitzunehmen. Dementsprechend brach ich bei Sonnenaufgang mit ihm und meinen üblichen Begleitern auf. Mir gefiel das Übersetzen in einem klapprigen und wackeligen Kanu nicht: Ich bin kein Seemann und gestehe, dass ich mich in einem solchen Fahrzeug mit Kleidung und Stiefeln nicht sicher fühle, über einem tiefen und dunklen Fluss, unter dessen glatter Oberfläche, wie ich weiß, monströse Krokodile in Scharen lauern, gierig und hungrig. Aber Bawdo war geschickt mit seiner Stange, die er je nach Wassertiefe entweder zum Staken oder als Paddel benutzte. Er war ein stattlicher, athletischer Wilder, groß und geschmeidig, und sah aus wie ein Modell aus Ebenholz, wie er im Heck seines Einbaums stand, die Stange in der Hand und sie kräftig schwang, mal auf dieser, mal auf jener Seite. Unsere Suche war in Bezug auf Elefanten fruchtlos. Wir folgten der Fährte einer kleinen Herde von Kühen eine lange Strecke, fanden dann aber die Fußabdrücke einiger Eingeborener, die ihr vor uns folgten, sodass es zwecklos war, weiterzugehen.

Auf dem Rückweg stießen wir auf eine kleine Herde Topi-Antilopen. Ich bekam einen schönen Schuss und streckte zwei (Bulle und Kuh) mit meinem .303er nieder. Bawdo, der

noch nie zuvor erlebt hatte, dass etwas geschossen wurde, war sichtlich beeindruckt zu sehen, wie jedes Tier ein paar Meter von der Stelle entfernt umstürzte, an der es die Kugel erhalten hatte, und untersuchte die winzigen Löcher (besonders die Austrittswunden) mit sichtlicher Erregung. Ich war froh, dass er, ein bedeutender und bekannter Krieger, Zeuge dieser praktischen Demonstration der Macht unserer Waffen geworden war; denn ich hatte gehört, dass einige der jungen Männer von Kere herablassende Bemerkungen über Feuerwaffen im Vergleich zu Speeren für Kampfzwecke gemacht hatten, und zweifelte nicht daran, dass sein Bericht eine heilsame Wirkung haben würde. Wir zogen die beiden „Topis" unter einen Baum, und ich ließ einen Mann zurück, um mit dem Häuten zu beginnen, während wir zum Lager zurückkehrten und andere schickten, um das Fleisch hereinzutragen. Es erwies sich als schön fett und war willkommen, was meinen Männern ein Festmahl bereitete, das sie offensichtlich schätzten, wie der Lärm zeigte, den sie am Abend machten. Aber Bawdo, der es geduldig mit den Trägern in seinem Kanu herübertransportiert hatte, rümpfte zu meiner Überraschung die Nase darüber, obwohl er um eine Haut bat. Es schien, dass die Leute vom eigentlichen Kere-Stamm kein Wild essen, obwohl die El Gume, von denen es hier ebenfalls viele gab, die in kleinen Gemeinschaften in eigenen Dörfern Seite an Seite mit ihnen lebten, alles und jedes essen. Letztere halten Esel, von denen ich heute eine große Herde gesehen hatte, sowohl wegen ihres Fleisches als auch wegen der Milch. Da sie sie als Nahrung hoch schätzen, können sie nicht dazu bewogen werden, welche zu verkaufen, da sie Handelsgütern gegenüber gleichgültig sind.

Ich war nun in der Lage, ein Gewehr für die Hyäne aufzustellen, die zur Plage geworden war, und hoffte sogar, den Leoparden zu erwischen, da ich dieses Tier oft auch durch solche Mittel gefangen habe. Letzterer kam jedoch nie; aber während ich mein Abendpfeifchen im Bett rauchte, krachte das Gewehr, und ich ging, begleitet von mehreren aufgeregten Freiwilligen, um das Ergebnis zu sehen. Es war unsere Freundin, die „fisi". Wunderbarerweise war sie nicht ganz tot und, obwohl unfähig wegzulaufen, noch auf den Beinen – wie wir bei unserer Annäherung im Licht eines Büschels trockenen Grases, das als Fackel diente, ausmachen konnten – und schwankte im Dunkeln umher. Ich hatte meinen Revolver in die Hand genommen, für den Fall, dass eine Waffe benötigt würde, und erledigte sie bald mit ein paar Schüssen daraus, und die Männer schleppten sie weg und machten sich im Lager über ihren Kadaver lustig, nachdem ich eine frische Patrone in das aufgestellte Gewehr gesetzt hatte. Es war die Mühe des Aufstellens schon allein deshalb wert, um den Männern so viel Vergnügen zu bereiten. Ich ging nun zu Bett und schlief bis etwa 3 Uhr morgens, als ich durch das erneute Losgehen des Gewehrs geweckt wurde. Ich stand jedoch erst auf, als es hell wurde, und fand dann beim Nachsehen eine weitere „fisi" vor, diese auf der Stelle tot, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn ein Gewehr richtig aufgestellt wurde. Ich neckte Mnyamiri ein bisschen und sagte ihm, mein Zauber sei mächtiger als seiner. Es ist beispielhaft für die unterschiedlichen Methoden des Europäers und des Suaheli, dass Mnyamiri nur zu froh über einen Vorwand war, eine Ziege zu töten, nominell als Opfer, in Wirklichkeit für ein Festmahl, er es aber missgönnte, ein kleines Stück Fleisch herzugeben, um das Tier zu fangen, vor dem er um Verschonung betete; während ich, obwohl ich keine Beschwörungsformeln vollzog, unseren unwillkommenen Besucher bald außer Reichweite brachte, weiteren Schaden anzurichten.

Obwohl ich Beschreibungen über das Aufstellen von Gewehren in Büchern gesehen habe, habe ich nie die beste Methode zur Konstruktion der Vorrichtung befürwortet gesehen, durch die sie abgefeuert werden sollen; es mag daher nützlich sein, das System darzulegen, das ich am erfolgreichsten und gleichzeitig am einfachsten finde. Da ich jedoch später Gelegenheit haben werde, meinen Plan zum Aufstellen von Gewehren für Löwen zu beschreiben und zu illustrieren, was nach einem anderen Prinzip geschieht, mag es besser sein, dann beide Methoden anzugeben.

KAPITEL XIV

RÜCKKEHR ZUM RUDOLFSEE

Alles war nun hier in Ordnung, und da Abdulla in der Lage war, genügend Nahrung zu kaufen, um uns über Wasser zu halten, und ein wenig darüber hinaus, mit der Aussicht auf eine bessere Versorgung später, die es uns ermöglichen würde, einen Vorrat anzulegen, sobald die prächtigen Ernten von „mtama", die jetzt fast reif waren, eingebracht würden, gab es nichts, was mich länger hier hielt. Die Männer, die ich geschickt hatte, um das Elfenbein der Elefanten herauszuziehen und zu verstauen, die ich auf dem Weg hierher geschossen hatte, waren nach Erledigung ihres Auftrags aus Bumi zurückgekehrt und berichteten, dass Elefanten immer noch allnächtlich am Eck des Sees tranken, obwohl von dem Trupp Bullen nichts mehr gesehen worden war, seit ich ihn angegriffen hatte. Ich traf daher meine Vorbereitungen für einen Jagdausflug zurück zum Bassu in erster Instanz; und am 9. Januar brach ich mit fünfzehn Männern auf, wobei ich mein Zelt und andere Notwendigkeiten sowie einen Vorrat an Nahrung für einige Zeit mitnahm, ebenso wie Munition usw. Vor der Abreise empfahl ich meine Leute, die ich zurückließ, Labugos Fürsorge an und schärfte Abdulla und denen unter seiner Aufsicht ein, unter keinen Umständen mit den Eingeborenen in Streit zu geraten.

Wie üblich gegen 5.30 Uhr startend, marschierten wir in die Umgebung von Murli; aber anstatt direkt zu den Dörfern zu gehen, machten wir Halt an einem charmanten Lagerplatz, den ich unter schönen schattigen Bäumen am Flussufer etwa eine halbe Stunde vor der Siedlung fand, und rasteten dort gegen 14.30 Uhr. Diese wohltuenden Haine aus hohen, dunkel belaubten Bäumen, die in Abständen die Flussufer säumen, bilden einen erfrischenden Kontrast, angenehm für die Augen, zu dem durstig aussehenden verkümmerten Buschwerk, mit dem der größere Teil dieses dürren Landes bedeckt ist. Sie werden von dem schönen Colobus-Affen besucht, dessen Ruf oft in ihnen zu hören ist, obwohl die Tiere selbst sich in den belaubten Baumwipfeln außer Sicht halten. Dann weiterziehend, biwakierten wir bei Sonnenuntergang auf den offenen Rücken auf halbem Weg zwischen Murli und Bumi. Ich fand selbst so weit vom See entfernt reichlich Moskitos vor und musste in der Nacht aufstehen und mein Netz aufstellen; aber es waren nicht genug, um meine Männer sehr zu beunruhigen.

Am nächsten Morgen gingen wir hinunter zum See und errichteten ein Lager unter einem Baum, etwa eine halbe Stunde Fußweg vor seinem nächsten Punkt. Ich schickte dann nach Bumi nach meinen beiden einheimischen Freunden. Bei ihrer Ankunft sagten sie, dass eine große Herde am Seeufer hier in der Nähe sei, dass sie sich aber jetzt im dichten Busch befinde, der sich von der anderen Seite dieser Bucht in Richtung eines Ortes namens Murthu nahe der Flussmündung erstreckt. Sie kamen bereit, in meinem Lager zu schlafen, um für die Jagd am nächsten Tag bereit zu sein. Am Nachmittag ging ich hinaus und schoss ein „Topi" für Fleisch, nicht weit vom Lager. Es waren große Mengen von ihnen vorhanden.

Das war der 10. Januar. Unmittelbar vor dem Eintrag für diesen Tag finde ich folgende Notiz in meinem Tagebuch: – „Bis hierher schrieb ich regelmäßig jeden Tag die Ereignisse des vorangegangenen Tages in mein Tagebuch nieder. Da mir am 11. ein schwerer Unfall zustieß, war ich für die Zeit nicht in der Lage, diese Praxis fortzusetzen; auch war ich nicht sicher, ob ich jemals wieder in der Lage sein würde, den Faden aufzunehmen, da ich nicht wusste, wie meine Krankheit enden würde. Ich zählte daher die Tage und Ereignisse lediglich mit Bleistift auf Notizpapier mit, und erst am 27. Januar fühlte ich mich wieder fähig, dieses Buch zu öffnen; ich begann damit, meine groben Notizen für die dazwischenliegenden Tage zu übertragen." Und der Eintrag für den 11. Januar wird von dieser Notiz eingeleitet: – „Dieser Bericht wurde zwei Tage nach dem

Ereignis verfasst. Ich muss kaum darauf hinweisen, dass, sollte er nicht sehr klar sein, eine Berücksichtigung der Umstände, unter denen er geschrieben wurde, dazu führen mag, dass seine Schwachpunkte verziehen werden.“ Dennoch, obwohl die Wortwahl knapp und abrupt ist, ist die Beschreibung der Einzelheiten jener verhängnisvollen Jagd klar genug, um mir die Erinnerung an jeden Vorfall und sogar an einige Einzelheiten, die ich vergessen hatte, lebhaft vor Augen zu führen. Mit ihrer Hilfe werde ich versuchen, einen verständlichen Bericht über das Geschehene zu geben.

Wir brachen also am Morgen dieses ereignisreichen Tages zeitig auf. Wir durchquerten direkt das offene Gelände, nahmen die Tangente zum entfernteren Rand der Bucht und betraten bald den dichten Busch, der sich von kurz dahinter über das ganze Land entlang der Ufer und sogar bis in den See hinein erstreckte, bis hin zum Fluss und zurück zu dem Pfad, den wir am Tag zuvor von Murli gekommen waren. Unsere Freunde führten uns zuerst zu einem isolierten Stück Ackerland am Rande des Sumpfes, in dem der See hier endet. Die Besitzer, ein Mann und ein oder zwei Frauen, die zum jenseits gelegenen Distrikt Murthu gehörten, standen auf hohen Plattformen, die auf entasteten Bäumen errichtet worden waren, um einen Überblick über ihr kleines Hirsefeld zu haben – das durch den feuchten Schwemmlandboden üppig gediehen war. Die Sonne war erst vor kurzem aufgegangen, und die Moskitos waren immer noch unangenehm aktiv, obwohl die Eingeborenen sie nicht zu bemerken schienen; ihre Aufmerksamkeit wurde von den Vögeln beansprucht, die hungrig um die kleine Lichtung flatterten und nach denen sie schrien und Steine schleuderten. Ihre Aufgabe war eine von unermüdlicher Sorge; denn sie waren gezwungen, auf ihren erhöhten Ausgucken zu schlafen, um zu versuchen, durch Schreien die Elefanten von ihrer Ernte fernzuhalten. Letztere hatten offenbar keine große Furcht vor den Wächtern oder deren Lärm, denn wir erfuhren, dass sie an diesem Morgen ganz in der Nähe gehört worden waren und wahrscheinlich auch jetzt nicht weit entfernt waren.

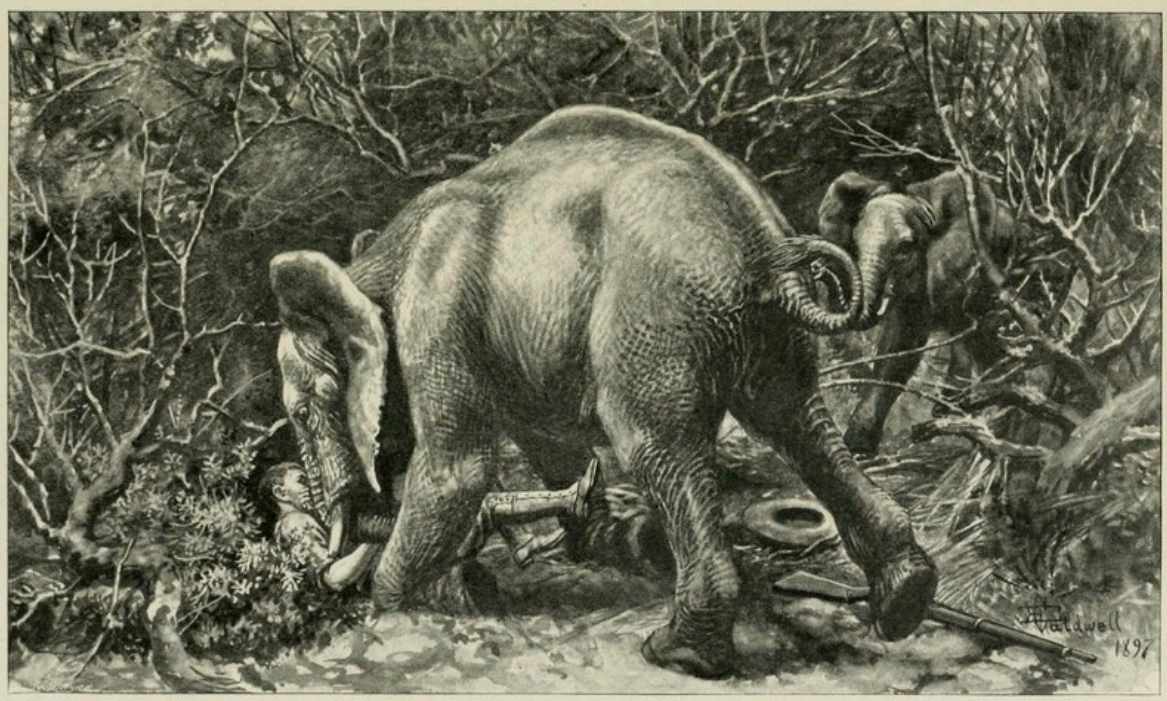
Wir betraten wieder den umschließenden Wald und gingen am schlammigen Rand des Sumpfes entlang. Hier war der Busch dicht und belaubt; weiter draußen im Sumpf schienen die Bäume abgestorben zu sein, aber es war kein offenes Wasser sichtbar, während weiter hinten die Deckung teils etwas weniger zusammenhängend war und hier und da durch schmale grasbewachsene Lichtungen unterbrochen wurde. Wir stießen bald auf frische Fährten auf den Elefantenpfaden – welche das Dickicht am Rande des Sumpfes durchzogen und sich hinein- und herauswanden, mal durch Schlamm, mal über sandigen Boden. Die Fußabdrücke stammten von Kühen und Kälbern, und es schien eine große Herde zu sein. Ich wollte Bullen; aber da unser Informant im Garten uns gesagt hatte, dass es auch solche gäbe, ging ich in der Hoffnung weiter, sie zu finden.

Wir hörten nun viel Platschen vor uns, wie von vielen Elefanten, die langsam durch den Morast stapften. Sie schienen sich vor uns her in die Richtung zu bewegen, in die wir gingen. Der Wind war höchst lästig und verwirrend; er wehte uns mal ins Gesicht und kam dann wieder von hinten, sodass es schwierig war zu entscheiden, wie man handeln sollte. Unter diesen Umständen beschloss ich, vorzudringen und es auf gut Glück zu versuchen. Wir holten bald die Nachhut ein, wie wir am Platschen gegenüber von uns feststellen konnten; und kurz darauf sahen wir eine kleine Gruppe von Kühen vor uns den Pfad betreten, die diagonal aus dem Sumpf heraufkamen. Sie mussten unseren Wind bekommen haben, denn sie waren sich unserer Gegenwart offensichtlich bewusst; aber sie schienen nicht beunruhigt und schlenderten weiterhin langsam vor uns her, wobei sie gelegentlich ein wenig stehen blieben. Ich konnte nur flüchtige Blicke auf sie erhaschen, wie es die Windungen der Pfade erlaubten, aber ich sah genug, um zu erkennen, dass es allesamt kleine Kühe mit vergleichsweise leichten Stoßzähnen waren. Ich war daher nicht darauf aus, sie zu schießen; folgte aber eine Strecke lang mit meiner Lee-Metford (als der am besten geeigneten Waffe, jedenfalls für diese Klasse von Elefanten) in den Händen (da

ich keine meiner großen Patronen an solches Kleinvieh verschwenden wollte) und hielt Ausschau nach einem Tier mit etwas besseren Zähnen.

Da sie alle etwa derselben Klasse anzugehören schienen und ich fürchtete, sie würden wieder in den Sumpf eintreten und uns ganz entkommen, beschleunigte ich mein Tempo, um sie einzuholen, geleitet von dem Gedanken, dass selbst eher kleine Stoßzähne besser als gar kein Elfenbein seien. Als ich das tat, hielten sie wieder an. Ich konnte durch das Laubwerk nur Teile von ein oder zwei Tieren sehen und zögerte noch, worauf ich schießen sollte, als eine von ihnen die Sache entschied, indem sie auf mich zukam. Ich feuerte auf ihre Brust; sie fiel sofort und stand nie wieder auf. Die anderen setzten ihren Weg fort, und ich eilte hinter ihnen her, bis eine von ihnen, eine Kuh mit kleinen Stoßzähnen, umdrehte und uns ein kurzes Stück jagte; aber wir hatten einen guten Vorsprung, und als sie uns aus den Augen verlor, kehrte sie zu den anderen um. Ich wollte sie nicht schießen, denn ihr Elfenbein war dürftig und sie hatte ein Kalb bei sich. Wieder folgend, bekam ich eine Chance auf eine andere Kuh mit Zähnen, die etwas besser waren als die der ersten. Eine einzige .303-Kugel setzte auch sie außer Gefecht, indem sie diagonal durch ihre Schulter ging. Da sie beim Fallen heftig umherstampfte, gab ich ihr im Vorbeigehen zur Sicherheit einen Schuss ins Gehirn aus der Martini und eilte weiter, ohne meinem zweiten Opfer einen weiteren Blick zu gönnen. Direkt danach kreuzte ein großer Elefant den Pfad vor mir und hielt einen Moment gegenüber von mir inne. Ich ergriff die Gelegenheit, die er mir so bot, und obwohl er nach Erhalt des Schusses nach rechts weiterzog, war ich sicher, dass er tödlich getroffen war. Ich hielt nicht an, um nach ihm zu suchen, und später hatten wir andere Dinge im Kopf, aber einige Tage danach, als meine Männer kamen, um das Elfenbein zu holen, fanden sie ihn tot ganz in der Nähe der Stelle liegen, an der ich auf ihn gefeuert hatte (ein junger Bulle mit Stoßzähnen von etwa 50 Pfund das Paar).

Mehr als einmal an diesem Morgen hatte sich die nächste Patrone nach einem Schuss geweigert, in das Lager des Magazingewehrs zu gleiten, was in einem Fall eine gute Chance auf einen anderen Elefanten verdarb; und ich sagte und fühlte, dass ich mit dieser Waffe in meinen Händen nicht sicher war, trotz ihrer fabelhaften Schussleistung – ganz zu schweigen davon, dass man Elefanten verlor, weil die beste Chance oft verstrich. Dennoch machte ich damit weiter, ohne dem Ganzen einen weiteren Gedanken zu schenken. Ohne einen Moment Verzögerung nach dem Schuss auf den jungen Bullen (dessen kurze, weiße, eher dicke Stoßzähne ich mir geistig notiert hatte), drängte ich auf dem schmalen Pfad, der weiterhin parallel zum Sumpf verlief, durch dichten Dschungel voran, in Verfolgung der sich immer noch langsam zurückziehenden Elefanten. Ich darf hier zur Erklärung des Verhaltens dieser Elefanten in Klammern anfügen, dass es zwar, wie ich glaube, auf der anderen Flussseite einige Eingeborene gibt, die sie jagen und manchmal einige töten, die Bewohner im Allgemeinen rund um diesen Teil jedoch in großer Furcht vor diesen Tieren leben und weglaufen, wann immer sie zufällig auf welche stoßen. Daher, so vermute ich, haben sich die Elefanten an diese Behandlung gewöhnt und sind, da sie Menschen mit Verachtung betrachten, geneigt, aggressiv und somit außergewöhnlich gefährlich zu sein.



"Kneeling over me she made three distinct lunges, sending her left tusk through the biceps of my right arm and stabbing me between the right ribs, at the same time pounding my chest with her head and crushing in my ribs."

So hastig vordringend, auf der Ausschau nach einem weiteren Schuss, stieß ich hinter einer Biegung des Pfades plötzlich auf zwei oder drei Tiere. Unter ihnen war die bösartige Kuh, und sie kam im Sturmlauf auf mich zu. Ich sage die bösartige Kuh, weil ich aufgrund ihrer geringen Statur und der kleinen Stoßzähne glaube, dass es dieselbe gewesen sein muss, die früher am Tag den kurzen Angriff unternommen hatte; ich konnte auch sehen, dass ein großes Kalb ihr folgte, während sie herankam. Ich blieb stehen, um ihr die Stirn zu bieten, und riss mein Gewehr hoch, um ihr im schnellen Lauf auf den Kopf zu schießen, während sie ohne den Rüssel zu heben oder einen Laut von sich zu geben herankam; ich erkannte in einem Augenblick, dass dies das Einzige war, was zu tun blieb, so kurz war die Entfernung, die uns trennte. Das Klicken des Schlagbolzens war das einzige Ergebnis des Abdrückens. Keine Patrone war beim Betätigen des Verschlusses nach dem letzten Schuss in den Lauf gelangt, obwohl die leere Hülse herausgeflogen war! In dieser verzweifelten Lage sah ich sofort, dass mein Fall nahezu aussichtslos war. Die wütende Elefantenkuh war inzwischen bis auf wenige Schritte an mir dran; der schmale Pfad war auf beiden Seiten von dichtem Gestrüpp wie eingemauert. Umzukehren und den Pfad hinunterzurennen in einem instinktiven Fluchtversuch, war alles, was ich tun konnte, wobei der Elefant mit jedem Schritt aufholte. Während ich diese wenigen Meter rannte, unternahm ich einen krampfhaften Versuch, den Mechanismus des verräterischen Magazins zu betätigen, hielt die Mündung hinter mich, ohne mich umzusehen, und versuchte es erneut; aber es ging nicht. Sie war nun fast über mir. Ich ließ das Gewehr fallen, sprang nach rechts aus dem Pfad und warf mich in etwas Unterholz in der vergeblichen Hoffnung, sie würde vorbeilaufen. Aber sie war zu nah; und indem sie sich mit mir drehte wie ein Terrier hinter einem Kaninchen, war sie über mir, sobald ich am Boden lag. Beim Fallen hatte ich mich auf den Rücken gedreht und lag mit den Füßen zum Pfad hin, das Gesicht nach oben, wobei mein Kopf durch Unterholz abgestützt wurde. Über mir kniend (mich aber glücklicherweise nicht mit ihren Beinen berührend, die sich, wie ich vermute, auf jeder Seite der meinen befunden haben müssen), machte sie drei deutliche Stöße nach mir, wobei sie ihren linken Stoßzahn durch den Bizeps meines rechten Arms rammte und mich zwischen die rechten Rippen stach, während sie gleichzeitig meine Brust mit ihrem Kopf (oder eher, wie ich annehme, dem dicken Teil ihres Rüssels zwischen den Stoßzähnen) bearbeitete und meine Rippen auf

derselben Seite eindrückte. Beim ersten Stoß kam ein Teil ihres Kopfes mit meinem Gesicht in Berührung, schürfte mir die Nase auf und riss Hautfetzen an anderen Stellen weg, und ich dachte, mein Kopf würde zerquetscht werden, aber er rutschte zurück und wurde nicht wieder berührt. Ich fragte mich in jener Zeit, wie sie mich wohl töten würde; denn natürlich dachte ich an nichts anderes, als dass das Ende meiner Jagd nun endlich gekommen sei. Was mir wehtat, war das Zermahlen, dem meine Brust unterzogen wurde. Ob sie nun glaubte, mich getötet zu haben, oder ob es daran lag, dass ihr der Geruch meines Blutes missfiel oder sie sich ihres Kalbes entsann, kann ich nicht sagen; aber sie verließ mich dann und ging ihrer Wege.

Meine Männer waren, wie ich kaum sagen muss, von Anfang an weggelaufen: Sie waren bereits verschwunden, als ich mich zur Flucht wandte. Da ich feststellte, dass der Elefant mich verlassen hatte, und mich fähig fühlte aufzustehen, erhob ich mich und rief, und meine drei Gewehrträger waren bald an meiner Seite. Ich war über und über mit Blut bedeckt, meine Kleider waren zerrissen, und zusätzlich zu meinen Wunden war ich am ganzen Körper geprellt; einige meiner kleineren Verletzungen bemerkte ich erst viel später. Als Squareface sah, in welcher Verfassung ich war, begann er zu weinen; aber Juma schalt ihn wegen seiner Schwäche, und er ließ davon ab. Ich ließ mich von ihnen zu einem schattigen Baum führen, unter dem ich saß, von hinten gestützt durch einen von ihnen, der Rücken an Rücken mit mir saß; ich wurde am Oberkörper entblößt und meine Wunden wurden verbunden. Dann befahl ich Juma, so schnell er konnte in mein Lager zurückzulaufen, um Hilfe zum Hereintragen zu holen. Der Elefant war auf den Schaft meines Gewehrs getreten und hatte Abdrücke seiner Zehennägel hinterlassen, aber ansonsten war es unbeschädigt.

Ich konnte meinen Gewehrträgern keinen Vorwurf daraus machen, dass sie mich verlassen hatten; obwohl sie geladene Gewehre in den Händen hielten. Es war nicht ihre Schuld, dass ich diesmal erwischt wurde. Es ist wahr, dass ich dachte, Squareface, der meine große Doppelbüchse in den Händen hatte, hätte einen Schuss abgeben können, wenn man bedenkt, dass er sich fähig gezeigt hatte, einen Elefanten zu töten, als es nicht verlangt war; aber es ist kein Dienst, den man von Suaheli erwartet, und es hätte wahrscheinlich nichts genützt. Sie hatten mich nie ohne Grund im Stich gelassen, sondern mir viele Male in kritischen Momenten gut beigestanden; und was den armen Squareface betrifft, so ist er seither selbst einem noch schlimmeren Schicksal zum Opfer gefallen, wie später noch erscheinen wird. Sie erklärten, sehr wahrscheinlich mit Recht, dass sie nicht einmal gewusst hatten, dass ich erwischt worden war. Es war ein höchst glücklicher Umstand für mich, dass dieser Unfall neben dem See passiert war, wo Wasser ganz in der Nähe war, um meinen fiebrigen Durst zu stillen, meine Wunden zu kühlen und über meinen Kopf zu gießen. Das Lager war eine beträchtliche Entfernung entfernt; aber schließlich, am Nachmittag, kamen die Männer, schnitten eine Stange und trugen mich vorsichtig in einer darauf gehängten Zeltbahn hinein. Auf dem Rückweg mussten wir nahe an einem Teil der Elefantenherde vorbei, die immer noch in der Nähe war. Ich konnte sie ganz nah hören und fürchtete, die Männer könnten mich hinwerfen und türmen. Aber sie trugen mich sicher vorbei, wobei sie gelegentlich zur Vorsicht schrien, und wir erreichten mein Zelt bei Sonnenuntergang. Dann musste ich inmitten von Moskitowolken gewaschen werden.

Es besteht keine Notwendigkeit, meine Leiden zu beschreiben. Dass sie intensiv waren, versteht sich von selbst. Dennoch fühlte ich von Anfang an, dass ich eine gute Chance auf Genesung hatte. Durch das glücklichste Geschick war zwar eine Reihe meiner Rippen gebrochen, aber kein Gliedmaßenknochen; und fast wie durch ein Wunder hatte der Stoßzahn weder die Arterie meines Arms durchtrennt noch meine Lunge durchbohrt. So hatte ich allen Grund, dankbar zu sein, so glimpflich davongekommen zu sein. Wenn man dieser Beschäftigung nachgeht, muss man mit den Risiken rechnen; und ich wusste

immer, dass die Wahrscheinlichkeit bestand, dass eines Tages ein Unfall passieren würde. Tatsächlich wird man früher oder später zwangsläufig erwischt, wenn man nur lange genug weitermacht. Denn bei der Jagd auf Elefanten in der dichten Deckung, in der sie in Äquatorialafrika zum größten Teil gesucht werden müssen, genügt jede kleine Störung oder jedes Missgeschick in einem kritischen Moment, wie ein Stolpern oder eine Schwierigkeit mit dem Gewehr, ähnlich wie es in meinem Fall geschah, um das Blatt gegen die Fluchtchance zu wenden; und wenn man erst einmal erwischt ist, stehen die Chancen überwältigend schlecht, dass der Jäger, gegen den sich das Blatt gewendet hat, überlebt, um davon zu berichten. Gerechte Vergeltung, werden Sie vielleicht sagen; und ich für meinen Teil hegte keinen Groll gegen den Elefanten, weil er seine Artgenossen gerächt hatte. Es war das Kriegsglück.

Am nächsten Tag schickte ich Abdulla Nachricht, er solle mit mehr Männern kommen, um mich nach Kere zurückzutragen, damit ich in meinem eigenen Lager liegen könne. Sie trafen am Morgen danach ein und bauten unter meiner Anleitung eine Trage; und früh am dritten Tag wurde ich die Hälfte des Weges zurückgetragen. An diesem Rastplatz holte ich mir eine schwere Erkältung, weil ich die ganze Nacht nackt auf nassen Tüchern lag. Ich ließ meine Männer Wasser über meine Wunden gießen, um sie zu kühlen, und niemand hatte den Verstand einzusehen, dass ich unter dieser Behandlung leiden würde, während ich zu schwach war, um viel Notiz davon zu nehmen. Das Ergebnis war schweres Fieber, das meine Leiden erheblich vergrößerte. Aber Einzelheiten darüber würden keine erbauliche Lektüre abgeben. Meine Männer trugen mich mit größter Sorgfalt und Sanftmut zurück nach Kere, und die Reise war weniger schmerzhaft, als ich erwartet hatte. Ich hielt es für gut, Abdulla einen kurzen Brief mitzugeben, den er mit an die Küste nehmen sollte, falls ich mich nicht erholen würde, in dem ich erklärte, was passiert war, und ihr gutes Verhalten bezeugte. Ein jeder wetteiferte mit dem anderen, alles in seiner Macht Stehende für mich zu tun; sie machten mir keine Schwierigkeiten, und ihr Verhalten war in jeder Hinsicht höchst lobenswert, während ihre Fürsorge für mich meine aufrichtige Dankbarkeit verdient.

Obwohl das vorbildliche Verhalten meiner Männer mir keinen Grund zur Beunruhigung gab, fühlte ich während dieser langen Zeit der Hilflosigkeit und des Schmerzes beträchtliche Angst. Mein Lager in Kere lag, wie ich erklärt habe, nur eine kurze Entfernung von Labugos großem, pfahlbewehrtem Dorf entfernt. Sein Volk war kürzlich erfolgreich darin gewesen, einen benachbarten Teil ihres Stammes in die Flucht zu schlagen, der sie angegriffen hatte, und hatte danach die Dörfer der Angreifer niedergebrannt und ihr Vieh erbeutet; sie waren triumphierend und geneigt, prahlerisch zu sein. Während ich in jenen langen, mühsamen Nächten des Leidens lag, unfähig zu schlafen, pflegte ich ihrem Singen und Tanzen die halbe Nacht zuzuhören und fürchtete, sie könnten durch meine eigene hilflose Lage und die Kleinheit meiner kleinen Truppe versucht sein zu glauben, unsere Habseligkeiten wären eine leichte Beute. Aber sie belästigten uns nie und stahlen nicht ein Ding während der ganzen Zeit, die wir dort waren. Ihr unheimlicher und eher melodiöser Gesang, gemildert durch die dazwischenliegende Entfernung, war an sich eher angenehm und half, die schleppenden Stunden zu überbrücken; und ich war immer dankbar für den Aufruhr, der die ersten Streifen der Morgendämmerung ankündigte, wenn die Bewohner sich rührten, um sich auf den Weg zu ihren Feldern zu machen, bevor die Vögel ihre Raubzüge auf die schweren roten Büschel des reifenden Getreides begannen. Wenn dann das Licht kam, ließ ich mich auf meinem Campingstuhl nach draußen stellen, solange die Luft noch vergleichsweise kühl war, um die Keile und wogenden Linien von Störchen und Pelikanen zu beobachten, die ihren Weg über den friedlichen Himmel flügelten – vor dessen blassem, grünlich-blauem Hintergrund, erhellt von schwachen karmesinroten Streifen, sich ihre rhythmisch gleitenden Gestalten abhoben, obwohl es unten noch dämmrig war –, bevor die feurige Sonne alles in einen einzigen gleißenden Glanz verwandeln würde,

während sie den Fluss hinauf oder hinunter ihre Futterplätze zwischen den verschiedenen kleinen Seen an seinem Lauf wechselten. Die Tage waren weniger öde als die gefürchteten Nächte.

Unter anderen Quellen der Ablenkung pflegte ich oft Hamisi nach seinen Erfahrungen unter den Leuten von Kere zu befragen. Er beschrieb mir die bereits erwähnte Schlacht, an der er teilgenommen hatte. Alle Einwohner waren in der Stadt versammelt, nachdem die Nachricht von einer Frau über das Herannahen der angreifenden Streitmacht herbeigebracht worden war. Die kampfbereiten Männer warteten, bis der in Schlachtordnung vorrückende Feind nur noch einen Steinwurf von ihren Toren entfernt war; nachdem er seinen Kriegern verkündet hatte, dass ihr Tag gekommen sei, um zu siegen oder zu sterben, führte Labugo, Speer und Schild in der Hand, den Angriff auf den siegesgewissen Feind mit solchem Erfolg an, dass die Angreifer unter großem Gemetzel in die Flucht geschlagen wurden. Dieser Bericht steigerte Labugo in meiner Achtung sehr und bewies, dass er in seinem Charakter ebenso verschieden war wie in seiner Erscheinung vom herkömmlichen Typ des fettleibigen, selbstsüchtigen afrikanischen Monarchen, grausam und feige; und obwohl er anderen in seiner Gier nach Geschenken ähnelte, mit der er mich ziemlich bedrängte, konnte ich nicht umhin, Respekt für diesen großen, aktiven und furchtgebietenden Wilden zu empfinden.

Hamisi stellte mir auch einen leutseligen alten Mann vor, den er seinen Vater nannte und mit dem ich durch die Übersetzung seines Adoptivsohnes ein interessantes Gespräch führte. Ich fand durch ihn heraus, dass diese Leute wenig oder nichts über das Land jenseits ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wissen. Die kleinen, voneinander getrennten Stämme, mit denen es so kurios bevölkert ist, stehen meist in Feindschaft zueinander und misstrauen sich stets gegenseitig, sodass es wenig Kommunikation außer innerhalb der engsten Grenzen gibt. Er erzählte mir, sie glaubten, dass im Norden ein Stamm von Kannibalen lebe, aber der einzige Beweis, den sie hätten, sei das Zeugnis einer Frau, die von dort weggelaufen war und ihren Weg nach Kere gefunden hatte, wo sie seither ihr Zuhause hatte. Er erklärte, wie sie ihre Opfer fesselten, während er die Methode zu meiner Belehrung demonstrierte, indem er seine Beine im Sitzen anzog, die Knie gegen sein Kinn und die Waden gegen seine Oberschenkel, während er gleichzeitig seine Arme um seine zusammengekauerten Beine schlang. In dieser Position wurden sie lebendig in riesige Töpfe gesteckt, Wasser hineingegossen und Feuer darunter angezündet. Ich sagte ihm, ich dächte, die Geschichte sei wahrscheinlich von der Frau aus Groll gegen die Leute erfunden worden, denen sie entkommen war; aber er glaubte sie offensichtlich. Er gab mir auch einen Bericht über eine große Überschwemmung, die sich am Fluss ereignet hatte, als das Wasser fast bis zu ihrem Kraal reichte, der auf recht hohem Grund liegt, und Hütten, Vieh und menschliche Körper mit sich riss.

Die Männer, einschließlich dieses alten Herrn und oft sogar Labugo selbst, pflegten täglich mit dem Vieh hinauszugehen, um es während des Grasens vor Räubern zu schützen. Sie besaßen einiges, zweifellos teils dank ihres jüngsten Sieges über ihre eindringenden Nachbarn und des daraus resultierenden Raubes des Viehbestandes der besiegten Feinde. Dies war indirekt vorteilhaft für mich, da ich in der Lage war, Milch zu kaufen, ein seltener Luxus in Zentralafrika und die einzige Nahrung, die ich während des ersten Monats meiner Krankheit zu mir nehmen konnte; tatsächlich sehe ich nicht, wie ich es ohne diese möglicherweise hätte schaffen können.

Ich hielt es für notwendig, spezielle Kalebassen zu beschaffen, in die meine Portion gemolken werden sollte, da ich die Milch sonst nicht trinken konnte. Die universelle Methode zur Reinigung des Gefäßes, in das eine Kuh gemolken wird, besteht bei den meisten zentralafrikanischen Stämmen darin, es verkehrt herum über ein brennendes Holzstück einer besonderen Art zu halten, wodurch der Rauch, der besonders stechend

ist, eingeschlossen wird und das Gefäß ihn absorbiert. Er verleiht der Milch dann sein stechendes Aroma, das einem nach dieser Behandlung manchmal regelrecht die Kehle brennt. Die Besitzer der Kühe weigerten sich, sie in Zinn- oder Geschirrteile europäischer Herstellung zu melken, mit der Behauptung, ihre Milch würde dann versiegen; aber ich überwand die Schwierigkeit, indem ich neue Kalebassen beschaffte, die immer zur Melkzeit zusammen mit der Bezahlung für die Milch geschickt und danach gewaschen wurden. Ein weiterer Luxus, den ich hier kaufen konnte, war Kaffee; und zwar sehr guter Kaffee. Er wird hier nicht angebaut, sondern von einigen Eingeborenen bezogen, die in den Hügeln nicht weit entfernt leben und mit denen die von Kere auf Besuchsfuß stehen. Er kann nicht sehr weit entfernt wachsen, da er so billig ist; wenn welcher zum Verkauf gebracht wurde, kaufte eine Perlenschnur fast so viel Kaffee wie Hirse. Er wird in der Kirsche getrocknet, aber mein Koch reinigte ihn leicht durch Stampfen in einem Holzmörser. Die Eingeborenen all der kleinen Stämme rund um das Kopfende des Sees lieben ihn sehr, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, welches Vergnügen sie daran finden können, ihn so zu trinken, wie sie ihn zubereiten. Der Kaffee wird, so wie er in der trockenen Kirsche ist, ohne Rösten stundenlang gekocht und der heiße Absud getrunken. Ich vermute, er muss eine stärkende Eigenschaft haben, aber er schmeckt wie schmutziges Wasser.

Ich gab mir besondere Mühe herauszufinden, ob von den Leuten von Kere und den angrenzenden Distrikten Sklaverei praktiziert oder Sklavenhandel betrieben wird. Aber alle Informationen, die durch meine in verschiedene Richtungen angestellten Nachforschungen zutage gefördert wurden, bewiesen, dass keiner der Stämme rund um das Kopfende des Sees solche Bräuche hat. Mir wurde von allen Seiten versichert, dass sie nicht einmal ihre Feinde versklaven, und ich wurde zu der Annahme geführt, dass sie den Tauschhandel mit Menschen missbilligen. Ich denke, wenn dort ein solcher Handel betrieben würde, hätte ich unweigerlich davon gehört, wie ich es in anderen Teilen Zentralafrikas getan habe – bis hin dazu, dass ich manchmal selbst gefragt wurde, ob ich kaufen wolle. Was jedoch als stärkster Beweis dafür erscheint, dass hier nicht einmal Haussklaverei existiert, ist die Tatsache, dass Hamisi frei war und gut behandelt wurde. Nachdem er vor etwa acht Jahren als kleiner Junge in Reshiat zurückgelassen worden war, war er unter dem Druck einer Hungersnot weitergewandert, bis er in Kere Zuflucht fand. Hier war er von dem bereits erwähnten alten Mann adoptiert worden, der ihn nicht nur ernährt, sondern ihn mit gleichbleibender Güte wie seinen eigenen Sohn behandelt hatte, von jenem Tag an bis zu meiner Ankunft.

Labugo kam mich manchmal besuchen. Er langweilte mich eher, wenn ich krank war, da er meist kam, um zu betteln. Wäre er unterhaltsam gewesen, hätte ich mich über seine Gesellschaft gefreut, da ich für alles dankbar war, was die Zeit vertrieb; aber er war nicht mitteilsam und lächelte nie. Dennoch versuchte ich immer, angenehm zu ihm zu sein, da es wichtig war, in gutem Einvernehmen zu bleiben. Er zeigte ein gewisses Interesse an meinen Fortschritten, und als er mich das erste Mal nach dem Missgeschick sah, riet er mir dringend, ich solle ein Schaf oder eine Ziege schlachten lassen und das Blut als Medizin trinken. Da ich glaube, dass Blut abführend wirkt, mag es in dieser Hinsicht nützlich sein, mangels anderer Heilmittel; aber ich dachte, ich könnte die gleichen Ergebnisse mit weniger unangenehmen Medikamenten erzielen, also lehnte ich es ab, von seinem Rat Gebrauch zu machen.

In Ermangelung jeglicher chirurgischer Hilfe musste die Heilung meiner Wunden der Natur überlassen werden, die auf eine gesunde Konstitution einwirkte und durch Sauberkeit sowie Wasserverbände unterstützt wurde, während meine Rippen von selbst zusammenwachsen mussten. Wochenlang schlief ich kaum, und es vergingen zwei Monate, bis ich in irgendeiner anderen Position als auf dem Rücken liegen konnte. Manchmal bereitete mir selbst das solche Qualen, dass ich die ganze Nacht über in einer

sitzenden Haltung gestützt werden musste; aber ohne Kissen oder Polster oder einen Lehnstuhl wurde ich bald zu wund, um auch das noch zu ertragen. Dennoch schritt der Heilungsprozess allmählich voran; das Loch in meinem Arm hatte sich ohne Komplikationen geschlossen, und obwohl der Muskel nicht ganz eben zusammenwuchs, da die durchtrennten Teile etwas verschoben waren, war er etwa in der Mitte des zweiten Monats verheilt. Meine Seite bereitete mehr Schwierigkeiten, da die inneren Verletzungen eine Vereiterung mit starkem Ausfluss und all den unangenehmen Folgen verursachten, was durch die drückende Hitze bei Tag und Nacht, die mit fortschreitendem Jahr zunahm, besonders quälend wurde.

Gegen Ende des ersten Monats war ich des eingeschlossenen Lagers in Kere so überdrüssig und hatte eine solche Sehnsucht nach einem Tapetenwechsel, dass ich – da ich mich so weit besser fühlte, um das Getragenwerden zu ertragen – beschloss, zurück zum See gebracht zu werden. Auf meiner Reise hierher hatte ich im Distrikt Reshiat einen sandigen Rücken mit ein paar vereinzelten Bäumen bemerkt, der den See an einer Stelle überblickte, wo er offenes Wasser bot; und ich sehnte mich danach, dort zu sein, in der luftigeren Lage, mit dem Blick auf das Meer und den Vögeln und dem Wild, die mich interessieren würden. Außerdem hoffte ich, bald in der Lage zu sein, etwas für den Topf zu schießen, und seien es nur Tauben; denn ich begann die Notwendigkeit von etwas Gehaltvollerem als einer Milchdiät zu spüren, um meine verbrauchten Kräfte zu regenerieren und meine abgemagerten Glieder wieder aufzufüllen. Ich erklärte Abdulla meine Pläne und sagte ihm, ich sei zuversichtlich, dass ich viel schneller wieder auf die Beine käme, wenn ich nur an die Ufer des Bassu zurückkehren könnte; so wurde eine Trage vorbereitet und zwölf der besten Träger eingeteilt, um mich in Ablösungen von jeweils zwei Mann an einer langen Stange zu tragen. Sie verrichteten ihre Aufgabe höchst eifrig und geschickt; wir brachen am 5. Februar auf und erreichten den Platz, an dem ich zu lagern beabsichtigte, früh am Morgen des 8. Jahrhunderts. Das Gros der Karawane sollte vorerst im Lager von Kere bleiben.

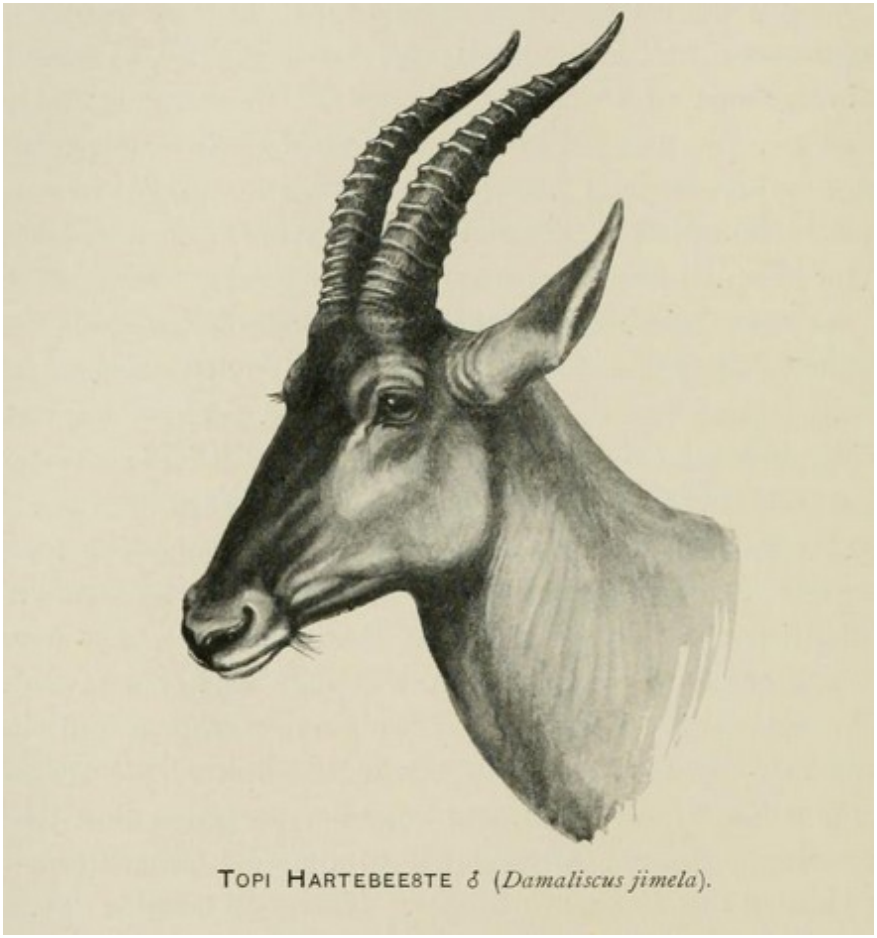
Zuerst fühlte ich mich so viel besser, dass ich in der Lage war, langsam ohne Hilfe zu gehen, und schaffte es sogar, ein paar Tauben mit meinem Kleinkalibergewehr zu schießen – eine Leistung, auf die ich immens stolz war. Dann versuchte ich mich, im Übermut meiner Kräfte, an einer ehrgeizigeren Aufgabe: Früh an einem Morgen gelang es mir in Begleitung des treuen Juma, der das .303er trug, in weite Schussdistanz zu einem Topi zu kommen, und ich schaffte es sogar, ihn mit dem zweiten Schuss zu erlegen, sehr zu meiner Freude. Doch die Anstrengung war zu viel für mich, und ich erlitt einen Rückfall. Ich lebte hier wieder in meinem Zelt, mit nur dem unzulänglichen Schatten, den ein kleiner Baum vor der brennenden Sonne bot. Schlimmeres Fieber als je zuvor stellte sich ein, begleitet von heftiger Ruhr, was mich um einen weiteren vollen Monat zurückwarf. Doch etwa am Ende des zweiten Monats nach dem Unfall war ich wieder gut auf dem Weg der Besserung. Zu dieser Zeit hatte ich mir auf dem höchsten Teil der Anhöhe eine gute, luftige Hütte bauen lassen, mit anderen kleinen Gebäuden in der Nähe; eines für meinen Koch, ein anderes als Badezimmer und einen Schuppen für die Vorräte, die nach und nach aus Kere herbeigeholt werden sollten.

Ich nannte dies das „Genesungslager“, denn hier machte ich stetige Fortschritte ohne weitere ernsthafte Rückfälle; und ich fühlte mich darin wirklich sehr wohl, trotz einiger Nachteile, insbesondere der Moskitos und anderer Insektenplagen. Während der Tagesstunden ließen einem die Fliegen keine Ruhe, und kaum wurde es dunkel, tauchten die Moskitos auf, es sei denn, es wehte eine steife Brise – diese hatte jedoch die unglückliche Angewohnheit, meist mit der Sonne unterzugehen. Wenn ich es dann wagte, Licht auf meinem Esstisch zu haben, füllte sich das Essen bald mit winzigen Fliegen und kleinen runden gelben Käfern. All diese Insekten wurden im sumpfigen Rand des Sees ausgebrütet. Das Land war arm an Insektenleben, was am Mangel an Blumen lag; es gab

nur sehr wenige Schmetterlinge, und diese nur von den gewöhnlichsten Arten, und keine einzige Biene war zu sehen. Infolge des Fehlens Letzterer produziert dieses Land natürlich keinen Honig, obwohl es mir gelang, ein wenig von sehr minderwertiger Qualität zu bekommen, der, wie man mir sagte, aus den Hügeln stammte.

Doch ungeachtet dieser kleinen Unannehmlichkeiten war ich während der zwei Monate, die ich in diesem Lager verbrachte, glücklich genug. Ich konnte selbst hier täglich Milch bekommen, obwohl ich gezwungen war, aus Kere mitgebrachtes Getreide im Tausch dafür zu geben, da diese Leute sich nicht viel aus Handelswaren machen und, wie bereits erklärt, meist an Nahrungsmangel leiden. Die Knochen, die den Rücken auf einer Meile oder mehr in der Nachbarschaft ihrer Kraals übersäen, zeugen von der Zahl ihres Viehs, bevor die schreckliche Seuche vor etwa sechs Jahren die Herden Zentralafrikas dezimiert hatte. Ein weiterer Luxus, den ich hier hatte, waren Eier. Es gibt nur ein oder zwei Kraals (in Bumi), in denen die Eingeborenen ein paar Hühner halten, und ich kaufte alles auf, was ich bekommen konnte, und legte einen eigenen Geflügelhof mit etwa zehn winzigen Hennen und einem Hahn an. Diese hielten mich mit ihren drolligen kleinen Eiern versorgt und boten mir zudem ein gewisses Maß an Interesse. Sie legten nie mehr als zehn oder zwölf Eier, bevor sie brüten wollten, begannen aber bald wieder damit, wenn man sie daran hinderte, diesem Instinkt nachzugeben; was mich jedoch am meisten an ihnen faszinierte, war, dass sie in der Regel nach dem Legen nie gackerten – tatsächlich gab es nur eine einzige, die das jemals tat. Ich hatte jede Gelegenheit, diese Besonderheit zu beobachten, da viele von ihnen in meiner Hütte zu legen pflegten. Dies schien mir eine recht eigentümliche Tatsache zu sein und mag beweisen, dass diese kleinen Hühner näher mit den wilden Stammvätern der Rasse verwandt sind als unsere europäischen Rassen. Der Hahn wurde mir durch sein fröhliches Krähen lieb, das das Herannahen der willkommenen Dämmerung und das Ende der mühsamen, bedrückenden Nacht verkündete.

Während der Zeit, in der ich hier war, gab es mehrere schwere Gewitter. Ich vermutete, dass diese die Vorboten der Regenzeit seien, die etwa im April eintreffen sollte; aber sie waren so ziemlich die gesamte Regenzeit, die wir in jenem Jahr erlebten. Wahrscheinlich war dies eine außergewöhnlich dürftige Regenmenge, selbst für dieses Land; aber es kann kein Zweifel bestehen, dass das Klima ein sehr trockenes ist, was sowohl durch das Aussehen des Landes und die Dürftigkeit seiner Vegetation als auch durch die Tatsache bewiesen wird, dass die Eingeborenen feststellen, dass sich Ackerbau nur im feuchten Boden nahe am Wasser lohnt.



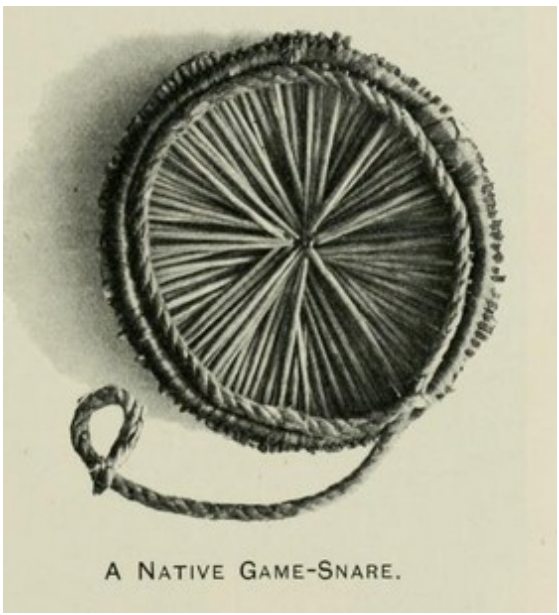
TOPI HARTEBEESTE ♂ (*Damaliscus jimela*).

Diese Gewitter, von denen ich gesprochen habe, brachten einen Hauch von grünem Gras auf dem offenen Gelände um mein Lager hervor – „das Land schwitzte grün“, wie ein Zulu es ausgedrückt hätte. Hinter mir lag ein breites, ebenes Tal, das von meinem Rücken überblickt wurde, und in diesem pflegten sich die Topi-Antilopen gegen Abend oder am frühen Morgen zu sammeln. Es waren manchmal buchstäblich Tausende, die Ebene war auf einer Meile oder mehr mit ihnen bedeckt, gesammelt in einer einzigen enormen Herde. Während des März schienen alle Kühe gekalbt zu haben, und ich genoss es, den Kapriolen der Trupps von hellrehbraunen Kälbern zuzusehen, die flink auf und ab rannten und sich gegenseitig zwischen der Herde jagten. Ein- oder zweimal hatte ich die Gelegenheit, einen Kampf zwischen zwei Bullen mitzuerleben. Zwischen den Runden stehen sie ein wenig voneinander entfernt und tun so, als nähmen sie keine Notiz voneinander; dann plötzlich, wie von einem gleichzeitigen Impuls instinktiv getrieben, stürzen sie aufeinander zu und gehen auf die Knie, während ihre Köpfe zusammenprallen. Nachts pflegten die Topis ganz nah an mein Lager heranzukommen, und ich habe morgens ihre Fußspuren im Umkreis von fünfzig Yards um meine Hütte gesehen und sie oft in der Nacht grunting und niesen hören. Es gab auch eine gute Anzahl von Grant-Gazellen in der Umgebung und ein paar Zebras. Letztere waren während des Tages selten zu sehen, aber in Mondnächten konnte ich manchmal die Staubwolken ausmachen, die sie beim Wälzen aufwirbelten, und das Schreien des Grevy-Zebras war dann ständig zu hören. Die Gazellen setzen ihre Kitze offenbar etwas später als die Topis. Ein paar Giraffen finden sich ebenfalls (die den gesamten See entlang nach Süden fehlen), und ich sah oft eine kleine Gruppe von Straußen, wenn ich in der Kühle des Abends einen Spaziergang machte. Der Laut des Straußenhahns wird gemeinhin als Brüllen bezeichnet; aber in meinen Augen ist „Trommeln“ eine treffendere Beschreibung, und meine Männer pflegten zu sagen, der Strauß „schlage seine Trommel“; es hat eine gewisse Ähnlichkeit, in vergrößertem Maßstab, mit dem Kullern eines Truthahnhahns. Ich konnte keine Ähnlichkeit mit der Stimme des Löwen feststellen, an der es zu Vergleichszwecken nicht mangelte, da sie zu dieser Zeit fast jede Nacht hörbar war. Ein

weiterer vertrauter Laut, der oft sein Volumen zur nächtlichen Musik hier beisteuerte, war das sonore Brüllen der Flusspferde im See.

Da das Wild so nah war, war ich mit zunehmender Kraft in der Lage, Fleisch zu beschaffen, selbst innerhalb der begrenzten Reichweite meiner frühmorgendlichen Spaziergänge, deren Länge ich allmählich ausdehnen konnte, wobei ich mit den ersten Streifen der Dämmerung aufbrach und gewöhnlich zurückkehrte, bevor die Sonne sehr heiß wurde. So konnte ich im Allgemeinen eine Grantii für meine Vorratskammer schießen und ein oder zwei Topis für meine Männer, wann immer ich wollte. Es war erstaunlich, welch stärkende Wirkung die Fleischdiät auf mein geschwächtes System hatte, mit fast magischer Schnelligkeit. Ich hatte vergeblich versucht, unseren Nachbarn ein Schaf oder eine Ziege abzukaufen; so wenig schätzen sie Handelsartikel, die dem Herzen eines Wilden gewöhnlich teuer sind (oder überhaupt irgendwelchen persönlichen Schmuck), dass sie nicht dazu bewogen werden konnten, eines zu verkaufen, obwohl sie beträchtliche Stückzahlen besitzen.

Ich wagte es nun nicht mehr, ein anderes Gewehr als das .303er zu benutzen, aus Angst vor dem Rückstoß des Schwarzpulvers – selbst meine treue alte .450er war nun dauerhaft beiseitegelegt – und ich lernte die wunderbare Kraft und das angenehme Schießen dieses winzigen Kalibers so schätzen, dass ich nie wieder eines meiner anderen benutzen wollte. Das Fehlen von Rückstoß und Rauch ist ein solcher Trost, und die tödliche Wirkung des langen, dünnen Projektils, das mit so enormer Geschwindigkeit vorgetrieben wird, ist für jedes Tier so vollkommen ausreichend, dass ich nie zu dem Lärm und den anderen unangenehmen Gewohnheiten der altmodischen Waffen zurückkehren wollte. Sein einziger Nachteil ist der tückische Mechanismus des Magazins. Natürlich konnte ich selbst kein Gewehr tragen und nur aus einer sitzenden Position schießen; aber der treue Juma begleitete mich immer und kroch sogar beim Anpirschen an meinen Fersen, bereit, es mir im letzten Moment in die Hände zu geben, nachdem ich in Reichweite gekommen war. Es ist wahr, dass er meine Geduld durch seine unbezwingbare Angewohnheit, Gewehr oder Glas verkehrt herum oder mit der linken Hand zu reichen, oft schwer auf die Probe stellte, was besonders ärgerlich ist, wenn die Augen auf den Bock geheftet sind, und umso mehr schmerzt, als man unter solchen Umständen seinen Gefühlen nicht durch Kraftausdrücke Luft machen kann; aber er war frei von einem höchst nervtötenden Fehler vieler Gewehrträger: Er blieb nie zurück.



A NATIVE GAME-SNARE.

Ein weiterer Vorteil, den ich dadurch gewann, dass ich wieder Wild erlegen konnte, betraf das Licht. Es gab ein oder zwei unter den Mitgliedern meiner Karawane, die gelegentlich,

wenn die Bedingungen günstig waren, ein schläfriges, ahnungsloses Nashorn erlegen konnten; aber wilderes Wild, besonders im Offenen, lag selten innerhalb ihrer schießsportlichen Fähigkeiten. Folglich war während meiner langen Krankheit der Vorrat für meine primitive Lampe zur Neige gegangen. Nun waren die Topis immer fett, und Feruzi erwarb nach einigen Experimenten die Kunst, ihren harten Talg in Kerzen zu verwandeln, wobei er ein großes, hohles Rohr, das der Länge nach gespalten war, als Form benutzte. Bienenwachs ist, wo verfügbar, ebenfalls geeignet; aber es ist nicht leicht zu bekommen, selbst in Honigdistrikten, da die Eingeborenen es immer mit herunterschlucken.

Ich erlangte um diese Zeit mehrere schöne Trophäen; und obwohl ich es mir nie erlaubte (noch würde es mir Vergnügen bereiten), etwas zu schießen, das nicht benötigt wurde, war die Bewegung und die Abwechslung, gelegentlich den Fleischvorrat aufzufüllen und gleichzeitig Trophäen zu erlangen, eine willkommene Abwechslung in der Monotonie meines Lebens hier während des langsamen Prozesses der Genesung, und ich hätte für diesen Zweck an keinem besseren Ort campen können. Es war ebenfalls während der Zeit der Genesung, dass ich das Glück hatte, Exemplare meiner neuen Kuhantilope zu sichern. Ich hatte gehofft, ein junges Topi lebend zu fangen, um es an die Küste zu bringen, da die El Gume ziemlich viele mit Schlingen fangen; aber obwohl ich jeden Preis für eines bot, konnten sie sich nie dazu durchringen, auf das Festmahl zu verzichten, wann immer ein Opfer gefangen wurde. Die Schlinge besteht aus gedrehten Hautstreifen, die genau wie der „Nackenriemen“ zum Jochen von Ochsen in Südafrika geflochten sind, mit einer Laufschlinge an jedem Ende. Eine Vorrichtung wie ein kleines Rad ohne Nabe, mit einer übermäßigen Anzahl von Speichen (die am zur Mitte zeigenden Ende geschärft sind), wird über ein kreisförmiges Loch gelegt, das in einen Pfad oder Wechsel gegraben wurde, der häufig vom Wild benutzt wird, und auf den äußeren Rand davon wird die Schlaufe des einen Endes der Schlinge gelegt, während am anderen ein Klotz befestigt ist. Tritt eine Antilope auf diese Falle (die mit Gras usw. abgedeckt ist), geht ihr Fuß durch die Mitte des Rades; die zusammenlaufenden Speichen halten sich an ihrem Fesselgelenk fest und verhindern, dass die Schlinge abrutscht, bis diese festgezogen ist. Dann stürmt sie davon, während der Klotz neben oder hinter ihr hergezerrt wird und aufschlägt, wobei sie abwechselnd kurze Sprints macht und sich dem Klotz entgegenstellt, den sie nicht abschütteln kann, bis sie erschöpft eine leichte Beute für den Fallensteller wird. Diese Leute scheinen nicht zu fischen; und die einzige Art von Fisch, die meine eigenen Männer hier jemals fingen, war gelegentlich ein Wels. Ein Monster dieser Art wog 38 Pfund und war 3 Fuß 6 Zoll lang.

Ein merkwürdiges Phänomen zog oft meine Aufmerksamkeit auf sich, während ich hier lebte. Der vorherrschende Wind auf dem See kam, wie bereits bemerkt, aus dem Südosten; aber wann immer er auf Norden drehte, was gelegentlich für einen Tag geschah und böiges Wetter sowie die bereits erwähnten Gewitter brachte, wurde der See auf Meilen hinaus mit treibenden Inseln verschiedener Größe übersät, auf einigen von ihnen wuchs hohes Gras oder Schilf. Dies sind offensichtlich Massen von Wasserunkraut, die durch die starke nördliche Brise von großen schwimmenden Vegetationsbetten losgerissen werden, die sich an der Flussmündung bilden. Sie bieten einen höchst merkwürdigen und malerischen Anblick, wie sie über die weite Wasserfläche nach Süden driften; aber bei der Rückkehr der vorherrschenden südlichen Winde werden sie alle wieder am nördlichen Ende angestaut und geben das Wasser wieder frei.

Einer der Eingeborenen, der mich auf meiner unglückseligen Jagd am 11. Januar begleitet hatte, war ein Mkwavi, obwohl er unter den El Gume in Bumi lebte. Er war ein recht netter Kerl, kam oft zu mir und bekundete große Freundschaft. Er sagte, sein Vater sei ein Freund von Graf Teleki gewesen, als jener große Reisende auf seiner denkwürdigen Reise hier war, auf der er diesen See entdeckte und benannte, und er betrachtete es als eine

Pflicht, die er geerbt habe, „der Hund des weißen Mannes“ zu sein, wie er es ausdrückte. Lekwari (so sein Name) bestätigte durch sein eigenes Zeugnis das, was ich bereits aus dem Zeugnis der abgestorbenen Bäume und Büsche entnommen hatte, die mehr oder weniger untergetaucht im See stehen und von denen einige in großer Entfernung vom Ufer sichtbar sind. Er sagte, dass zur Zeit, als Teleki hier war, ein großer Teil dieser Ecke des Sees trocken war und dass das, was in jenen Tagen Ackerland war, nun unter Wasser stehe, wodurch die Fläche des feuchten Bodens, der für den Anbau von Nutzpflanzen geeignet ist, eingeschränkt wurde. Dies erklärt den Unterschied zwischen der gegenwärtigen Gestalt dieses Endes des Sees und Von Höhnels Karte dieses Teils. Während unserer Plaudereien pflegte er mich mit Geschichten über fabelhafte Elefanten zu quälen, gegen deren Stoßzähne jene, die ich hier in der Nähe auf meinem Weg herauf geschossen hatte, gar nichts waren! Er verglich ihre Dicke mit seinem Brustumfang und deutete auf die zentralen Pfosten, die den Firstbalken meiner Hütte stützten, als Hinweis auf ihre Länge, wobei er behauptete, dass die Besitzer dieser monströsen Stoßzähne aufgrund deren Gewichts nicht in der Lage seien, ihre Köpfe vom Boden zu heben oder gar zu rennen! Obwohl ich diesen Geschichten kaum Glauben schenkte, kann man sich wohl vorstellen, wie ich unter meiner Gefangenschaft litt, wenn ich mit solchen Verlockungen gefüttert und versichert wurde, dass diese und zahllose andere Elefanten nun die Ufer des Sees direkt südlich von Reshiat bevölkerten. Ein paar Elefanten kamen in einer Mondnacht sogar ganz nah an meinem Lager vorbei. Meine Männer wollten, dass ich auf sie schieße; aber ich sagte, dass ich noch nicht stark genug sei, um es wieder mit Elefanten aufzunehmen, und dass ich es bei meinem ersten Versuch vorziehen würde, sie bei Tageslicht anzugreifen. Zwei grasten noch immer in der Ebene, als ich zu Bett ging.

NATIVE BOXES MADE FROM ELEPHANT TUSKS.

Tatsächlich hatte ich, obwohl ich eine Zeit lang ungeduldig darauf hingefiebert hatte, bald wieder an die Arbeit zu gehen, schließlich widerwillig erkannt, dass all meine Pläne, weiter in die unbekannten Regionen nördlich und westlich des Bassu vorzudringen, für diese

Reise aufgegeben werden mussten; aber ich meinte es so ernst und war durch meinen Rückschlag so wenig entmutigt, dass ich mich damit amüsierte, Pläne für eine weitere Reise in größerem Maßstab zu entwerfen und Listen von Artikeln zu erstellen, die für die nächste Expedition bereitgestellt werden sollten. Solche Beschäftigungen halfen, die Zeit zu vertreiben, die oft recht schwerfällig verging, da ich wenig zu lesen hatte – und was ich hatte, war schon immer und immer wieder gelesen worden. Aber ich fand vieles, was mich interessierte, selbst ohne meine Hütte zu verlassen, indem ich die Vögel beobachtete, die von meiner Tür aus zu sehen waren. Schwärme der kleinen, langschwänzigen, bärtigen Tauben suchten gerne draußen auf dem Boden nach Futter, einige kamen bis ganz an die Tür heran, wenn ich mich still hielt. Die rosaroten Bienenfresser, deren Angewohnheit, auf der großen Trappe (Pauw) zu reiten, ich bereits erwähnt habe, waren sehr zahlreich, während ihre „Kamele" recht häufig waren. Eines Tages schrieb ich folgendes in mein Tagebuch: – „Sah einen Vogel, der mir neu ist, offenbar ein Storch. Ein Paar von ihnen jagt vor meiner Hütte. Sie sind tiefschwarz mit weißem Bauch. Einer der rosafarbenen Bienenfresser benutzte einen von ihnen als Reittier, in der gleichen Weise, wie ich es sie oft bei der großen Trappe tun sah; er versuchte es einmal beim anderen, aber dieser wollte sich nicht reiten lassen." Ein Schwarm der schönen Heiligen Ibisse suchte häufig in der Umgebung meiner Hütte nach Nahrung, und Seidenreiher begleiteten oft meine Esel beim Grasen.

So verging die Zeit, und ich begann fast zu glauben, die Wunde in meiner Seite würde niemals heilen; aber schließlich, drei Monate nach meinem Unfall, besserte sie sich so weit, dass ich beschloss, den Aufbruch nach Süden zu wagen, heil oder nicht. Mit großer Mühe hatte Abdulla einen ausreichenden Vorrat an Nahrung angesammelt, um uns durch die Wüste zu bringen. Er hatte vergeblich alle umliegenden Distrikte versucht: Nirgendwo sonst war eine Ration zu bekommen, und selbst in Kere war das Angebot so zurückgegangen, dass wir kaum mit dem Verbrauch Schritt halten konnten. Unter diesen Umständen würden wir, wenn wir länger zögerten, bald dazu reduziert werden, unseren Vorrat aufzuessen, so dass es wichtig war, aufzubrechen, solange dieser noch intakt war. Dementsprechend ließ ich unser gesamtes Hab und Gut aus Kere herüberschaffen, das Elfenbein ausgraben und machte alles bereit für den erneuten Marsch. Die Nahrung und das Elfenbein wurden gewogen und in Lasten von geeigneter Größe für Träger und Esel aufgeteilt (ein Esel trägt die Last von zwei Männern), und alle anderen Notwendigkeiten wurden für den Transport angepasst, während die Packsättel der Esel und anderes Packzeug überprüft und geflickt wurden.

Die Schwierigkeit, unsere Nahrungseinkäufe abzuschließen, war durch die Ankunft einer großen Suaheli-Handelskarawane aus dem Turkana-Land westlich des Sees erheblich vergrößert worden. Da Kere praktisch der einzige Markt in der Nachbarschaft war, mussten diese Händler dorthin ziehen, um Vorräte zu holen, und da der Distrikt so begrenzt war, verursachte ihre Konkurrenz sofort Knappheit und höhere Preise. Glücklicherweise hatten wir bereits einen guten Vorrat zur Hand und benötigten nur wenig mehr. Andererseits konnte Abdulla von ihnen einige prächtige Esel für mich kaufen, die höchst nützlich waren, um den Platz einiger zu ersetzen, die wir verloren hatten, und unsere Truppe von Packtieren zu ergänzen. Diese Esel (von denen sie eine große Anzahl hatten) waren in Turkana gekauft worden, wo sie reichlich vorhanden sind. Sie sind von hellgelblicher Farbe und sehr stark und ausdauernd, aber viele von ihnen extrem wild und mühsam zu bepacken. Sie sind zweifellos nahe Verwandte des Wildesels. Da ihr eigenes Land ein sehr trockenes ist, leiden sie nicht so schnell unter Durst; tatsächlich scheinen sie weniger Wasser zu trinken als andere Esel und verstehen es, in den sandigen Flussbetten mit ihren Füßen danach zu graben.

Diese Karawane stand unter der Führung eines Belutschen und war bereits etwa zwei Jahre von der Küste weg. Solche Karawanen setzen sich aus einer Reihe von Händlern

zusammen, jeder mit seinen eigenen Waren, Trägern usw. Sie schließen sich für gegenseitige Hilfe und Schutz auf langen Expeditionen zusammen. Der Elfenbeinhandel wird vom Anführer durchgeführt, wobei jeder Händler Waren im Verhältnis zu seinem Reichtum in den allgemeinen Vorrat einbringt und der Erlös danach in gleichen Anteilen aufgeteilt wird. Einer dieser Männer, der früher ein Askari in einer Karawane der I.B.E.A. Co. gewesen war, mit der ich Jahre zuvor unterwegs war, und der sich an mich erinnerte, schickte mir als Geschenk eine schöne fette Ziege. Dies war das uneigennützigste Geschenk, das ich je von einem Afrikaner erhielt, denn der Geber wusste, dass es keine Möglichkeit für ein Treffen gab und er folglich keine Gegenleistung erhalten konnte.

Durch den glücklichsten Zufall schloss sich die letzte Spur der Öffnung in meiner Seite – die sich hartnäckig geweigert hatte zuzuwachsen, solange die innere Wunde ungeheilt blieb – endgültig an genau dem Tag, an dem Abdulla mit dem letzten Teil unserer Besitztümer aus Kere eintraf; und zu meiner unermesslichen Erleichterung wurde ich etwas mehr als drei Monate nach Erhalt der Verletzungen äußerlich wieder ganz heil. Ich war immer noch schwach, und meine ramponierte Brust und Seite waren wund und steif; aber ich fühlte mich so weit gesund, dass ich nicht nur zuversichtlich war, bis zur Küste laufen zu können, sondern ich beschloss, ein paar Tage vorausgegangen, während Abdulla hier mit dem Haupttross wartete, nach Lekwaris Monster-Elefanten Ausschau zu halten.

Nachdem ich meinem Anführer die Anweisung gegeben hatte, hier zu bleiben, bis er Nachricht von mir erhielte, um dann sofort mit der Karawane zu folgen, brach ich schließlich am 17. April aus meinem Genesungslager auf – nicht ohne ein gewisses Bedauern, seine gewohnten Annehmlichkeiten zu verlassen. Trotz vieler Nachteile hatte ich dort viele Vorzüge genossen und fühlte mich dem nun vertrauten Ort dankbar, an dem ich meine Kraft so weit wiedergewonnen hatte.

Kapitel XV: RÜCKKEHR ZUM RUDOLFSEE (Fortsetzung)

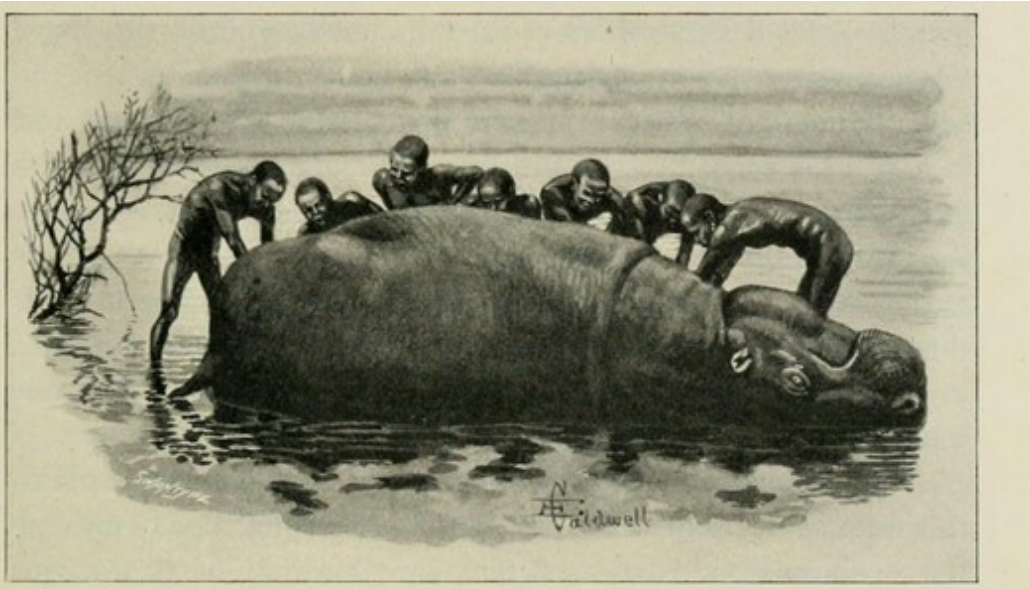
Neuorganisation der Karawane — Fahnenflucht und Enttäuschung — Eine Flusspferd-Schule — „Ein Tag der Demütigung" — Mein unhandliches Sammlungsstück — Ein Problem für Wissenschaftler — Eine Elefantenjagd — Die Belohnung der Geduld — Raubgier eines Geiers — Erlegung eines Veteranen — Der Stoßzahn eines Patriarchen — Transportplanung — Eine amüsante Studie — Herstellung von „Biltong" — Eine triumphale Schau — Klärung einer Ehrenpforte — Eine vermeintliche Härte — Behandlung der Träger — Ankunft der Karawane.

Meine Expedition war, so klein sie auch sein mochte, mit der Aussicht ausgerüstet worden, mindestens zwei Jahre unterwegs zu sein; daher verfügte ich über Überschüsse an Perlen, Patronen usw., die zurück an die Küste zu tragen zwecklos gewesen wäre. Diese überflüssigen Lasten ließ ich in der Obhut von Lekwari zurück, wofür ich eigens eine kleine Hütte in seinem Kraal errichtete. Ich schärfte ihm ein, mich nicht vor Ablauf von zwei Jahren zurückzuerwarten. Indem ich mein Reisegepäck auf das Notwendigste für den Rückmarsch reduzierte – einschließlich eines möglichen Aufenthalts von zwei bis drei Monaten in El Bogoi –, blieben mir nach Zuteilung aller Lasten mehrere Ersatzträger übrig. Unser Proviant, bestehend aus etwa dreißig Lasten Mehl, sowie das kleinere Elfenbein, Perlen und Munition konnten auf die Esel geladen werden. So blieben für die Träger nur die schweren Stoßzähne, meine persönlichen Habseligkeiten und Sammlungsstücke.

Wäre meine Jagd nicht so plötzlich beendet und meine Reise abgebrochen worden, hätte ich sicher mehr Elfenbein angesammelt, als wir hätten transportieren können. In diesem Fall hätte ich spezielle Pläne schmieden müssen: etwa zwei Etappen zu einem Punkt südlich des Bassu-Sees, um dort ein Depot zu errichten und Hilfe von der Küste

anzufordern. Obwohl uns solche „erfreulichen“ Schwierigkeiten erspart blieben, war ich dennoch bestrebt, so viel mitzunehmen, wie meine kleine Truppe tragen konnte. Ich wollte keine Männer mit „leeren Händen“ (wie man sagt) marschieren lassen. Worauf ich hinauswill: Um meine Karawane so sinnvoll wie möglich zu beladen, war es notwendig, noch einige Lasten Elfenbein zu beschaffen.

Lekwaris Seemannsgarn war nicht ohne Wirkung auf mich geblieben, so übertrieben es auch sein mochte. Ich brannte darauf, selbst zu sehen, wie viel Substanz hinter seinen farbenfrohen Schilderungen phänomenaler Stoßzahnträger steckte. Es war mir eine große Genugtuung, dass ich bereits zwei oder drei sehr feine Zähne (deutlich über 100 Pfund) erbeutet hatte, bevor der Unfall die Jagd stoppte. Da ich das gesamte Elfenbein meiner vorherigen Reise verkauft hatte, wäre es eine bittere Enttäuschung gewesen, ohne eine einzige wirklich vorzügliche Trophäe an die Küste zurückzukehren. Doch auch wenn dieses schmähliche Scheitern bereits abgewendet war, hegte ich die Hoffnung, noch weitaus prächtigere Stücke zu finden.



ROLLING HIPPO TO SHORE.

"In order that the men might have the full benefit of the meat, I camped close by; and they enjoyed themselves to their hearts' content, rolling the carcases over and over up the gently shelving shore to the water's edge, and there cutting them up."

(From a Photograph by the AUTHOR.)

Es war jedoch ein schlechtes Omen für den Wahrheitsgehalt von Lekwaris Erzählungen, dass er uns bereits zwei Stunden nach dem Aufbruch an den letzten Kraals heimlich verließ. Wir sahen ihn nie wieder. Zwei weitere Führer, die wir dort anheuerten, waren ebenso enttäuschend; nachdem sie uns ein Stück weit geführt und dabei etwas vom direkten Kurs abgebracht hatten, gelang es ihnen weder, uns frische Fährten zu zeigen, noch Informationen über das gesuchte Wild zu geben. Tatsache ist, dass diese Leute keine Jäger sind. Da sie selbst kein Wild töten können, haben sie kaum Interesse an dessen Verfolgung und sind dabei nutzlos, obwohl sie nur zu gern bereit sind, das Fleisch zu essen. Ich ließ die beiden daher ihres Weges ziehen und beschloss, der Route unserer Hinreise zu folgen, in der Hoffnung, weiter vorne auf Spuren zu stoßen. An diesem Tag sah ich viele Exemplare der kleineren Trappenart, ähnlich der gewöhnlichen Trappe Südafrikas – ein Vogel, dem ich in Äquatorialafrika selten begegnet bin.

Am nächsten Morgen erreichten wir nach einer halben Stunde unseren alten Pfad wieder. Nach weiteren zwei Stunden sah ich eine Schule von Flusspferden im flachen Wasser nahe dem Seeufer. Da meine Männer nach Fleisch lechzten – Flusspferdfleisch wird von den

Suaheli hochgeschätzt – und mein Koch dringend Fett benötigte, beschloss ich, eines zu schießen. Der Wind, der vom See her wehte, begünstigte mich, und ich konnte mich im Schutz des Schilfs am Ufer anpirschen. In der Verwirrung nach dem ersten Schuss konnte ich nicht sagen, ob ich getroffen hatte, und feuerte daher auf ein zweites Tier. Das tat mir später leid, denn als die übrigen geflohen waren, sah man das erste Tier tot im Wasser liegen. Ich war gezwungen, auch das zweite zu erlegen, sowohl weil es verwundet war als auch weil es direkt neben dem ersten stand und die Männer sich sonst nicht herangetraut hätten. Es handelte sich um einen Bullen und eine Kuh, die jedoch leider beide nicht fett waren. Damit die Männer den vollen Nutzen aus dem Fleisch ziehen konnten, schlug ich das Lager direkt daneben auf. Sie amüsierten sich prächtig dabei, die Kadaver über das sanft ansteigende Ufer bis an den Rand des Wassers zu rollen und sie dort zu zerlegen. Nachdem sie sich alles genommen hatten, was sie wollten, bot der Ansturm der Geier – zwei oder drei Arten hatten sich eingefunden, vermischt mit einigen Marabus – einen denkwürdigen Anblick. Man sah nichts als eine wirre Masse aus düsteren Federn und schlagenden Flügeln, die sich über dem Platz türmte, während hier und da ein grotesker Marabut, groß und feierlich, mit aufgeblähtem Kehlsack pompös danebenstand.

Sobald ich beschlossen hatte zu lagern, schickte ich Juma zur Erkundung voraus. Wir hatten gestern Spuren entlang unseres Pfades gesehen, und ich hielt es für wahrscheinlich, dass Elefanten in der Nähe sein könnten. Nach nur zwei Stunden kehrte er mit der Nachricht zurück, dass er tatsächlich Elefanten gesehen hatte, wie sie in hohem Wassergras am Seeufer fraßen und tranken. Gemäß meinen Anweisungen hatte er sich nicht genähert, aber aus der Ferne fünf gezählt. Das ihm am nächsten stehende Tier identifizierte er als Bullen mit guten Zähnen; im langen Gras könnten sich noch weitere verborgen haben. Obwohl ich den Marsch bisher gut überstanden hatte, fühlte ich, dass ich für diesen Tag genug getan hatte – zwischen dem Marsch und dem Stehen mit meiner Kamera, um Aufnahmen von den Männern beim Rollen der Flusspferde zu machen. Ich verschob die Elefantenjagd daher auf den nächsten Morgen.

Der 19. April ist in meinem Tagebuch als „Ein Tag der Demütigung“ überschrieben. Ich hatte beschlossen, die gesamte Karawane wie auf einem normalen Marsch mitzunehmen, anstatt nur meine Gewehrträger. Da ich immer noch schwach war, war es wichtig, so nah wie möglich am Geschehen zu lagern. Da wir ohnehin dem Ufer folgen mussten, bis wir die Elefanten oder ihre Tränkstelle fanden, hielt ich es für besser, alles Gepäck dabeizuhaben, um nach der Jagd einen möglichst kurzen Weg zu haben. Wir brachen um fünf Uhr auf, der Stunde des ersten dämmerigen Lichts, und sahen nach einer halben Stunde einen Elefanten, der sich schwarz im Wasser nahe dem Ufer abhob. Ich schickte die Karawane ein Stück zurück und ließ sie bei einigen „Suaki“-Büschen mit der strengen Anweisung, absolut still zu sein. Dann ging ich mit Juma, der das .303er trug, und Squareface mit meiner Kamera hinterher. Mit der Kamera kam ich nie zum Schuss, und der Schuss mit dem Gewehr war ein Versager!

Der Elefant – wir sahen nur diesen einen großen Bullen – war inzwischen aus dem See gekommen und schlenderte langsam durch den offenen Busch. Eine Gruppe weißer Kuhreiher ritt in malerischem Kontrast zur dunklen Masse auf seinem Nacken und Kopf. Als er in ein dichteres Buschwerk eintrat, nahmen wir seine Fährte auf. Die Sonne war gerade aufgegangen und blendete uns. Es war mein erster Versuch an einem Elefanten seit meiner schweren Verletzung, und ich war nicht so ruhig wie gewohnt. Diese Rechtfertigungen führen zur Beichte: Als wir den Bullen wiedersahen, war ich – obwohl der Busch nicht so dicht war, wie ich es früher gewohnt war – zu voreilig. Ich feuerte, ohne auf eine wirklich gute Chance zu warten oder so nah heranzugehen, wie ich es früher getan hätte. Die Folge war, dass ich ihn wohl nur schlecht traf, obwohl ich erst glaubte, der Schuss sei tödlich gewesen.

Der Elefant rannte direkt in ein großes Dschungelgebiet, das sich hier am Ufer erstreckte. Es war jenes eigentümliche, dichte Dickicht, das ich bereits bei der Jagd im Seya-Tal beschrieben habe – hauptsächlich bestehend aus einer Pflanze, die in salzhaltigen, feuchten Lagen wächst und eine undurchdringliche, fast solide Vegetationsmasse bildet. Ich war nicht in der Stimmung, in dieses Dickicht zu stürmen, aber indem wir den Rand umgingen, konnten wir uns zwischen dem Wasser und dem Buschwerk vorarbeiten. Der Dschungel war nicht sehr hoch, aber es gab keinen Baum, von dem aus man eine Übersicht gehabt hätte. Auf einem kleinen Erdhügel stieg ich auf Jumas Schultern und konnte über das Dickicht blicken. Da stand mein Bulle in der Mitte; sein Rücken und Kopf ragten heraus. Er stand allein, aber weiter hinten sah ich die Stirnpartien von etwa zwanzig anderen Tieren, die in einer Gruppe beisammenstanden – offenbar wachsam, nach außen gewandt und mit erhobenen Rüsseln die Luft prüfend. Ich versuchte alles, um den einsamen Bullen zu treffen, ohne direkt unter ihn kriechen zu müssen, konnte aber selbst von einem Parallelpfad aus nur die Oberseite seiner Stirn sehen.

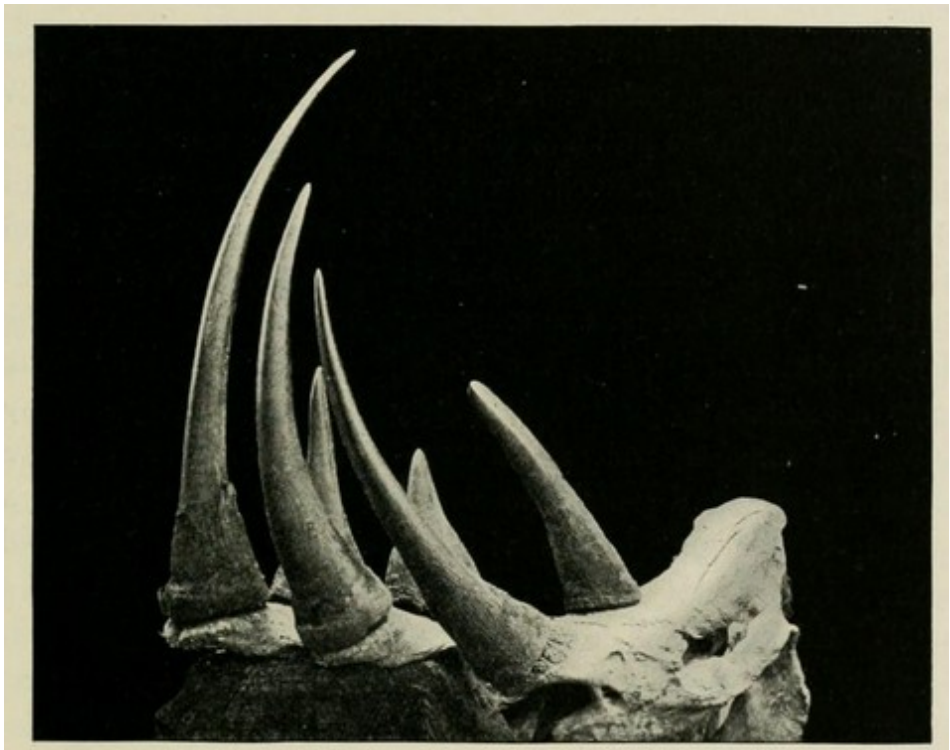
Ich schämte mich; es war demütigend, besiegt zu werden. Schließlich nahm ich all meinen Mut zusammen und kroch – ich gebe zu, es gefiel mir ganz und gar nicht – durch einen schmalen, überwachsenen Pfad bis auf weniger als zehn Schritte an ihn heran. Der Wind stand günstig. Ich setzte mich in meinen „Tunnel“ und konnte die Hinterfüße des Elefanten und ein Stück des Beines sehen, sonst nichts. Da nichts anderes möglich war, beschloss ich, ihn wenigstens bewegungsunfähig zu machen, und feuerte auf das Hinterbein knapp oberhalb des Gelenks. Kaum hatte ich abgedrückt, drehte ich mich mit einer Wendigkeit, die ich mir gar nicht mehr zugetraut hätte, um und rannte durch den Tunnel den Pfad hinunter, um aus dem Weg zu gehen. Es war mein Glück, dass ich keine Zeit verlor; denn das Tier drehte sich um und kam direkt auf mich zu – mein Schuss hatte das Bein offenbar nicht gebrochen. Über die Schulter blickend sah ich das riesige Tier im Laufschritt hinter mir herkommen. Geschwächt durch den Unfall, die Wunde gerade erst verheilt und die rechte Seite noch steif, konnte ich nicht schnell rennen. Ich gab mein Bestes und bog scharf nach rechts ab. In diesem Moment hörte ich jenes furchtbare, schrille Trompeten hinter mir – jener Laut, der eine unmittelbar bevorstehende Vernichtung ankündigt. Ich warf mein Gewehr zur Seite, duckte mich hinter etwas Gestrüpp, stolperte dabei und versteckte mich eine Minute lang, bis ich sicher war. Der Elefant war nach links in den Hauptpfad abgebogen und in Richtung der Herde verschwunden. Meine Männer tauchten wieder auf, während ich mein Gewehr aufhob, und wir gingen zurück, um meinen Hut zu suchen.

Es stellte sich heraus, dass sie aus ihrem Versteck am Tunneleingang gesehen hatten, wie der Elefant an ihnen vorbei in meine Spur einschlug. Es war kein Blut auf der Fährte; das ist bei einem so kleinen Geschoss nicht ungewöhnlich. Ich schickte in den nächsten Tagen mehrmals Männer zurück, in der Hoffnung, dass Geier den Kadaver verraten würden, aber es wurde nichts gefunden. Den Rest der Herde konnte ich nicht mehr angehen, ohne ihnen den Wind zu geben oder direkt in sie hineinzulaufen. Letzteres wollte ich heute nicht mehr riskieren; meine Nerven waren dafür nicht in Form. Es wäre purer Leichtsinn gewesen, in meinem Zustand die Schicksalsgöttinnen weiter herauszufordern.

Niedergeschlagen kehrte ich zur Karawane zurück. Nach einem solchen Misserfolg neigt man dazu, sich mit Ausreden zu trösten: War nicht Rücksicht auf meine Verfassung geboten, nachdem ich drei Monate lang an den Wunden gelitten hatte, die mir eines dieser Tiere zugefügt hatte? Dies war der härteste Vormittag, den ich bisher gewagt hatte, und ich war gegen Mittag erschöpft, als ich mich unter einem „Suaki“-Busch niederließ – der wie üblich von lästigen schwarzen Ameisen wimmelte, aber willkommenen Schatten bot. Eine heiße Waschung und etwas Essen taten mehr für meine Stimmung als alle Selbstjustfertigungsversuche. Dass ich keine schlimmen Nachwirkungen spürte und

abends ein herzhaftes Essen aus Flusspferdherz genießen konnte, stellte mein Vertrauen in meine Ausdauer wieder her.

Am folgenden Tag machten wir nur einen kurzen Marsch und lagerten nahe der Stelle, an der ich auf dem Hinweg den Schädel der Nashornkuh vergraben hatte. Er war unberührt und nun völlig sauber. Er war zu schwer für uns, also ließ ich ihn in einem Baum festbinden, damit die Hauptkarawane ihn später aufnehmen konnte. Ich war entschlossen, ihn an die Küste zu bringen, koste es, was es wolle. Ich dachte, er könnte für Naturhistoriker in England von Interesse sein, wegen dem, was Von Höhnel über diese kleine Varietät gesagt hatte. Nur wer die Schwierigkeiten des Transports in Zentralafrika kennt, wo keine Radfahrzeuge genutzt werden können, kann ermessen, was es bedeutet, solch schwere Stücke durch nahrungsloses Land zu befördern. Er thronte auf einem der Packesel zwischen zwei Lasten Mehl bis nach Mombasa. Da er in London jedoch nicht als besonders interessant eingestuft wurde, behielt ich ihn selbst. Ich bin überzeugt, dass dieses Nashorn lediglich eine kleine lokale Variatät ist. Ich bin mir so sicher, wie es ein unwissenschaftlicher Beobachter nur sein kann: Es gibt in ganz Ost-Äquatorialafrika nur eine Spezies von Nashorn (*Rhinoceros bicornis*).



RHINOCEROS SKULLS AND HORNS.

The longest horn of the three measures 40 inches on front curve.

Man fragt sich natürlich, warum das Nashorn dieser Gegend so viel kleiner ist als seine Artgenossen weiter südlich. Zuerst wollte ich es auf die Sterilität dieser ariden Region schieben. Aber warum nährt sie dann so gewaltige Elefanten? Diese sind keineswegs unterdimensioniert; im Gegenteil, ich halte sie für die größten Afrikas, sowohl was den Körper als auch das Gewicht der Stoßzähne angeht. Es scheint fast so, als ob die Bedingungen diese beiden Tiere im umgekehrten Verhältnis beeinflussen. Während das Nashorn im Süden (laut dem renommierten Jäger Selous) größer wird, sind die dortigen Elefanten im Durchschnitt kleiner gewachsen. Hier liegt ein Problem vor, das unsere Wissenschaftler durch die Untersuchung der Knochenstruktur vielleicht klären können.

Eine halbe Stunde nach dem Aufbruch am nächsten Morgen sahen einige der hinteren Männer zwei Elefanten am Seeufer. Wir an der Spitze hatten sie nicht bemerkt; vielleicht

bewegten sie sich so, dass sie erst sichtbar wurden, nachdem wir den Sichtpunkt passiert hatten. Jedenfalls befanden wir uns unglücklicherweise bereits an einem Punkt, von dem aus der Wind direkt auf sie zu wehte. Ich schickte die „Safari" zurück und ging mit meinen beiden Gewehrträgern auf sie zu. Die beiden großen Bullen kamen gerade aus dem Wasser, und an ihrem schnellen Schritt entlang des Ufers sah ich, dass sie unseren Wind bekommen hatten und auf dem Rückzug waren. Bevor wir ihre Fährte kreuzten, waren sie bereits in den Dornbäumen eines trockenen Flussbettes verschwunden. Da sie sich vom See weg in den Busch wandten, schickte ich Squareface zurück, um das Lager im Schatten der Bäume aufschlagen zu lassen. Dann sollte er prüfen, ob weiter vorne Anzeichen für weitere Elefanten vorlagen, während ich mit Juma der Spurt der beiden Bullen folgte.

Ich war froh, heute nur Juma bei mir zu haben, da der andere Mann mich manchmal nervös machte. Da ich nur noch eine Waffe trug (.303), reichte ein Begleiter. Wir stiegen einen langen Hang hinauf und blickten in ein breites, flaches Tal mit dichten Dornbüschen. Ich vermutete, dass das Wild dort stehen würde. Bevor wir die Ebene erreichten, sah ich eine rötlich-braune Erhebung über dem Buschwerk. Hätte ich nicht gezielt gesucht, hätte ich sie für einen Ameisenhaufen gehalten; doch bei genauem Hinsehen erkannte ich die Ohren und Rückenpartien unserer beiden Elefanten. Sie standen zusammen in einem dichten Dornendickicht von mehreren Hektar Größe. In der Ebene angekommen, konnten wir sie nicht mehr sehen und fanden keinen Weg, uns von der Leeseite her zu nähern. Ich war entschlossen, dieses Dickicht nicht zu betreten; die Büsche waren mit bösartigen Haken-Dornen bewaffnet, die jede Bewegung außerordentlich mühsam gemacht hätten.

Ich erklärte Juma, dass ich heute „poli-poli" – also vorsichtig und behutsam – jagen wolle, was er voll unterstützte. Wir zogen uns zu einem der kaminartigen Ameisenhaufen zurück und warteten. Da sie nicht sehr beunruhigt waren, hoffte ich, dass sie sich in eine günstigere Position bewegen würden. Schließlich näherten sie sich dem Rand des Dickichts und traten ins Freie. Ich wartete geduldig, bis sie stehen blieben. Hinter einem Ameisenhaufen fand ich eine gute Schussposition. Ich traf den größeren Bullen mitten auf die rechte Schulter. Als sie fliehen wollten, traf ich seinen Gefährten in die Hüfte und lähmte ihn. Der erste rannte zurück, stand eine Minute lang still und stürmte dann plötzlich in unsere Richtung, um mitten im Lauf umzukippen und auf den Rücken zu rollen, die Beine in die Luft gestreckt. Doch während wir uns noch gratulierten, stand er wieder auf. Was passiert war (ich habe das schon öfter gesehen): Mein Schuss hatte den Knochen weit oben gespalten; er brach nicht sofort, aber als das Tier rannte, knackte das Gliedmaß weg und verursachte den Zusammenbruch. Beide waren mir nun ausgeliefert. Da das .303-Geschoss so winzige Wunden reißt, dauert es eine Weile, bis ein großer Bulle stirbt, selbst wenn er tödlich getroffen ist. Beide hatten feine Stoßzähne; ich schätzte sie auf jeweils eine volle Trägerlast.

Juma und ich waren hocherfreut. Auf dem Rückweg mit den beiden Schwänzen als Trophäen fühlte ich mich dank des Jagderfolgs kaum erschöpft. Ich war besonders froh, dass keine Überlebenden geflohen waren, um die Elefanten weiter vorne zu warnen. Unser Lagerplatz war heute besonders angenehm. In dem großen Dornbaum, unter dem mein Zelt stand, befand sich ein Gänsepest. Auf dem Hinweg hatte ich die Gans darauf gesehen; bei meiner Rückkehr saß ein Geier darin. Ich ahnte Schlimmes. Ein Mann kletterte hinauf: Der Geier hatte das einzige Ei der Gans verspeist, die durch unser Lagern vertrieben worden war. Ich vermute, dass Gänse ihre Eier ständig bewachen müssen, um sie vor der Raubgier der Geier zu schützen.

Ich schickte Juma nachmittags zurück, um Fett und ein Stück Herz zu holen. Er fand den großen Bullen fett, den kleineren jedoch in schlechter Verfassung. Ich bezweifle, dass man

einem Elefanten von außen ansieht, ob er fett ist.

Squareface hatte berichtet, dass er die Fährte eines oder zweier einzelner Bullen in der Nähe eines unserer früheren Lagerplätze in einiger Entfernung gefunden habe, und auch, dass die Herde, bei der ich meine Chance so kläglich vertan hatte, in der vergangenen Nacht hier in der Nähe getrunken habe. Da ich wusste, dass er ein schlechter Beurteiler von Fährten war, schenkte ich der letzteren Information nicht viel Glauben; aber ich beschloss jedenfalls, das Lager nicht eher zu verlegen, bis ich sicher war, dass wir keine Elefanten in der unmittelbaren Umgebung zurückließen. Da ich mich am Morgen nach dem für mich derzeit recht anstrengenden Tag nicht viel schlechter fühlte, brach ich gegen 5.30 Uhr mit Juma und Smiler auf, um vor uns nach frischen Fährten zu suchen, während ich Squareface in die entgegengesetzte Richtung mit demselben Auftrag schickte. Wir gingen fast bis zu unserem nächsten Lagerplatz, fanden aber keine Fährte, nicht einmal vom Vortag, abgesehen von denen der zwei bereits erlegten Bullen; so kehrte ich früh ins Lager zurück, im Gefühl, dass ich heute, mangels Nachrichten über Elefanten in der Nähe, etwas Ruhe brauchte. Da Squareface, der erst gegen 13 Uhr zurückkehrte, berichtete, dass unsere Herde ganz in ihre früheren Reviere zurückgekehrt sei, verbrachte ich den Rest des Tages ruhig im Lager. Da ich Abdulla bereits angewiesen hatte, mit der Karawane zu folgen, beschloss ich, nicht wieder zurück in Richtung Reshiat zu gehen, sondern zu dem Lager weiterzuziehen, wo ich verabredet hatte, auf ihn zu warten, in der Hoffnung, in jener Gegend noch einen Bullen zu erwischen, um bereit zu sein, unsere Reise fortzusetzen, wenn meine Leute mich einholten.

Während dieser letzten Nacht hier gab es Geräusche und Knalle wie von brechenden Bäumen und ein Plätschern am Ufer des Sees; deshalb schickte ich am Morgen nach dem Packen meine Gewehrträger am Ufer entlang, um zu sehen, ob es frische Elefantenfährten gäbe. Es fanden sich jedoch keine Anzeichen dafür, sodass ich schloss, es müssten Flusspferde gewesen sein, die meine Ruhe gestört hatten. Infolge dieser Verzögerung kamen wir erst etwas später als gewöhnlich weg, aber es war kein langer Marsch bis dorthin, wo ich zu lagern beabsichtigte; und als wir bis auf etwa eine Meile an den Ort herangekommen waren, kreuzten wir die Fährte von drei Elefanten, die in geringem Abstand voneinander zum Wasser hinuntergegangen waren: zwei große Bullen und eine Kuh.

Ich war bei meiner letzten Jagd, nur von Juma begleitet, so erfolgreich gewesen, dass ich beschloss, heute dieselbe Taktik anzuwenden, in der Hoffnung, dass unser Glück anhalten würde; so erhielt Squareface das Kommando über die „Safari“ mit dem Befehl, das Lager am vereinberten Ort aufzuschlagen und alles für meine Rückkehr gemütlich vorzubereiten. Als wir die Fährte aufnahmen, stellten wir fest, dass die Elefanten nach dem Trinken vom See zurückgekehrt und landeinwärts gezogen waren. Die Spuren schienen ganz frisch zu sein; und nachdem wir ihnen ein kurzes Stück gefolgt waren, kamen wir an die Stelle, wo die Elefanten gestanden und sich am Fuße eines Ameisenhaufens eingestaubt hatten. Als wir darüber hinaus über recht offenes Gelände blickten, bekamen wir sie weit voraus auf dem Kamm eines niedrigen, offenen Rückens zu Gesicht, offenbar beim Fressen. Es waren ihrer vier, die sich wie riesige Sphinxe gegen den Horizont abhoben. Der Wind wehte damals von uns zu ihnen, also machten wir uns an einen weiten Umweg, um auf die Leeseite von ihnen zu gelangen, obwohl sie derzeit noch zu weit weg waren, um uns zu wittern; aber bald wurde der Wind unbeständig, legte sich manchmal ganz, und wir hielten inne, um zu sehen, aus welcher Richtung er sich schließlich einpendeln würde. Nach einer Weile kam er auf – erst in Böen, aber schließlich als eine gute, steife, stetige Brise – aus dem üblichen Südosten. Dies war für uns genau günstig, also gingen wir weiter und gelangten ohne Schwierigkeit oder Risiko, unser Wild zu beunruhigen, bis auf zwei- oder dreihundert Meter heran und warteten erneut zur Erkundung.

Bis zu diesem Punkt hatte es genügend dünnes Buschwerk gegeben, um unseren Anmarsch zu decken, gerade genug, um jedes Risiko auszuschließen, auf diese Entfernung von solch kurzsichtigen Kreaturen gesehen zu werden. Ich hatte während all meiner Elefantenjagden in Zentralafrika noch nie welche in so offenem Gelände gesehen; und es war das erste Mal in meiner Erfahrung, dass ein Pferd hätte benutzt werden können. Die Elefanten standen nun still, fast in einer Reihe, einer hinter dem anderen, aber im rechten Winkel zu uns. Ich betrachtete sie durch mein Glas. Die drei Bullen waren alle kapitale Kerle mit prächtigen Stoßzähnen. Die des ersten waren lang und weiß; der zweite, der ein sehr altes Aussehen im Gesicht hatte, schien sogar noch längere Stoßzähne zu haben, wenn auch nicht so weiß; der dritte war die Kuh mit unbedeutendem Elfenbein; während die Zähne des vierten am dicksten von allen erschienen, wenn auch kürzer als die der anderen.

Das Gelände zwischen uns und ihnen war so offen und bar jeglicher Deckung für ein Heranpirschen, abgesehen von ein paar sehr kargen, dünnen und niedrigen Flecken verkümmerten Busches, dass ich dachte, wir könnten nicht in bequeme Schussweite gelangen, und hoffte, sie würden in günstigeres Gelände weiterziehen. Da sie aber, nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, immer noch unbeweglich blieben, beschloss ich zu versuchen, näher heranzukommen, damit der Wind nicht nachließe oder drehte; denn das Wetter sah unbeständig aus. Eine leichte Senke ausnutzend und tief geduckt, gelang es mir unter Anwendung größter Vorsicht, erfolgreich einen kleinen Schirm aus kahlen, halbdurchsichtigen Zweigen zu erreichen, von dem aus ein weiteres Herankommen ohne bemerkt zu werden unmöglich schien. Was ich nun von den Stoßzähnen des zweiten Bullen sehen konnte, steigerte meinen Ehrgeiz, sie zu besitzen. Obwohl sie teilweise durch einen dünnen Strauch direkt davor verdeckt waren, konnte ich den Umriss des mir am nächsten gelegenen nachzeichnen, und er schien bis zum Boden zu reichen! Aber nachdem ich versucht hatte, von diesem Punkt aus gut zu zielen, fühlte ich mich unzufrieden, da ich nicht verwunden und verlieren wollte, und kroch auf Händen und Knien trotz unzähliger winziger Dornen bis auf vielleicht fünfzig Meter heran. Von dort aus hatte ich eine gute Sicht; und da ich immer noch unentdeckt geblieben war, indem ich mich dicht am Boden hielt und dabei so weit wie möglich solche Stöcke und Grasbüschel nutzte, die als Schutz dienten, war die Gefahr der Entdeckung, solange ich mich still hielt und der Wind hielt, vorbei. Der alte Veteran, auf den ich es abgesehen hatte, bot nun ein gutes Ziel, breitseits stehend, aber leicht mir zugewandt. Ich zielte ruhig und verpasste ihm einen Schuss mitten durch die Schulter. Er rannte nur ein kurzes Stück, erhielt eine weitere Kugel auf dem Rückzug und brach dann zusammen, um nie wieder aufzustehen.

Das war sehr zufriedenstellend. Die anderen, unverletzt und nicht wissend, was los war, standen wieder knapp jenseits seines am Boden liegenden Kolosses neben einigen stattlichen, belaubten Suaki-Büschen. Ich riskierte, dass der gefallene Bulle wieder aufstehen könnte – eine nicht unwahrscheinliche Möglichkeit – und kroch im Schutz seines Kadavers heran. Das Glück war mit mir: Genau derjenige, den ich wollte – nämlich jener, den ich für den zweitbesten hielt – trat so weit unter den Bäumen hervor, dass er mir die Gelegenheit gab. Als er seitlich stand, erkannte ich ihn sofort als denjenigen wieder, der ganz vorne gestanden hatte, als ich sie zum ersten Mal begutachtet hatte, und auch er erhielt eine tödliche Wunde; aber ich konnte ihm keine weitere geben, als er davonlief, da das Gewehr wieder in die Sicherungsrast sprang – wie es seine ärgerliche Art in ungünstigen Momenten ist, obwohl es mir nie gelungen ist, es im ruhigen Zustand dazu zu bringen. Ich hatte es jedoch kaum wieder in Ordnung gebracht, als wir ihn inmitten einer Staubwolke in einer kleinen buschigen Senke kurz dahinter mit den Beinen in der Luft fallen sahen. Er kam wieder auf die Beine, war aber offensichtlich am Ende, und Juma wollte sofort den anderen beiden folgen; aber ich sagte nein, lassen wir uns bei unserem Motto „poli-poli“ bleiben und bringen wir diese beiden erst in Sicherheit. Er lag

jedoch bald zum letzten Mal am Boden, und wir gingen hinter den verbleibenden beiden her, von denen nur noch einer lohnenswert zu schießen war.

Als wir ihre Fährte über eine weitere leichte Anhöhe verfolgten, stellten wir fest, dass sie in ein flaches Tal mit einigen dickeren Buschpartien von nicht sehr großer Ausdehnung eingezogen waren. Mir war nicht wohl dabei, in dichtes Dickicht zu folgen; wir hielten jedoch eine Weile durch, und nachdem ich mich vergewissert hatte, welche Richtung sie eingeschlagen hatten, ging ich auf den niedrigen Rücken, der das Tal säumte, um es zu überblicken. Bald machte ich ein Ohr in einem dichten Fleck unter einem großen „Suaki" aus, aber noch während wir schauten, zogen sie weiter. Parallel zum Tal dahingehend, erblickten wir sie nach und nach wieder von einem der kleinen Hügel aus, die eine gute Aussicht boten, wie sie erneut in ähnlicher Position unter einem anderen Suaki-Baum standen. Sie hatten die Mitte eines besonders dichten Teils des Gestrüpps gewählt, mit hohen, dicht wachsenden, belaubten Büschen ringsum. Es war nicht weit von offenem Gelände auf der gegenüberliegenden Seite entfernt, aber ich konnte von meinem vorteilhaften Punkt aus sehen, dass es nicht möglich sein würde, einen Schuss abzugeben, ohne ganz nah heranzukriechen. Verglichen mit Dickicht, das ich früher ohne Zögern durchquert hatte, war dies nicht schlimm, da die Büsche, aus denen es bestand, nicht dorniger Natur waren. Aber jetzt waren „meine Herzen zwei" – wie die Zulus sagen würden. Das eine erhob Einwände; aber das andere – beseelt vom eifrigen Geist des Jägers, der immer noch stark in mir war – ließ mich nicht davonkommen. Ich ging schließlich auf die andere Seite des Tals weiter zurück und betrat den Busch wieder gegenüber der Stelle, die ich mir markiert hatte.

Als ich näher kam, behauptete sich meine alte Form wieder, und mein Interesse konzentrierte sich gespannt auf die aufregende Verfolgung. Der Busch im Inneren war nicht so schlimm, wie er von außen gewirkt hatte. Mein Glück hielt an. Ich erblickte den Bullen durch Lücken im Gestrüpp; aber von der ersten Stelle aus, von der ich versuchte, einen Schuss abzugeben, konnte ich keine ausreichend klare Sicht erlangen, um mich zufriedenzustellen. Ich war entschlossen, heute keine hastigen, unsicheren oder verpfuschten Schüsse abzugeben, also kroch ich näher, bis ich eine ungehinderte Sicht auf die linke Schulter des großen Tieres hatte, in deren Mitte ich aus nächster Nähe eine meiner winzigen, bleistiftartigen Kugeln jagte. Ich setzte eine zweite von hinten nach, als er sich drehte, und in wenigen Sekunden hörten wir ihn mit Getöse fallen. Vorsichtig vorgehend, machte ich die Seite seines gewaltigen Bauches aus, die hervorstach, während er dalag. Er stand jedoch wieder auf und war nach einem zweiten Sturz erneut auf den Beinen; obwohl ich wusste, dass es nur an der Kleinheit des Geschosses lag, dass er – ein solch riesiges Tier – so lange zum Sterben brauchte, hielt ich es für barmherziger, sein Ende zu beschleunigen.

Ich hielt mich nicht lange damit auf, diesen letzten Preis zu bewundern, nachdem Juma ihm den Schwanz abgeschnitten hatte. Er hatte prächtige Stoßzähne, von ordentlicher Länge und dick; der dickere der beiden maß 1 Fuß 8,5 Zoll im Umfang direkt außerhalb der Lippe. Dann gingen wir zu den ersten beiden zurück, die wir bisher kaum eines Blickes gewürdigt hatten. Sie erwiesen sich etwa so, wie ich sie eingeschätzt hatte. Derjenige mit dem weißesten Elfenbein (der als zweiter getötet wurde) hatte Zähne, die kaum so dick wie die des letzten waren, aber ansonsten ebenbürtig. Der alte Kerl hatte sehr lange Stoßzähne, wenn auch etwas dünner als die anderen, der rechte war ziemlich abgenutzt, aber sein linker war der längste, den ich je geschossen hatte. Er hatte keine Haare am Schwanz: offensichtlich ein Patriarch. Dann war ich nicht unglücklich, mich zum Lager aufzumachen – glücklicherweise nicht sehr weit entfernt – denn ich war müde und wund, und die Sonne war extrem heiß. Ich war sehr zufrieden mit meinem Tagwerk am Vormittag. Ich hatte es in einer Weise vollbracht, die ich für fachmännisch hielt; ich hatte nicht viele Patronen verschwendet und mein Wild nach dem Treffer nicht weit

kommen lassen und vor allem keines verwundet, das entkommen wäre. Den vierten Elefanten hatte ich nicht den Wunsch zu schädigen.

Ich hatte nun fünf weitere Bullenelefanten größter Größe getötet, deren zehn schwere Stoßzähne ebenso viele meiner besten Träger erfordern würden – ein gutes Stück mehr, als ich „leere Hände“ hatte, so wie die Lasten derzeit verteilt waren. Es würde daher einiges an Planen und Tüfteln erfordern, um uns die Mitnahme dieser zu ermöglichen; und ich war entschlossen, sie mitzunehmen. Das Problem, wie zwei Dutzend Träger dreißig Lasten tragen sollten, hätte offensichtlich meine mathematischen Fähigkeiten überstiegen, wäre da nicht der glückliche Umstand gewesen, dass ich eine Reihe von Ersatzeseln hatte. Selbst so war es nicht so einfach, wie es scheinen mag; denn Esel können nur geeignete Lasten tragen und keinesfalls große Stoßzähne; zudem werden Polster usw. benötigt. Die Schwierigkeiten wurden jedoch schließlich überwunden, sodass genügend Männer übrig blieben, um all das schwere Elfenbein zu tragen, obwohl es am Ende dazu führte, dass eine Kiste Patronen unter einem Steinhaufen vergraben werden musste. Da diese jedoch in Blei eingeschlossen waren, freue ich mich darauf, sie bei meiner nächsten Reise noch in gutem Zustand vorzufinden; und ich bin mir ganz sicher, dass sonst niemand sie jemals finden wird.

ORYX ANTELOPE (*Oryx beisa*).
(From a Photograph by the AUTHOR.)

Um Material für die Herstellung zusätzlicher „Sogis“ (eine Art biegsamer Packtaschen) zu beschaffen, ging ich am nächsten Tag hinaus, um einige Häute zu ergattern. Als wir hier auf dem Hinweg vorbeikamen, wimmelte es von Wild; aber da das Veld nun sehr trocken war, während es weiter zurück junges Gras gab, hatte es sein Revier verlagert, sodass zu dieser Zeit kaum etwas in der Nachbarschaft war. Es gelang mir jedoch, das Gewünschte zu bekommen. Nur ein kurzes Stück vom Lager entfernt schoss ich einen einzelnen Oryx-Bullen, der sich als das feinste Exemplar herausstellte, das ich je erlegt hatte. Die Hörner messen 36 Zoll und 36,5 Zoll, was für diese Oryx-Art sehr gut ist, besonders bei einem Männchen. Aber die Haut eines alten Bullen ist zu dick, um ein gutes „Sogi“ abzugeben; nachdem ich also Männer gerufen hatte, um ihn zu häuten und das Fleisch hereinzutragen, ging ich weiter in der Hoffnung, etwas Geeigneteres zu finden. Weiter vorne sah ich vier junge „Topi“-Bullen im Offenen grasen. Glücklicherweise gab es jedoch auf der Leeseite in Schussweite etwas dünnes Buschwerk; durch einen Umweg war ich in der Lage, sie erfolgreich anzupirschen, und bevor sie sich definitiv entschieden

hatten, welche Richtung die sichere sei, um endgültig davonzulaufen, hatte ich drei von ihnen innerhalb von weniger als fünfzig Metern voneinander liegen. Den vierten ließ ich laufen, da er nicht benötigt wurde.

Ich hatte drei Männer bei mir, sodass mit einem Mann, der an jedem Bock arbeitete, die Häute bald entfernt und von einem von ihnen zurück zum Lager geschickt wurden, während ich den Umweg über den ersten meiner Elefanten von gestern machte, in der Hoffnung, mit meiner Kamera, die ich zu diesem Zweck mitgebracht hatte, eine Aufnahme von Geiern und Marabus bei der Arbeit am Kadaver zu machen. Sie hatten es jedoch noch nicht geschafft, sich einen Zugang durch die Haut zu verschaffen, und so kreisten sie nur umher und warteten auf Fäulnis, Raubtiere oder den Menschen, um ihr Festmahl beginnen zu können. Große Zahlen von ihnen waren jedoch in die Nähe gelockt worden, und die Zurschaustellung von Fleisch lockte viele um unser Lager herum, ebenso wie Krähenschwärme und mehrere Milane. Die Milane stießen ständig auf Fleischreste herab, und die Krähen bereiteten meinen Männern viel Ärger durch ihre Dreistigkeit bei Raubzügen auf die Girlanden aus Biltong, die zum Trocknen ausgebreitet waren.

Diese Letzteren bereiteten mir durch ihre drollige Art viel Vergnügen. Wie bei allen Krähen liegt eine komische Ernsthaftigkeit in ihrem Tun, die höchst amüsant zu studieren ist. Eine, kühner als der Rest, rückte durch abwechselnde Sprünge und Schritte bis auf ein oder zwei Zoll an ein Stück Fleisch heran; machte eine Finte; schaute sich wissend um; breitete in falschem Alarm ihre Flügel aus; ließ sich wieder vor dem verlockenden Bissen nieder und streckte schließlich den Hals aus und packte ihn mit einem plötzlichen Entschluss. Dann stürzten sich die anderen, die diesen abenteuerlustigen Gesellen von ganz nah beobachtet hatten, ermutigt durch seinen Erfolg, gierig darauf herab, und ein regelrechtes Gerangel entstand, bis ein Stock, den der empörte Besitzer des Fleisches unter sie schleuderte, alle mit Flügelschlagen davonjagte, um ein paar Meter entfernt zu warten, bis ein anderer Freiwilliger den Mut aufbrächte, den Versuch zu erneuern.

Am 26. schickte ich nach den Stoßzähnen der ersten beiden Bullen. Sie waren seit fünf Tagen geschossen, und ich wusste, dass das Elfenbein leicht herausgehen würde; und da die Karawane in ein oder zwei Tagen eintreffen sollte, wollte ich alles in Bereitschaft zusammenhaben. Aus diesem Grund war es notwendig, die Zähne der anderen drei am folgenden Tag zu ziehen, damit es später keine unnötige Verzögerung gäbe. Da sie frischer und so groß waren, bedurfte es einiges an Hacken, um sie herauszubekommen; aber sie wurden alle triumphierend hereingebracht, und als sie nebeneinander am Fuße des Baumes vor meinem Zelt ausgebreitet lagen, boten diese zehn prachtvollen Zähne einen großartigen Anblick. Abdulla und seine Leute hatten nur von der Erlegung der ersten beiden Elefanten gehört; als also die „Safari“ am frühen 28. eintraf, erregte die Reihe des prächtigen Elfenbeins regelrechte Begeisterung, und sie wurden mit eifrigem Interesse begutachtet und angehoben, während Abdulla selbst in bester Stimmung war.

Ich sollte erklären, dass alle besten Träger Stolz darauf setzen, das größte Elfenbein zu tragen, und es ist eine Ehrensache für alle führenden Träger, jeweils einen schweren Stoßzahn zugewiesen zu bekommen, wobei diesen an der Spitze der Karawane immer der Vorrang gegeben wird. Wenn also einem der besten Männer keine solche Last anvertraut würde, sähe er sich als herabgesetzt an. Auf diese Weise hatte mein „Kilangozi“ oder führender Träger (eine höchst wichtige Persönlichkeit) sofort den schwersten der Bumi-Stoßzähne als sein Recht in Besitz genommen; während einer der stärksten unter denen, die gewohnt waren, ihm an der Spitze zu folgen, etwas gekränkt gewesen war, nicht von Anfang an einen zugeteilt bekommen zu haben. Ich hatte ihm damals gesagt, dass ich hoffe, ein seiner würdiger Stoßzahn würde noch gefunden werden, und so war es mit beträchtlicher Genugtuung, dass ich ihm nun unter allgemeinem Gelächter die begehrte

Gunst erwies, indem ich auf den größten von allen deutete – noch ein paar Pfund schwerer als der gelbe, den der „Kilangozi“ trug – als seine Last.

Ich denke, dies zeigt, was für ein Unsinn es ist, von der Grausamkeit zu sprechen, Männer als Lasttiere zu benutzen, und wie absurd es ist, das Gewicht der Last eines Trägers durch lästige Vorschriften auf fünfzig oder sechzig Pfund oder ein ähnliches lächerliches Limit zu beschränken. Hier wetteiferten meine Männer eifrig miteinander um meine Erlaubnis, Stoßzähne zu schultern, die etwa ein Zentner wogen, und die Enttäuschten fragten mich in gekränktem Ton, wo denn ihr „Pembe“ (Horn) sei. Dies im Wissen, dass eine Reise von etwa siebenhundert Meilen vor uns lag, der größere Teil durch pfadlose Gebiete, über schroffe, mit scharfen Felsen übersäte Hügel, durch dorniges Gestrüpp und dickes Gras, oft über lange Strecken ohne Wasser, und alles unter der heftigen Hitze des Äquators. Sie erhalten keinen zusätzlichen Lohn für das Tragen dieser schweren Stoßzähne; und das einzige kleine Privileg, das sie genießen, ist, dass sie nie aufgefordert werden, ihre eigenen Rationen zu tragen, wie es die anderen manchmal für mehrere Tage tun müssen, und dass sie vielleicht beim Fleisch den Vorzug erhalten. Ihr Hauptlohn, auf den sie sich während der ganzen langen Reise freuen, ist der stolze Moment, wenn sie in Mombasa einziehen, festlich geschmückt mit wehenden roten Tüchern (ihr übliches Extra) und durch die Straßen marschieren mit ihren glänzenden weißen Lasten, um sich vor der bewundernden Menge zu zeigen. Männer, die nicht in der Lage sind, ohne jede Anstrengung oder Unannehmlichkeit eine weitaus schwerere Last als die autorisierte Regierungslast zu tragen, sind meiner Meinung nach ihre „Posho“ (Ration) als Träger nicht wert.

Dass es für gute Träger keine Härte ist, dies zu tun, mit dem Hinzufügen von Gewehr, Patronengürtel und manchmal Rationen für mehrere Tage sowie ihren eigenen Kleinigkeiten, wird durch das bewiesen, was ich oben angeführt habe, und auch durch die Tatsache, dass ich auf der zweiten Expedition meist dieselben Männer hatte, die schon zuvor bei mir gewesen waren. Die Härte wird eher sein, wenn sie ihre Beschäftigung verlieren; denn sie gehen ihr freiwillig nach, vorzugsweise gegenüber anderer Arbeit, und ich hatte mehrere Handwerker in meiner Karawane – einen Steinmetz, einen Schuster usw. –, die das freie Leben eines Karawanenträgers der Arbeit in ihrem Beruf vorzogen.

Dass Träger manchmal von charakterlosen Europäern grausam behandelt werden, wenn diese außerhalb des Einflusses der öffentlichen Meinung stehen, ist wahr genug, aber solche Arbeitgeber werden heutzutage keine Suaheli finden, die sich ein zweites Mal bei ihnen verdingen; und Ungerechtigkeit und harte Behandlung bringen oft ihre eigene Vergeltung mit sich, indem sie das Scheitern der Expedition verursachen. Ich für meinen Teil halte nichts von übermäßiger Strenge. Ich stelle fest, dass ich aus Männern immer mehr herausholen kann, wenn ich sie mit Rücksicht behandle, und es ist viel angenehmer, wenn ein freundliches Gefühl besteht. Natürlich kann Strenge notwendig sein, wenn jemand das Unglück hat, einen schlechten Haufen Männer zu erwischen; aber die meinen haben mir nie Ärger bereitet, und ich glaube nicht, dass es irgendwelche Afrikaner gibt, die einem so treu und geduldig in entlegene Regionen folgen werden wie diese Suaheli oder Sansibariten oder wie auch immer man den bunten Haufen von Männern nennen mag, die die regulären Karawanenträger bilden, die man in Ostafrika bekommt. Was Strafen angeht, habe ich selten Anlass, welche zu verhängen; und zum Auspeitschen greife ich nie, außer in den extremsten Fällen, wie dem Plündern bei Einheimischen oder grober Beleidigung des Anführers, nachgewiesen durch reichliche Beweise. Eine Strafe für geringere Vergehen, die ich als höchst geeignet empfand, war das Hinzufügen eines Gegenstandes zur Last. Dies lässt den Schuldigen nützliche Arbeit verrichten – denn es gibt selten eine Zeit, in der nicht etwas auf Transportmittel wartet, wie zum Beispiel ein neu erworbenes Sammlungsstück – und die Tatsache, dass es als Strafe hinzugefügt wurde, hat eine große Wirkung auf ihn, obwohl das tatsächliche Gewicht keinen wesentlichen Unterschied machen mag.

Eine Regel, von der ich nie abweiche und der ich im Umgang mit Afrikanern die größte Bedeutung beimesse, ist es, seinen Männern freien Zugang zu sich selbst zu gewähren, um ihre Beschwerden dem Herrn vorzutragen. Wenn die Beschwerden unbedeutend sind, weise ich die Nörgler auf ihre Grundlosigkeit hin; es erleichtert ihre Gefühle, sich ausgesprochen zu haben, und so beseitigt ein kleines „Shauri" oft die Unzufriedenheit. Vor allem darf man einem Anführer niemals erlauben, zu strafen, noch ihm unkontrollierte Macht über die Männer geben; ein solcher Kurs führt sicher zu Begünstigung und Grausamkeit, wie gut der Mann auch sein mag.

Ich war mir so sicher, dass die Karawane an jenem Tag eintreffen würde, dass ich am Morgen des 28. April früh hinausging, eigens um etwas Fleisch für die Männer zu besorgen. Diejenigen, die hier bei mir gewesen waren, hatten immer mehr gehabt, als sie essen konnten, aber die anderen hatten keines bekommen können, während ich weg war, und verdienten etwas, da sie nun schwere Lasten trugen. Ich schoss zwei „Topi", und die „Safari" traf sicher und wohlbehalten ein, gerade als ich zurückkam. Da es noch früh war, konnten wir an jenem Tag alle zusätzlichen Vorbereitungen und Anordnungen abschließen, die das neu erworbene Elfenbein erforderlich machte, und alles bereitmachen, um am nächsten Morgen ernsthaft mit der gesamten Ausrüstung unsere Rückreise anzutreten. Alle waren in bester Stimmung, mich eingeschlossen, denn ich hatte allen Grund, für meine Genesung und für die vielen glücklichen Umstände dankbar zu sein, die zusammengewirkt hatten, um mir die Dinge zu ebnen und meine Expedition trotz meines schweren Unfalls und des daraus resultierenden Verlusts von drei Monaten und des Umstoßens meiner Pläne weit davon entfernt zu machen, ein absoluter Fehlschlag zu sein. Männer freuen sich immer über die Aussicht, nach einer langen Reise an die Küste zurückzukehren; und glücklicherweise hatten wir einen reichlichen Vorrat an Nahrung, um uns jedenfalls bis El Bogoi durchzubringen, sodass ich keinen Grund zur Sorge sah; tatsächlich schien alles wieder günstig zu sein. Das Einzige, was ich fürchtete, war, dass die schweren Regenfälle, die nach den allgemein herrschenden Vorstellungen nun überfällig waren, uns Schwierigkeiten bereiten und unser Vorankommen behindern könnten. Tatsächlich erlebten wir jedoch in jenem Jahr überhaupt nichts, was man als Regenzeit bezeichnen könnte.

Kapitel XVI: AUF DEM WEG NACH EL BOGOI

Gemächliche Etappen — Beizeiten auf den Beinen — Ein bedauerlicher Schuss — Vielfalt der Zebras — Ein Segen im Gewand des Unglücks — Eine heilsame Lektion — Einlösung eines Versprechens — Eine Spinne und ihre Beute — Ein erfreuliches Festmahl — Mangel an einer handlichen Kamera — Ein seltsamer Zufall — Fischfangmethode der El Molo — Pirsch auf Zebras — Abschied vom Rudolfsee — Der Berg Nyiro — Eine Fügung der Vorsehung — Eine Szene des Gemetzels — Das Lager von El Bogoi — Herzliche Begrüßung — Eine Liebesprobe — Enttäuschte Hoffnungen.

Der 29. April sah uns wieder rechtmäßig auf dem Marsch nach Süden. In der ersten Woche oder so war es notwendig, in sehr kurzen Etappen zu reisen, bis sich die Männer an ihre neuen Lasten gewöhnt hatten. Stoßzähne werden auf der Schulter getragen und nicht auf dem Kopf wie andere Gegenstände. Letztere können durch ein langes Tuch geschützt werden, das rundherum gewickelt wird, so dass es von der Kopfmitte hochsteht und ein dickes Polster bildet, das in der Mitte hohl ist, damit die Last darauf ruhen kann; über den Schultern wird jedoch nur ein loses Tuch, ähnlich einem Mantel, als Schutz für die Haut getragen. Daher verhärten sich die Schultern der Träger nur allmählich gegenüber dem Tragen solch großer Gewichte; und in der Zwischenzeit muss man es sachte mit ihnen angehen lassen. Wenn sie erst einmal gründlich daran gewöhnt waren, marschierten meine Männer oft vier Stunden am Stück, bevor sie ihre Lasten jemals zur Rast absetzten. Es ist ein recht hübscher Anblick, eine Reihe von Männern zu sehen, jeder mit einem großen weißen Stoßzahn auf der Schulter, der in der frühen Morgensonne glänzt, wie sie im Gänsemarsch dahinschreiten, alle auf derselben Seite tragend; und wenn sie dann die Seite wechseln wollen, schwingen alle einmütig – nachdem das Wort weitergegeben wurde – die langen Elfenbeinstämme hinter ihrem Rücken herum auf die andere Schulter.

Glücklicherweise gab es zu dieser Zeit einen Morgenmond (das heißt, er nahm ab), so dass wir, da wir unseren Weg nun kannten, so früh aufbrechen konnten, wie wir wollten; und bei einer „schweren Safari" ist nichts so wichtig, wie so viel wie möglich vom Marsch in der Kühle des Morgens zu absolvieren. Wenn die Sonne hoch am Himmel steht, ermüdet jede Viertelstunde die Männer mehr als eine zusätzliche Stunde vor Sonnenaufgang. So pflegte ich die Elfenbeintruppe um 4.30 Uhr oder sogar 4 Uhr morgens loszuschicken, solange der Mond schien. Das bedeutete, dass ich selbst um 3 Uhr oder kurz danach aufstehen musste, da die Esel beladen werden mussten (ein recht langwieriger Prozess), und ich sie nicht weit zurücklassen wollte.

Am zweiten Morgen sah ich mich (höchst bedauerlich) gezwungen, ein Nashorn zu schießen; ich sage bedauerlich, weil es früh am Morgen war und wir es uns nicht leisten konnten, Zeit damit zu verschwenden, noch war es wünschenswert, die Männer Fleisch auf ihre schweren Lasten türmen zu lassen, während der Marsch noch vor ihnen lag. Ich hätte sie also gerne in Ruhe gelassen (es waren ihrer zwei), wären sie nicht tölpisch auf die Karawane zugelaufen. Wahrscheinlich wäre niemand verletzt worden, hätte ich sie gewähren lassen; aber die Lasten wären alle hingeworfen worden und sehr wahrscheinlich wäre etwas zerbrochen. Außerdem schadet es dem Elfenbein, wenn es auf Steine oder auch nur harten Boden geworfen wird, und mir sind schon Stoßzähne durch einen „Faro"-Schrecken (Nashornschrecken) gesplittert und abgesprungen. Ich fühlte mich daher genötigt, dem führenden Tier eine .303-Kugel zu verpassen, was beide umkehren ließ und dasjenige, welches sie empfangen hatte, nach wenigen Sätzen zu Boden und nach ein oder zwei Schreien zu seinem letzten Atemzug brachte. Es war eine junge Kuh, ausgewachsen, aber sehr klein, und nachdem ich sie untersucht und vermessen hatte,

musste ich sie – mit großem Bedauern darüber, widerwillig zu ihrem nutzlosen Tod getrieben worden zu sein – den Geiern und Hyänen überlassen.

Meine Gewohnheit war es, während des Marsches nicht zu versuchen, irgendetwas zu schießen; das zu tun würde uns aufhalten, und wir hatten ohnehin schon genug zu tragen. Aber ich tat mein Bestes, Fleisch für die Karawane zu beschaffen, und während dieses Teils der Reise – das heißt, bevor wir das schroffe Land am Südende des Bassu erreicht hatten – hielt ich den Nachschub recht reichlich aufrecht, indem ich etwa jeden zweiten Tag etwas schoss. Da wir so früh aufbrachen und nur kurze Märsche machten, blieb nach dem Lageraufschlagen reichlich Zeit zum Jagen. Auf diese Weise wurden Zebras beider Arten, Oryxantilopen usw. geschossen, gelegentlich ein Flusspferd und einmal eine einsame Büffelkuh (ein Tier, das ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte und das mich ganz an alte Zeiten erinnerte).

Ob die Zebras der kleinen Art absolut identisch mit jenen sind, die bereits als in der Nachbarschaft der Lorogi-Berge vorkommend erwähnt wurden, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ohne sie Seite an Seite zu sehen; aber ich neime dazu, zu glauben, dass jene in dieser Gegend sich zumindest etwas von der von Herrn de Winton als *Equus grantii* beschriebenen Varietät unterscheiden könnten. Ich notierte über ein in diesem Teil erbeutetes Exemplar, dass „die schwarzen Streifen breit und die weißen schmal sind, besonders am Hals, und entlang des Rückens Flecken oder Kleckse anstelle deutlicher Streifen vorhanden sind." Aber mir scheint, dass alle Varietäten dieses Zebras, wie Chapmans, Grants usw., nur lokale Formen von Burchells Zebra sind, mit denen sie alle spezifisch identisch sind, wenn sie sich auch in Details der Farbe und Zeichnung leicht unterscheiden. In all ihren allgemeinen Merkmalen, sei es in Form, Aussehen, Gewohnheiten, Gangart oder Stimme, sind sie nicht zu unterscheiden, während sie von dem völlig verschiedenen Grevy-Zebra durch eine weite Kluft getrennt sind.

Ich selbst bin nicht besonders voreingenommen für Zebrafleisch, aber die Zunge ist gut, und Frikadellen aus der Leber (vorausgesetzt, das Tier ist jung und in gutem Zustand) sind nicht zu verachten. Im Allgemeinen bevorzuge ich jedoch Wildbret; aber da mein erstes Ziel immer die Menge war, um meiner hungrigen Träger willen, vernachlässigte ich gewöhnlich Gazellen und widmete meine Aufmerksamkeit zuerst den größeren Tieren. Zudem waren die Grant-Gazellen zu dieser Zeit nicht in gutem Zustand, und ein junges Exemplar, das ich schoss, wurde durch große, dunkle Dasselfliegenlarven, von denen sein Rücken direkt unter der Haut voll war, ungenießbar.

Früh am 6. Mai wurde der äußerste südöstliche Punkt der Bucht von Lalia erreicht, von wo aus unsere Route für mehrere Märsche landeinwärts schlug. Ich fühlte eine gewisse Unruhe wegen der Wasserversorgung, sobald der See nicht mehr in Reichweite sein würde, denn das Wetter war in letzter Zeit so übermäßig trocken gewesen, dass das Land verbrannter denn je war. Ich traf daher die Vorsichtsmaßnahme, Boten auszusenden, um festzustellen, ob an den dazwischenliegenden Lagerplätzen Wasser zu finden sei. Bei ihrer Rückkehr in der Mitte des nächsten Tages erfuhren wir, dass die Tümpel auf halbem Weg über den Isthmus noch genug für unseren Bedarf enthielten, aber am Zwischenlager alles ausgetrocknet war. Dies würde die Etappen sehr lang machen, und ich war nicht ohne Sorge wegen der schweren Märsche über schwierigen Boden, die angesichts dieser recht harten Bedingungen bei intensiver Hitze unternommen werden müssten. Dennoch musste man sich dem stellen; aber kurz bevor wir aufgebrochen wären, ereignete sich etwas, das beinahe in einer Katastrophe geendet hätte, sich aber im Nachhinein als das Beste herausstellte, was hätte passieren können: eine plötzliche Flut.

In diesem Teil münden viele sehr breite Wasserläufe in den See; tatsächlich geht man manchmal beträchtliche Strecken durch das, was wie ein einziges breites, flaches Flussbett

erscheint, obwohl alles knochentrocken ist. In solchen Lagen finden sich Bäume, und bei dieser Gelegenheit hatten wir, wie so oft, in einem solchen gelagert. Ein Sturm zog heute auf, und er muss weiter oben am Lauf unseres Sandflusses viel heftiger gewesen sein, denn mitten im Regenschauer kam ein breiter Strom schlammigen Wassers auf das Lager zugeschossen, und im Handumdrehen waren Zelt, Lasten und alles überflutet. Glücklicherweise stieg das Wasser nicht viel höher als knöcheltief, aber zu der Zeit sahen die Dinge ernst aus. Es war nicht einmal leicht, einen sicheren Ort zum Rückzug zu finden, aber es gelang uns, unsere triefenden Habseligkeiten auf eine leichte Erhebung zu bringen – eine Art Kiesbank –, über die die Überschwemmung glücklicherweise nicht stieg, wobei alle Hände mit Eifer mitarbeiteten. Es war kein erfreulicher Anblick, das Wasser um den Stapel der kostbaren Nahrung (dem Elfenbein konnte es nicht schaden) und durch mein Zelt wogen zu sehen, während unsere Sachen hastig und wie auch immer im strömenden Regen transportiert wurden. Doch der Schaden erwies sich als geringer, als es auf den ersten Blick schien; nur ein paar Lasten Mehl waren durchweicht, und obwohl das Missgeschick uns einen Tag Verzögerung und eine Menge Mühe beim Trocknen von allem verursachte, war keine Nahrung wirklich verdorben. Wie so oft, war das, was zuerst eine Kalamität zu werden drohte, in Wirklichkeit ein höchst glückliches Ereignis für uns; sogar die Flut entpuppte sich als Segen, denn wir hatten nun eine Fülle von Wasser, wo uns Durst gedroht hatte. So scheint die beliebte Suaheli-Formel beim Reisen – „Omba Muungu“ (Bitte Gott) – bei Gelegenheit mehr als eine bloße Redensart zu sein.

Als Zeichen dafür, wie sehr Träger die Bemühungen schätzen, Fleisch für sie zu beschaffen, und wie hoch sie eine solche Ergänzung ihrer regulären Nahrungsration schätzen, wenn sie erhältlich ist, möchte ich einen kleinen Vorfall erwähnen, der sich um diese Zeit ereignete. Ich war über etwas, das in der Karawane vorgefallen war, recht verärgert gewesen und hatte deshalb absichtlich ein oder zwei Tage lang darauf verzichtet, Wild zu schießen. Die Männer kannten den Grund, und der so still ausgeübte Druck hatte eine heilsame Wirkung. Eines Abends, nachdem ich mich hingelegt hatte und meine letzte Pfeife rauchte, kam Abdulla in mein Zelt, und nachdem er sich hingehockt und den Kopf hin und her gedreht hatte (begleitet von verschiedenen kleinen einleitenden Hüsterchen) – in seiner üblichen nervösen Art, wenn er eine Bitte vorzubringen hatte, ein schüchternes Lächeln im Gesicht, erhellt vom flackernden Feuer draußen –, sagte er, dass die Männer die Fleischnot beklagten und ihn gebeten hätten, ihr Bedauern darüber auszudrücken, mir Ärger bereitet zu haben, und zu bitten, dass ich wieder für sie jagen möge. Da es gegen meinen Willen war, es ihnen zu verweigern, ließ ich ihn sie mit dem Versprechen erfreuen, am nächsten Tag zu versuchen, etwas zu schießen. Dies löste einen regelrechten Jubel und einen Chor von Danksagungen aus, und das Lager, das ungewöhnlich still gewesen war, war nun wieder munter von ihrem Reden erfüllt. Dies war eine Erleichterung für mich, da ich die Männer gerne glücklich sehe. Gleichzeitig war es gut, sie daran zu erinnern, dass ich zu ihrem Nutzen beträchtliche Strapazen auf mich nahm, was in meinem schwachen Gesundheitszustand keine geringe Belastung für meine Kräfte war, in meinem Wunsch, die übliche Getreideration, auf die sie Anspruch hatten und die alles ist, was sie in den meisten Karawanen bekämen, durch einen reichlichen Vorrat an Fleisch zu ergänzen.

Danach fühlte ich mich in meiner Ehre gepackt, am nächsten Tag etwas zu erlegen, was zufällig der Tag war, an dem wir den See wieder erreichten und erneut an seinen nun vertrauten Ufern lagerten. Das Land schien wenig Wild zu beherbergen, aber nach einer Runde erspähte ich mit meinem Glas eine Oryxantilope, die nahe am Ufer graste, und beim Näherkommen sah ich, dass zwei Grevy-Zebras bei ihr waren. Die Stelle war kahl, aber es gab den einen oder anderen Strauch auf dem Weg zu ihnen. Ich ließ Juma zurück und unternahm eine sehr vorsichtige Pirsch, wobei ich jede Vorsichtsmaßnahme traf, da ich besonders darauf bedacht war, erfolgreich zu sein. Ich kroch den größten Teil des Weges und wartete geduldig flach liegend, wann immer sie in meine Richtung blickten,

und erreichte schließlich durch Vorsicht und Glück den letzten Busch, der in bequemer Reichweite der drei war, die alle recht nah beieinander standen. Doch als ich mich vorsichtig herumbewegte, um zum Schuss zu kommen, bemerkte mich die wachsame Oryxantilope und suchte das Weite, die Zebras folgten ihr. Erschöpft vom Kriechen und außer Atem, verfehlte ich einen Schuss auf das vorderste der Letzteren im Laufen; aber eine Chance für einen recht weiten Schuss, die mir das andere bot, indem es einen Moment weiter vorne stehen blieb, nutzte ich besser aus. Die Kugel ging direkt durch beide Schultern, woraufhin es taumelte und fiel. Es war gerade Sonnenuntergang, aber glücklicherweise war das Lager nicht weit weg; so wurde der reichliche Fleischvorrat bald hereingebracht und verteilt, in Erfüllung meines Versprechens, zur Freude der Männer wie auch meiner eigenen.

Meine Seite schmerzte am nächsten Tag infolge des Kriechens ziemlich, aber das machte nichts, da kein Anlass zur Jagd bestand. Während ich während des Marsches rastete, beobachtete ich mit Interesse eine winzige graue Spinne mit schwarzen Streifen – eine der springenden Art –, wie sie sich auf eine große gelbe Ameise stürzte und sie in kürzester Zeit tötete, indem sie sie in die Taille biss, während sie an ihrem Rücken klebte. Ich stieß sie zweimal mit einem Grashalm herunter, aber sie kehrte beide Male nach einer kurzen Pause zu ihrem Opfer zurück. Beim zweiten Mal traf sie jedoch auf einige kleine dunkelrote Ameisen, die die Beute entdeckt hatten, und wich zurück, scheinbar aus Angst vor ihnen. Die Größenverhältnisse zwischen der räuberischen Spinne und ihrem Opfer entsprachen etwa denen eines Löwen zu einem Kamel. Einmal bemerkte ich beim Baden im El-Bogoi-Bach eine dieser kleinen Spinnen, von ähnlicher Art, wie sie schwamm. Sie war am Ufer, als ich sie zuerst sah, und schwamm absichtlich in den Bach hinaus, als ich mich näherte, beschrieb einen Bogen und kehrte weiter unten ans Ufer zurück, eine Übung, die sie jedes Mal wiederholte, wenn ich sie störte.

Am 13. lagerten wir in der Nähe des großen Fischerdorfes und hielten früher als gewöhnlich auf besonderen Wunsch meines führenden Trägers, damit die Männer das Vergnügen hätten, Fische einzuhandeln, und den Vorteil zusätzlicher Ruhe. Suaheli lieben Fisch über alles; selbst wenn Fleisch im Überfluss vorhanden ist, sind sie immer begierig darauf, auch Fisch zu bekommen, wenn sie können. Da ich ihre Schwäche kannte und auch wusste, dass sie wenig Eigenes zum Tausch gegen ihre Lieblingsdelikatesse haben würden, gab ich Abdulla den Befehl, alles zu kaufen, was gebracht wurde, und zwar mit einigen überzähligen Perlen, die ich bei meinen eigenen Sachen hatte und dort als Reserve behalten hatte, falls unterwegs etwas benötigt würde, um das Öffnen einer Last zu vermeiden. In kürzester Zeit war ein großer Haufen getrockneter Fische, neben einer Menge frischer, angehäuft; und da ich danach hinausging und drei Oryxantilopen schoss, kam Fleisch genug und im Überfluss hinzu; so gab es insgesamt ein Festmahl für alle Beteiligten, das das Herz des Trägers erfreute – denn er liebt seinen „Tumbu“ (Bauch). Ich war froh, dass sie in Überfluss schwelgen konnten, solange sie es konnten, denn ich wusste, dass es nicht immer so sein würde. Um die Wahrheit zu sagen, war ich nicht unglücklich, an diesem Tag selbst früh zu lagern, denn ich fühlte mich sehr wund und steif in meiner Seite und war kaum in der Lage, selbst mit dem langsamen Tempo der Karawane mitzuhalten, obwohl dies später nachließ und ich jagen konnte.

Dort, wo wir heute Morgen während des Marsches zur Rast angehalten hatten, befand sich eine Schar Flamingos. Ich beobachtete sie durch mein Glas (sie waren nicht weit entfernt) und war sehr interessiert an ihrer kuriosen Methode, an Nahrung zu kommen. Sie befanden sich in sehr flachem Wasser; sie senkten die Köpfe und die Schnäbel in den Schlamm und bewegten ihre Füße mit einer tanzenden Bewegung, wobei ihre Knie abwechselnd nach außen und wieder zusammen schwangen, nach Art eines Kasperle-Spielers, der seine Becken mit den Ellbogen zusammenschlägt, während sie sich im Kreis drehten, wobei der Kopf als Drehpunkt diente. Wenn sie fliegen, zeigen die

scharlachroten Flügel eine wunderschöne Wirkung, wobei die immens langen Hälse in ihrer vollen Länge ausgestreckt sind. Es waren auch viele Pelikane in der Nähe sowie andere Wasservögel verschiedenster Art. Bei solchen Gelegenheiten dachte ich immer, wie schade es ist, dass man keine Kamera haben kann, die das fotografiert, was man durch ein gutes Fernglas sieht, und die ebenso handlich zu bedienen ist wie dieses. Es ist nicht möglich, wilden Tieren nahe genug zu kommen, um etwas deutlich genug zu zeigen, das in einem mit einer gewöhnlichen Handkamera aufgenommenen Bild irgendeinen Wert hätte; und selbst wenn es möglich wäre, ist eine Kamera, die in der Lage ist, ein Negativ von ausreichender Größe aufzunehmen, um von Nutzen zu sein, vergleichsweise unhandlich, mühsam zu tragen und schwer im Augenblick hervorzuholen. Ein oder zwei Tage später stieß ich auf wunderbare Heere dieser Vögel und versuchte einen Schnappschuss; aber das Ergebnis war wie üblich ein Fehlschlag.

Der letzte Satz in meinem Tagebuch unter diesem Datum (dem 13.) lautet wie folgt: „Gerade als ich den obigen Eintrag beendet hatte, gab es einen deutlichen Erdstoß." Es ist ein seltsamer Zufall, dass dies, fast auf den Tag genau, das Datum des recht schweren Erdbebens war, das im Jahr zuvor an der Küste erlebt worden war.

Zwei Tage nach dem obigen Ereignis nahmen wir eine Abkürzung über eine hügelige Landzunge, die ich mir auf dem Hinweg notiert hatte, und sparten so (wie in geringerem Maße auch an anderen Punkten) durch unsere Kenntnis des Landes ein gutes Stück an Entfernung. In diesem Teil ist der See extrem breit und sieht von einer Erhebung aus lieblich aus – tiefblau, gesprenkelt mit weißen Wellenkämmen. In den breiten, geschützten Buchten, die diesen östlichsten Golf des Bassu abschließen, trafen wir unsere El-Molo-Freunde wieder, die uns gegenüber nun nicht mehr misstrauisch waren. Eines Nachmittags hatte ich die Gelegenheit, ihre Art des Fischfangs mit Netzen zu beobachten. Die Fischer passierten mein Zelt in einer Prozession auf ihrem Weg zu dem Teil der Bucht, den sie ausprobieren wollten, jeder mit einer Netzrolle, die auf ein Oryxhorn aufgespießt war und nach Art eines Rucksacks hinter dem Rücken hing, wobei ein oder zwei Frauen die Gruppe begleiteten. Nachdem sie ihre Netzstücke, jedes mehrere Meter lang, am Ufer abgewickelt hatten, wateten sie hinein, bis ihnen das Wasser etwa bis zur Brust oder zum Hals stand, und trennten sich dann, wobei sie die Netze zwischen sich hielten, bis sie einen Kreis gebildet hatten. Sie rückten den Kreis nicht viel enger zusammen, aber die Fische, die eingeschlossen waren, schossen verängstigt umher, sprangen aus dem Wasser und einige in ihren Fluchtversuchen über die Netze hinweg, und viele wurden gefangen. Dann nahmen die Frauen die Gefangenen heraus und reihten sie auf eine Schnur auf – wobei sie jeden zuerst töteten, indem sie den Kopf mit einem der scharfen Oryxhörner durchbohrten und so Ärger durch das Zappeln verhinderten, wenn der Fisch an ihrer Taille im Wasser hing –, während die Männer begannen, für einen neuen Fang weiter draußen wegzuvaten. Wenn ein Schwarm eingeschlossen war, war die Szene lebhaft; das Wasser kochte förmlich für einige Momente innerhalb des Kreises, wobei die silbrigen Fische im hellen Sonnenschein glitzerten, wenn sie unter großem Aufregung und Geplapper in die Luft sprangen. Die auf diese Weise gefangenen Fische waren sehr ansehnlich; sie waren hochrückig und schmal, und einige von beträchtlicher Größe, und frisch aus dem Wasser waren sie sehr schmackhaft.

Wie wenig Mühe es macht, hier eine Fülle von Nahrung dieser Art zu beschaffen, zeigt die Tatsache, dass die Gruppe nach etwa einer Stunde Vergnügen in der relativen Kühle des späten Nachmittags mit Mengen an prächtigen Fischen zurückkehrte. Auch die Mengen an Pelikanen und fischfressenden Vögeln jeder erdenklichen Art zeigen, dass diese Buchten ein großer Zufluchtsort der Fischwelt des Bassu sind. Am Abend sind die toten Büsche im Wasser einfach beladen mit Kormoranen, Reihern usw. Ich beobachtete auch Kormorannester mit Jungen auf einem toten Baum im flachen Wasser.

Ich jagte weiterhin fast täglich, wobei ich meine Aufmerksamkeit hauptsächlich Zebras widmete, und war recht erfolgreich. In diesem vollkommen offenen Land ist es keineswegs einfach, in Schussweite zu kommen – was dann manchmal ein weiter Schuss ist. Es ist oft nur durch eine lange und vorsichtige Pirsch zu bewerkstelligen – mühsam und anstrengend unter einer brennenden Sonne und über verbranntem, kahlm, steinigem Boden, aber durch eben diese Schwierigkeiten interessanter gemacht. Wenn man so ein Paar Zebras von einem felsigen Hügel aus gesichtet hat, wie sie bewegungslos in einem kahlen Tal zwei Meilen entfernt in einer scheinbar unnahbaren Position stehen, und sich dann mühsam entlang kleiner rauer Rinnen vorarbeitet, unter teilweiser Deckung durch irgendeine geringfügige Bodenunebenheit kriecht – während man die Spitzen ihrer Ohren mit angestrengten Augen beobachtet, während man sich zwischen den Steinen und den kleinen dornigen Pflanzen dahinwindet, die fast die einzige Vegetation sind, die der karge Boden trägt, ungeachtet der winzigen haarähnlichen Stacheln, die in Hände und Knie eindringen –, dann ist es befriedigend, schließlich den zuvor als innerhalb der Schussweite notierten Punkt zu erreichen und beide zu Fall zu bringen, bevor sie sich ausreichend von ihrem Schreck über die plötzliche Erscheinung erholt haben, um außer Reichweite zu gelangen. Und wenn ein experimenteller Schnitt über die prallen, breiten Hinterviertel, die wie ein reifer Pfirsich gefurcht und ebenso glatt sind, eine Schicht gelben Fettes zeigt – von Trägern geliebt – von einem halben Zoll oder mehr Dicke, macht der Gedanke an die Freude, mit der Ihre angestrengten Männer das Fleisch hereintragen werden, den Rückmarsch zum Lager glücklich in der Erwartung ihres freudigen Lächelns. Nachdem man den runden Kadaver mit Steinen abgestützt hat, so dass er auf dem Rücken liegt, und ein flatternes weißes Taschentuch an einen der hochstehenden Hinterfüße gebunden hat (da höchstwahrscheinlich kein Stock in der Nähe ist), weiß man, dass er vor den Geiern sicher sein wird. Diesen Kniff zum Schutz des Wildes vor Vögeln habe ich noch nirgends empfohlen gesehen. Andere mögen ihn übernommen haben, obwohl mir selbst keine Erwähnung davon untergekommen ist. Ich fand den Trick vor etwa zwanzig Jahren in Südafrika heraus und habe nie erlebt, dass er versagte, wenn er richtig ausgeführt wurde, wobei ich ihn der Situation durch verschiedene Vorrichtungen zum Befestigen der Flagge anpasste, wie es die Umstände erforderten.

Wir befanden sich nun nahe den schroffen schwarzen Lavahügeln, die bereits als charakteristisch für das Land am südlichen Ende des Sees beschrieben wurden, wo ich wusste, dass Wild knapp war; und froh war ich, dass die Männer eine gute Zeit mit Fleisch in Hülle und Fülle gehabt hatten, um Kraftreserven für die bevorstehende harte Arbeit zu haben. Unser letztes komfortables Lager war an dem bezaubernden kleinen Bach, der vom Berg Kulale kommt. Wie schön ist fließendes Wasser in diesem ariden Land; und wie süß schmeckt es nach dem scheußlichen Zeug des bitteren alten Bassu! Von dort aus kostete es uns eine Woche harter Mühe, durch das bereits beschriebene schreckliche Land zu kommen – ein Land, von dem ein Zulu sagen würde (und zwar zu Recht), dass es „schlimm verletzt“ worden sei. Wie zuvor machten uns schreckliche Stürme die Dinge unangenehm und die Arbeit schwerer: Es war manchmal kaum möglich zu stehen, und es war ausgeschlossen zu versuchen, ein Zelt aufzuschlagen oder einen Tisch zu benutzen, während nichts ohne Steine darauf sicher war. Aber man kann gegen fast alles in gewissem Maße abgehärtet werden; und ich fing an, den Unannehmlichkeiten, die der unaufhörliche Wind mit sich brachte, weniger Beachtung zu schenken als früher. Durch stetiges Schuften kamen wir ohne Missgeschick durch alle Schwierigkeiten. Fleisch bekamen wir keines; ich konnte nicht einmal eine Chance auf eine der Grant-Gazellen bekommen, von denen einige wenige selbst dort zu finden sind.

Es ist auf den ersten Blick rätselhaft, warum dieses Wild, das kaum jemals ein menschliches Wesen zu Gesicht bekommt, viel wilder sein sollte als jenes in bewohnten Teilen. Das Nicht-an-den-Menschen-Gewöhntsein erzeugt hier gewiss keine schockierende Zahmheit. Die Erklärung scheint zu sein, dass sie dort, wo es Eingeborene

gibt, die ihnen praktisch nichts anhaben können, daran gewöhnt sind, Leute umherlaufen zu sehen; wohingegen diese hier, die eine angeborene Angst vor dem Menschen haben, das Erbe von Zeitaltern, die ungewohnte Erscheinung fürchten. Wo die Einwohner nicht jagen, kann man sagen, dass das Wild bis zu einem gewissen Grad teilweise domestiziert wird. Hirsche in Parks sind dies noch etwas mehr; ein zahmer Hirsch wird durch übermäßige Vertrautheit sogar aufdringlich. Andererseits wird Vieh, wenn es sich selbst überlassen bleibt, bald wild und zeigt dieselbe natürliche Furcht vor dem Herrn der Schöpfung. Wo Tiere verfolgt werden, sind sie, vermute ich, noch wilder als dort, wo sie nicht mit der Menschheit in Verbindung kommen – obwohl ich gestehen muss, dass ich mich oft frage, wie wenig Unterschied es für ihre Nahbarkeit zu machen scheint.

Es war nicht ohne ein gewisses Bedauern, dass ich dem See schließlich den Rücken kehrte. Als Ganzes betrachtet, gleicht der Bassu in vielerlei Hinsicht dem Roten Meer, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstab. Seine lange, schmale Form, die kargen Ufer und das heiße, trockene Klima erinnern alle an jenen Arm des Ozeans; während das Hochland am östlichen Ufer bis zu einem gewissen Grad den Vergleich stützt und die kahlen Felsen von Aden dem Stil des Landes am südlichen Ende nicht unähnlich sind (obwohl jene hier viel zerklüfteter sind). Aber obwohl mir selbst dieser nicht gerade berauschende See ans Herz gewachsen war, fühlte ich mich mit der Trennung versöhnt, als wir zwei oder drei Tage später eine höhere Ebene mit kälterem Klima nahe der Basis des Berges Nyiro erreichten. Als wir aufstiegen und in die von Gebirgsschauern beeinflusste Zone eintraten, wurde die Vegetation rasch grüner. Es war in der Tat angenehm, wieder zwischen frischen grünen Blättern, Gras und Blumen an einer kühlen, klaren, rieselnden Quelle zu lagern und die fröhlichen Stimmen vertrauter Vögel zu hören; die frische, kühle Morgenluft war ein belebender Genuss, den ich seit Monaten nicht mehr gespürt hatte, während das süße, kalte Wasser wie das köstlichste Getränk überhaupt schien.

Früh am 26. gelangten wir auf das hohe, offene Plateau nahe dem südlichen Ende des Berges Nyiro. Gegen 6.30 Uhr bemerkte ich ein Nashorn mit einem großen Kalb weit zu unserer Linken, unter dem Ausläufer oder Pfeiler des Berges, der seine südöstliche Ecke bildet, die wir gerade umrunden wollten. Wäre sie dort geblieben, wo sie war, wäre ich nicht vom Weg abgegangen, um sie so weit von unserem nächsten Lager entfernt zu behelligen, ungeachtet dessen, dass wir seit fast zehn Tagen kein Fleisch gehabt hatten; aber sie kam diagonal in unsere Richtung, gleichsam um uns den Weg abzuschneiden, obwohl sie sich unserer Anwesenheit offensichtlich völlig unbewusst war. Es zeigt, wie blind diese Geschöpfe sind, dass sie die Karawane mit ihrer Reihe glänzender weißer Stoßzähne, die direkt vor ihrer rechten Front marschierte, niemals sah.

Als wir kurz davor waren, sie zu treffen, setzten die Männer ihre Lasten ab, und einige flüchteten sich in eine kleine Rinne, während ich mein Gewehr nahm und mich auf eine leichte Erhebung setzte, um meine Chance abzuwarten, entschlossen, da die Vorsehung uns einen Vorrat an Fleisch direkt in die Hände geschickt hatte, diesen auszunutzen, ungeachtet dessen, dass es noch ein weiter Marsch zu unserem Lagerplatz für diesen Tag war. Als sie bis auf etwa hundert Meter oder weniger herangekommen war, schien sie mich zu sehen. Wahrscheinlich glänzte mein Gewehrlauf in der Sonne, die gerade die Hügel überstiegen hatte. Sie drehte sich fast zu mir um und stand mit erhobenem Kopf da, versuchend, mich auszumachen, was mir die Gelegenheit gab, eine .303-Kugel an der Wurzel des Halses zu platzieren. Als sie diese erhielt, drehte sie sich um und galoppierte vielleicht zweihundert Meter; aber ich konnte an ihrem mühsamen Gang und der Art, wie sie ihre Vorderbeine hochwarf, sehen, dass sie genug hatte. Dann stand sie da und taumelte umher, wobei sie ihre Vorderbeine mit einer eigentümlichen tanzenden Bewegung gerade vor sich ausstreckte, und fiel tot um. Ich wollte das Kalb laufen lassen, aber wie üblich tat es das nicht, und die Männer baten um sein Fleisch; da ich wollte, dass sie nach ihrer harten Arbeit und den knappen Rationen ein gutes Festmahl bekämen,

verpasste ich ihm eine Kugel direkt vor der Schulterspitze, als es diagonal mit dem Kopf zu mir stand, und es teilte das Schicksal seiner Mutter, nachdem es etwa hundert Meter von ihr weggelaufen war.

Die Kuh war fett, und die Männer zerlegten das Fleisch in höchster Freude und häuften es auf ihre bereits schwer beladenen Schultern oder Köpfe. Ich wartete fast zwei Stunden auf sie, bevor ich sie dazu bringen konnte, die Kadaver zu verlassen; und es war erstaunlich, wie wenig dann außer Haut und Knochen übrig war. Die Eseltreiber, die manchmal leer ausgingen, wenn unterwegs etwas geschossen wurde, weil sie hinten waren, waren diesmal bei dem Gerangel mit den anderen ganz vorne mit dabei. Wenn ein Tier auf dem Marsch getötet wird, lasse ich die Männer sich selbst bedienen; es ist keine Zeit, es zerlegen und aufteilen zu lassen, wie es immer am besten mit Fleisch geschieht, das direkt ins Lager getragen werden kann. Die Szene des Gemetzels unter diesen Umständen spottet jeder Beschreibung – solch ein Hacken und Ringen und Reißen; man kann es mit nichts anderem als dem Karneval der Geier vergleichen, nur mit Menschen statt Vögeln. Der Fleischvorrat war höchst willkommen – mir selbst ebenso wie den Männern.

Direkt südlich des Nyiro war das Land viel trockener als beim Hinweg; aber ein Stück weiter gelangten wir ganz plötzlich in frisches grünes Gras, was zeigte, dass dort vor kurzem eine Menge Regen gefallen war, wofür auch ein Wasserloch und die ungewöhnliche Wassermenge im Barta-Bach weitere Beweise waren. Kaum hatten wir Letzteren jedoch verlassen, gelangten wir ebenso plötzlich wieder in ausgetrocknetes Land, was zeigte, dass es nur einer jener schmalen Sturmpfade war, die ich schon früher bemerkt hatte, den wir überquert hatten. Mengen an Wild, angelockt durch die junge Weide, waren an einem Teil dieses grünen Gürtels versammelt, wo das Gras zuvor abgebrannt worden war, was mich an das Transvaal-„High Veldt“ in alten Zeiten erinnerte, obwohl die Arten hier andere sind. Ich forderte beim Vorbeikommen meinen Tribut von ihnen, kurz bevor wir unser Barta-Lager erreichten, und es gelang mir, ein sehr fettes *E. grevyi* als mein Opfer auszuwählen. Wir fanden hier eine Gruppe von Eingeborenen vom Stamm der Suk, die von Wild lebten, das sie auf die Weise fingen, wie sie als bei den El Gume praktiziert beschrieben wurde. Ich hatte zuvor noch nie ein menschliches Wesen in diesem Teil gesehen und vermute, dass sie Wanderer außerhalb ihres üblichen Reviers waren. Sie machten sich alle im Schutz der Nacht aus dem Staub, offensichtlich misstrauisch gegenüber unseren Absichten, wahrscheinlich aus dem Bewusstsein heraus, dass sie Eindringlinge in dieser Region waren.

Wir bewältigten den langen, trockenen Marsch zum nächsten Bach glänzend und legten einen großen Teil davon bei Nacht zurück. Die Elfenbeinträger hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt gründlich an ihre Stoßzähne gewöhnt und waren in der Lage, sie stundenlang ohne Unterbrechung mit Leichtigkeit zu tragen – und das mit weniger Ermüdung als manch einer der Träger, die leichtere Lasten trugen. Im Suya gab es nun kein fließendes Wasser mehr, und die Menge an frischen Fährten auf den zahlreichen Wildpfaden, die zu den Tümpeln führten, zeigte, dass es abseits des Flusses überhaupt kein Wasser gab. Am Barasaloi war jedoch noch reichlich vorhanden, ein wenig unter der Oberfläche, wenn man im Sand grub; es war köstlich kühl und viel besser als am letzten Bach, zweifellos weil dieser in den hohen „Subugo“-Wäldern der Lorogi-Berge entspringt.

Bei der Annäherung an El Bogoi hatten wir fast das Gefühl, als läge der schlimmste Teil unserer Reise hinter uns, obwohl es in Wahrheit erst etwa die Hälfte des Weges zur Küste ist; aber die restliche Strecke bis zur Küste führte durch vergleichsweise vertrautes Gelände, und selbst das Lager von El Bogoi wirkte nun fast heimisch. Bevor wir eintrafen, holten uns zwei Ndorobo-Jünglinge vom Clan des Lesiat ein, während wir uns am frühen Morgen unseren Weg durch das Buschwerk bahnten. Sie hatten an einem der Wildpfade, die den Dschungel durchqueren, auf der Lauer gelegen, in der Hoffnung, eine

Chance auf ein Nashorn zu bekommen, von dem sie bemerkt hatten, dass es diesen Pfad gewohnheitsmäßig auf dem Weg zum oder vom Wasser nutzte; sie führten ihre Harpunen bei sich. Nashörner sind hier infolgedessen selten, zweifellos wegen der Nähe dieser Gemeinschaft, und die Chancen, eines mit diesen Mitteln zu erlegen, müssen verschwindend gering sein. Wie selten diese Jäger tatsächlich Erfolg haben, wurde dadurch illustriert, dass die wichtigste Neuigkeit, die sie uns auf unsere Anfragen hin mitzuteilen hatten, darin bestand, dass eines dieser Tiere während unserer Abwesenheit (etwa sieben Monate) getötet und ein weiteres verwundet worden, aber entkommen war.

Es war ermutigend, von diesen sorglosen Kindern des Waldes mit freundlichem Lächeln und Händeschütteln begrüßt zu werden, was von echter Freude über unser Wiedersehen zeugte. Sie begleiteten uns ein Stück Weges, stellten viele Fragen über unsere Erlebnisse und betrachteten bewundernd unsere prächtige Elfenbeinausbeute. Als sie von meinem Unfall hörten, zeigten sie großes Interesse und Anteilnahme und bestanden schließlich – etwas zu meiner Verlegenheit – darauf, dass ich mich bis zur Taille entblößte und meine Wunden zeigte, die sie mit offensichtlichem Mitgefühl untersuchten. Dann liefen sie davon, um ihrem Volk Nachricht von meiner Rückkehr zu bringen.

Ich war ziemlich bestürzt, als ich bei der Ankunft an unserem kleinen Bach feststellte, dass sein Bett trocken war, da ich fürchtete, wir müssten weiter oben an seinem Lauf an einer weniger günstigen Stelle näher an den Bergen lagern, von der ich wusste, dass der Fluss dort nie versiegte. Wir fanden jedoch ein kleines Rinnsal, das ein Stück unterhalb unserer Überquerungsstelle und nahe bei meinem Lieblingslagerplatz noch einige Meter weit an der Oberfläche floss – gerade genug, um sowohl die Esel als auch uns selbst mit Wasser zu versorgen. Bald waren wir behaglich an der alten Stelle eingerichtet; und es erfüllte mich mit nicht geringer Genugtuung, dass wir diesen Ort wieder sicher erreicht hatten, und wenn ich selbst auch nicht ganz unversehrt war, so waren doch alle anderen – Mensch wie Tier – wohlauf: kein Träger lahm und kein Esel mit wundem Rücken. Von denen, die mit mir aufgebrochen waren, fehlte allein Shebane; sein trauriger Verlust wurde mir hier lebhaft in Erinnerung gerufen, als Blumen auf dem Tisch fehlten, als dieser in meinem bevorzugten „Lauben"-Esszimmer gedeckt wurde.

Bald tauchten weitere unserer Ndorobo-Nachbarn auf, darunter Lesiat selbst. Einige brachten mir kleine Geschenke ihres köstlichen Honigs mit, und alle hießen mich wie einen alten Freund willkommen und schienen ebenso erfreut, mich zu sehen, wie ich es bei ihnen war. Dann wurde ich erneut gedrängt, meine Narben vorzuzeigen, und erhielt viele freundliche Beileidsbekundungen. Lesiat erzählte mir zuerst, dass er aus Hunger gezwungen gewesen sei, zwei Lasten meiner Bohnen aufzuessen, die in seiner Obhut gelassen worden waren, weil einer der Esel, die vom Nyiro aus zurückgeschickt worden waren, um sie zu holen, von einem Löwen getötet worden war. Ich sagte ihm, dass dies keine Rolle spiele, da er mein Freund sei, und dass ich mich wegen einer solchen Sache nicht mit ihm streiten könne. Glücklicherweise befanden wir uns nicht in einer Nahrungsmittelknappheit, obwohl Vorräte an einem solchen Ort, so fern von jeder Bezugsquelle, natürlich sehr wertvoll sind. Nachdem er meiner Vergebung versichert worden war, erklärte er sogleich, dass er nur die Festigkeit meiner Zuneigung zu ihm habe testen wollen und dass die Nahrung sicher und unversehrt in einer Höhle liege, wo er sie sorgfältig gelagert und den Eingang verbarrikadiert hatte. Und so war es auch: Er hatte sie in dieser trockenen Höhle versteckt, einem geheimen Rückzugsort von ihm, dessen Eingang nur unter Schwierigkeiten zu erreichen war, verborgen wie er war in dichtem Gestrüpp. Ich sagte, in diesem Fall könne er nun eine der beiden Lasten essen, da er mir erzählte, dass er und sein Volk an Hunger litten (er sah in der Tat hager aus), und ich erfreute sein Herz zudem mit dem Versprechen eines Esels.

Doch die unbefriedigendste Nachricht, die er mir mitzuteilen hatte, war, dass sich nun kein einziger Elefant im ganzen Land befand und seit meiner Abreise auch keiner mehr da gewesen war. Das war enttäuschend, da ich geplant hatte, einige Zeit hier zu bleiben, während ich nach Mthara um mehr Nahrung und an die Küste um Hilfe für den Abtransport unseres Elfenbeins schickte; ich hatte gehofft, Letzteres in der Zwischenzeit durch Jagd während der Wartezeit noch etwas zu vergrößern.

Die Grube, in der ich das vergraben hatte, was ich in dieser Gegend auf unserem Hinweg geschossen hatte, war nicht nur unberührt, sondern so mit Unkraut überwuchert, dass niemand hätte sehen können, dass der Boden jemals aufgewühlt worden war. Wir hätten ihren Inhalt jetzt nicht einmal mit den Reserveeseln ohne große Schwierigkeiten weitertransportieren können, obwohl wir noch genügend Nahrung hatten, um uns bis nach Ukambani zu bringen. Zudem fürchtete ich, der Tana-Fluss könnte unpassierbar sein, und ich hatte nichts gegen ein oder zwei weitere Monate in diesem Bezirk einzuwenden, bevor wir zur Küste weiterzogen. Ich hatte daher beschlossen, wie zuvor nach Mthara zu schicken, um zusätzliche Vorräte zu besorgen, während ich hier blieb. Gleichzeitig wollte ich Boten an die Küste schicken, um einige zusätzliche Träger heraufzuholen, die uns bei Mtiya (jenseits des Tana) treffen sollten, wohin wir in der Zwischenzeit unsere Lasten in zwei Etappen nach der Rückkehr der Nahrungskarawane transportieren würden. In diesem Sinne hatte ich in den letzten Tagen Briefe geschrieben, um sie für den Versand an die Küste bereit zu haben, und widmete den nächsten Tag derselben Aufgabe, während meine Männer sich ausruhten.

Nachdem ich diese Aufgabe abgeschlossen hatte, beschloss ich, der Karawane noch einen Tag zur Erholung zu gönnen, bevor wir die Reise zum Fuß der Jambeni-Kette antraten – die in Eilmärschen („mit leeren Händen" natürlich) absolviert werden musste, um Nahrung zu sparen –, damit ich versuchen konnte, ihnen etwas Fleisch zu schießen. Dementsprechend brach ich am zweiten Morgen nach unserer Ankunft früh mit Baithai auf; und da mir das Glück hold war, erlegte ich zwei Giraffen mit jeweils einer Kugel aus einem kleinen Trupp, den ich angepirscht hatte. Ich gab meinen Ndorobo-Freunden eine und der „Safari" die andere, was für reichlich Fleisch für alle Beteiligten sorgte und jeden glücklich machte. Der zusätzliche Tag Verzögerung gab mir Zeit, einige Ergänzungen zu meinem Stapel Briefe für die Post vorzunehmen, während der Güterschuppen repariert, das Esel-Boma verstärkt und unser Elfenbein vergraben wurde. Das Lager war voll von Ndorobos, und die Männer waren sehr lärmend; aber obwohl es etwas unangenehm war, nahm ich es hin, da ich sie gerne bei guter Laune höre.

Kapitel XVII: LAGERLEBEN IN EL BOGOI

Eine ärgerliche Behinderung — Eine drastische Kur — Menschenfressende Löwen — Jumas Lövengeschichte — Ein Tagebuch unter Schwierigkeiten — Räuberische Löwen verscheucht — Verlust von Lasttieren — Vorsichtsmaßnahmen — Auslegen eines Köders — Ein tragisches Gerangel — Ein aufregender Moment — Versagen eines Zauberers — Erfreuliche Aussichten — Eine neuartige Ausrede — Die Höhle der Löwen — Eine wirksame Falle — Mein verräterisches Gewehr — Der letzte der Belagerer — Ein freudiger Augenblick — Erwartung und Erfüllung — Methoden zum Aufstellen von Selbstschussanlagen.

Wir hatten El Bogoi am 3. Juni erreicht, und am 6. brach Abdulla mit dem Großteil der Männer nach Mthara auf; nur wenige blieben bei mir, zusammen mit allen Eseln (außer zwei oder drei, die er mitgenommen hatte). Ich wartete darauf, dass Lesiat mir Nachricht brachte, ob irgendwo im Umland von Elefanten zu hören sei, da er versprochen hatte, Boten auszusenden, um Informationen einzuholen. Doch kaum war die Karawane fort, entzündete sich meine rechte Hand, schwoll an und wurde extrem schmerzhaft. Ich hatte

mir eines Nachts beim Nachlegen von Holz ins Feuer kurz vor unserer Ankunft hier einen Dorn eingezogen; und ob an diesem speziellen Dorn etwas Giftiges war oder an der Nadel, mit der er entfernt worden war, oder was die Ursache war, konnte ich nicht sagen, aber in wenigen Tagen wurde es so schlimm, dass ich nicht mehr wusste, was ich damit tun sollte. Dornen und Kratzer in den Händen sind beim Jagen so alltäglich, dass ich sie nie beachtete und auch nie schlimme Folgen ihrer Aufmerksamkeiten spürte; in diesem Fall jedoch trat eine Art Blutvergiftung ein, die dazu führte, dass ich die entsetzlichste Hand bekam, an der ich Qualen litt. Ich glaube, es wurde dadurch verschlimmert, dass ich zuließ, dass einer meiner Männer hineinschnitt; aber der Schmerz war so unerträglich und ununterbrochen, dass ich bereit war, alles zu versuchen, und mich zu einem Zeitpunkt fast damit abgefunden hätte, sie mir abnehmen zu lassen. So behinderte mich dieses ursprünglich triviale Vorkommnis durch einen weiteren Schlag des Unglücks erneut für volle einen Monat, in dem ich sehr litt und natürlich im Lager gefangen war. Gleichzeitig schätzte ich mich äußerst glücklich, nicht zum Marschieren gezwungen zu sein, während meine Hand in diesem Zustand war.

Lesiat kam häufig zu mir, um mich zu besuchen, und versorgte mich mit Mengen an Honig; tatsächlich betrachtete er es als sein ganz persönliches Privileg, mein Honigfässchen voll zu halten. Er betrachtete meine verzinkten Eisenkübel bewundernd und bat mich oft, ihm bei meiner Abreise zur Küste einen zu überlassen, zusammen mit meiner emaillierten Waschschüssel als Deckel dafür, wobei er versprach, dass ich ihn bei meinem nächsten Besuch voll vorfinden würde. Er erklärte, dass Holzgefäße mit Fellabdeckungen leicht von Insekten beschädigt werden könnten, und behauptete, dass ein großer Behälter dieser Art, den er voll Honig im Wald für meine Rückkehr versteckt hatte, von einer Hyäne gefressen worden sei. Eines Tages, als es mir am schlechtesten ging, brachte er mir etwa einen Liter des herrlichsten Honigs, wie Olivenöl, gewonnen aus reinem, weißem Jungfernwachs, und sagte mir, ich solle ihn vor dem Schlafengehen ganz wie Wasser austrinken, mit der Versicherung, dass er mir wie Medizin gut tun würde. Ich fühlte mich nicht in der Lage, seinem Rat buchstäblich zu folgen, obwohl ich wenig Zweifel habe, dass die Wirkung unvermeidlich ziemlich drastisch gewesen wäre; gleichzeitig teile ich entschieden die Meinung des Weisen aus alter Zeit, die sich in den Ndorobos von heute widerspiegelt, dass Honig „Gesundheit für die Gebeine“ ist.

Elefanten-Neuigkeiten waren mir unter diesen Umständen nicht von großem Nutzen; aber ich erfuhr, dass es an den westlichen Hängen der Lorogis welche gab. Diese Information war von einer benachbarten Gemeinschaft gewonnen worden, von denen einige früher bei mir auf meinem Ausflug ins Seya-Tal dabei gewesen waren. Es schien, dass mehrere dieser Leute auf einer Honigjagd-Expedition in den „Subugo“-Wäldern dort gewesen waren – da die Trockenheit der Jahreszeit auf dieser Seite zu einem Mangel geführt hatte, während diese Bedingungen günstig für die Bienenlese in jenem feuchteren Klima waren. Doch ihr Vorhaben wurde plötzlich durch eine Tragödie abgebrochen: Einer der Ihren war von einem Löwen weggeschleppt und verschlungen worden, der den unglücklichen Mann angesprungen hatte, während dieser am helllichten Tag damit beschäftigt war, einen Bienenstock aus einem Loch im Boden auszugraben – so zumindest wurde mir der Vorfall geschildert. Infolgedessen wagte sich keiner dieser Leute mehr über die Berge, obwohl sie erklärten, dass es dort Honig im Überfluss gäbe, während er hier auf ihrer eigenen Seite der Kette nun so knapp sei.

Ein weiteres Unglück derselben Art stieß kurz darauf einem Mitglied von Lorgetes Familie zu. Sie waren gerade erst vom Gwaso-Nyiro-Fluss zurückgekehrt, wo sie einige Zeit gejagt und Fallen gestellt hatten; und da sie noch nicht gehört hatten, was passiert war, gingen zwei oder drei von ihnen über den „Subugo“, um die Lage zu sondieren, in der Absicht, für eine Weile auf der fernen Seite der Kette zu lagern. Es ist die Gewohnheit dieser Eingeborenen, beim Aufbruch am frühen Morgen zwei oder drei

brennende Scheite aus dem Feuer in einer Hand mitzuführen; und wenn die Luft kühl ist – wie sie es im „Subugo“ immer ist, bis die Sonne hoch steht –, legt der Träger seine Feuerhölzer ab und zu auf den Boden, bläst sie an und hockt fröstelnd über der Glut, den Fellumhang um die Schultern gezogen, um die Wärme aufzusaugen. In dieser Position wurde einer aus der Gruppe vom Menschenfresser angesprungen, wie sein entsetzter Gefährte aus geringer Entfernung mit ansehen musste, und wurde zu seiner leichten Beute, genau wie in dem bereits erwähnten Fall.

Dies schien eine bemerkenswerte Bestätigung von Lesiats Furcht vor den Löwen jener Gegend zu sein, vor denen er mich früher gewarnt hatte, als er seine eigenen Abenteuer mit einem solchen dort in seiner Jugend erzählte. Ereignisse, die später bekannt wurden, schienen jedoch zu zeigen, dass diese Tiere in diesem Jahr ungewöhnlich kühn und gefährlich waren; und ich glaube, die Erklärung liegt darin, dass das Land aufgrund der Dürre außergewöhnlich kahl von Gras war, was es für Raubtiere viel schwieriger machte, Wild anzupirschen und zu erlegen. Letztere, unfähig, ihre Bedürfnisse auf gewöhnliche Weise zu befriedigen, wurden so durch Hunger verzweifelt und verhielten sich entsprechend kühn und aggressiv. Ich habe das Gleiche in Südafrika beobachtet; dort wird das Gras im Winter oder in der Trockenzeit allgemein abgebrannt; und es ist ausnahmslos im frühen Frühling, wenn das ganze Land bar jeder Deckung ist und bevor das neue Gras zu wachsen begonnen hat, dass Löwen aus ihren üblichen Schlupfwinkeln in den unbewohnten Buschgebieten, wo Wild ihre Beute ist, in die Nachbarschaft der Grenz-Kraals wandern und Überfälle auf das Vieh der Eingeborenen unternehmen. Ich habe selbst auf diese Weise Vieh verloren – immer zu jener speziellen Jahreszeit. Dort jedoch überleben die Räuber selten lange genug, um die Gewohnheit fortzusetzen. Sofort wird Alarm geschlagen, und alle Männer aus dem umliegenden Bezirk rotten sich zusammen und jagen den Eindringling auf, den sie selten verfehlen, für seine Kühnheit büßen zu lassen. Die verstreut lebenden Ndorobos hingegen unternehmen, sei es aus Furchtsamkeit oder aus Mangel an Zusammenhalt, keinen Versuch, den Tod eines der Ihren zu rächen; und als Folge davon wiederholt der Löwe, nachdem er erst einmal seine instinktive Furcht vor dem Menschen überwunden hat, den Angriff, wann immer der Hunger ihn treibt und sich die Gelegenheit bietet.

Kurz nachdem meine Hand zuerst schlimm geworden war, hatte ich Juma mit einem weiteren Mann losgeschickt, um Abdulla nach Mthara zu folgen, mit einer Nachricht bezüglich meiner Post. Bei ihrer Rückkehr hatte auch er eine Lövengeschichte zu erzählen. Er sagte, dass eines Abends, als sie für die Nacht am Ufer des Gwaso Nyiro haltgemacht hatten, ein Löwe seinen Gefährten angesprungen habe, während dieser ihr Essen kochte, den Mann jedoch verfehlt habe und mitten im Feuer gelandet sei, wobei er den Topf umstieß. Ob seine Majestät durch diesen Fehlschlag und das Verbrennen seiner Pfoten zu sehr verunsichert war, um sein beabsichtigtes Opfer weiter zu verfolgen, oder ob Letzterer sich bereits in die Höhe gerettet hatte, ist mir nicht ganz klar, aber jedenfalls kehrten beide Boten sicher und wohlbehalten zurück und trafen am 22. wieder ein. Sie erklärten jedoch, dass sie nach diesem Schrecken immer in Bäumen geschlafen hätten. Etwa eine Woche davor hatte ich eines Nachts einen Löwen nicht sehr weit entfernt brüllen hören, was hier eine sehr ungewöhnliche Sache war; tatsächlich glaube ich nicht, dass ich zuvor jemals einen in der Nähe von El Bogoi gehört hatte.

Meine Hand war in einem solchen Zustand gewesen, dass ich anfing, ein Absterben des Gewebes zu fürchten; sie war völlig unförmig angeschwollen – die Schwellung zog sich den Arm hinauf und der Schmerz bis in meine Seite – und färbte sich schwarz; doch um diese Zeit nahm es eine hoffnungsvollere Wendung, große Mengen an Eiter entleerten sich sowohl aus der Handfläche als auch vom Handrücken, mit entsprechender Linderung der Schmerzen. Aber es war nur noch das Wrack einer Hand, am Ansatz der Finger unterhöhlt von Gängen, die von vorne nach hinten durchdrangen und durch die man das

Tageslicht sehen konnte – ein völlig nutzloses Glied, was die Greifkraft betraf – und der Arm war, nachdem die Schwellung abgeklungen war, auf die Hälfte seiner natürlichen Größe geschrumpft. Während dieser ganzen Zeit schrieb ich mein Tagebuch mit der Linken; und so schnell kann man sich an Umstände anpassen, dass, während die ersten Tage kaum leserlich sind, ich in drei Wochen eine solche Fertigkeit erlangt hatte, fast so ordentlich wie mit der Rechten schreiben zu können, wenn natürlich auch nicht so schnell.

Ich befand mich also in diesem verkrüppelten Zustand, als ich wenige Tage nach Jumas Rückkehr aus Mthara ihn mit zwei oder drei anderen losschickte, um im „Subugo“ Moos zum Ausstopfen von Eselspolstern zu sammeln. Die Entfernung bis zum Gipfel des Berges war beträchtlich, und da es einige Zeit dauern würde, genügend Moos von den Bäumen im Wald zu sammeln, konnten sie erst am darauffolgenden Tag zurückkehren; so dass ich mit nur drei oder vier Männern im Lager zurückblieb.

Ich schlief in einem Schuppen, der an einem Ende offen war, hinter dem sich derjenige mit unseren Vorräten befand, und einige Meter dahinter wiederum der Kraal oder das „Boma“, eine kreisförmige Einfriedung aus dornigen Zweigen, in der die Esel (etwa zwei Dutzend) jede Nacht eingeschlossen wurden; ein wenig seitlich befanden sich die Hütte des Kochs und zwei oder drei Hütten der anderen Männer. Einer meiner wichtigsten Eseltreiber und „Askari“ namens Maftaha, der für die Vorräte verantwortlich war und dessen Aufgabe es war, die Esel jeden Abend zu zählen und zu sehen, dass sie sicher in ihrem „Boma“ eingeschlossen waren, schlief im Güterschuppen.

CARAVAN MARCHING; NEARING THE SOUTH END OF BASSU.

In der fraglichen Nacht, nämlich der des 25. Juni, gegen 21.30 Uhr, war ich gerade eingeschlafen, als ich durch das plötzliche Stürmen und Rumpeln geweckt wurde, das der Trupp Esel verursachte, als er aus dem Kraal ausbrach und in Panik davonstürmte. In der „Bara“ gewöhnt man sich an, sozusagen mit einem Auge (oder zumindest einem Ohr) offen zu schlafen, so dass jeder Alarm oder Aufruhr einen augenblicklich wachrüttelt und man instinktiv aus dem Bett springt und sein Gewehr ergreift. Durch bittere Erfahrung hatte ich gelernt, wie ratsam es ist, meines griffbereit zu haben, und platzierte es immer (geladen und mit Patronen im Magazin) auf zwei aufrecht stehenden Astgabeln – die

zwischen meinem Bett und der Zeltwand in den Boden getrieben waren –, so dass es horizontal in einer Position lag, um sofort handlich ergriffen werden zu können, direkt neben mir. Als ich den Aufruhr hörte, wusste ich sofort, dass es ein Löwe sein musste, und lief mit dem Gewehr in der linken Hand hinaus. Der Mond, etwas über den Vollmond hinaus, war vor Kurzem aufgegangen.

Maftaha, der die Situation nicht begriff, war mit leeren Händen hinausgegangen, mit der üblichen Suaheli-Dummheit; und als ich herumkam, wollte er gerade in den Kraal schauen, doch als er dem Tor gegenüberstand, schreckte er mit einem Schrei „Ah! Simba!" zurück, im selben Moment, in dem der Löwe ein Knurren ausstieß. Die Männer starrten alle nur mit offenem Mund, keiner dachte an sein Gewehr, bis ich sie wegen ihrer Idiotie ausschaltete. Ich währenddessen fummelte mit meiner verletzten Hand am Verschluss meiner Lee-Metford herum und vermasselte es, eine Patrone in den Lauf zu bekommen (ich hatte den Kammerstängel bewegt, als ich herauskam, mit der Idee, ganz sicherzugehen, dass die Patrone diesmal richtig im Lager war; und da meine rechte Hand verstümmelt war, war er aufgesprungen und die Patrone herausgeflogen). Ich konnte einen Esel im Kraal auf dem Boden treten hören und stöhnen in seinen Todeskämpfen; aber es war nun kein anderes Geräusch zu hören. Dann, gerade als ich es geschafft hatte, mein Gewehr in Ordnung zu bringen und zum Tor des Kraals ging – nachdem ich Maftaha gewinkt hatte, mir zu folgen – in der Absicht, einen Schuss auf unseren Feind abzugeben, feuerte der Dummkopf blindlings hinter einem Unkrauthaufen hervor in den Busch – in der Annahme, schätze ich, er sei dort sicher, weil er nichts sehen konnte –, wobei er die Löwen verscheuchte (er behauptete, es seien zwei gewesen), und unsere Chance auf sofortige Rache war vertan.

Der tote Esel (ein kleiner) war lediglich durch Bisse in die Kehle und den Nacken getötet, aber sonst nicht angerührt worden, abgesehen von Kratzern aus dem Kampf. Wäre meine verstümmelte Hand nicht gewesen, hätte ich kaum verfehlen können, einen Löwen im Kraal zu erschießen, denn es war heller Mondschein und der tote Esel war von gegenüber dem Tor deutlich sichtbar. Wir hielten die ganze Nacht Wache, aber der Feind kehrte nicht zurück. Drei Esel kamen während der Nacht ins Lager zurück und wurden gesichert und an Bäume zwischen den Hütten angebunden. Zufälligerweise hatten zwei Ndorobos im Lager geschlafen, also schickte ich am Morgen einen von ihnen mit dem Eselhirten los, um zu versuchen, der Fährte der verschreckten Lasttiere zu folgen, während der andere zu Lesiat ging, um mehr Hilfe zu holen. Ein paar Freiwillige tauchten bald auf, alle gewillt, bei der Suche nach den verlorenen Eseln zu helfen. Einer wurde ganz in der Nähe gefunden, aufgeschlitzt, aber nur hautteif, mit Krallenspuren, und drei weitere, unverletzt, wurden im Laufe des Tages gefunden; ein weiteres Trio kam gegen Sonnenuntergang von selbst nach Hause, aber von den übrigen gab es keine Nachricht.

In der Zwischenzeit war es notwendig gewesen, die wenigen Männer, die ich hier hatte, hart arbeiten zu lassen, um ein neues „Boma" direkt am Güterschuppen zu bauen; das andere war zu schwach gewesen und im Schatten von Bäumen gelegen, mit Buschwerk direkt bis an seine Rückseite. Das Lager war in dieser Hinsicht in der Tat äußerst schlecht gelegen, umgeben von dichter Deckung, was die Annäherung von Raubtieren begünstigte; aber dies war hier unvermeidlich, da das ganze Land ein einziger durchgehender Dschungel war, und da zuvor nie etwas passiert war – obwohl die Esel monatelang unter der Obhut von nur zwei oder drei Männern hier gewesen waren –, waren diesmal keine besonderen Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden, um den Kraal sicher zu machen. Natürlich war es mit so wenigen Händen nicht möglich, diesen Mangel an einem Tag zu beheben, zumal Juma und seine zwei Männer erst am Abend zurückkehrten; dennoch wurde er so stark gemacht, wie es unter den Umständen zu bewerkstelligen war, in der Hoffnung, die Esel darin zu halten; und bei Sonnenuntergang wurden jene, die

wiedergefunden worden waren, hineingestellt und der Eingang so sicher wie möglich mit großen dornigen Ästen verschlossen.

Ich selbst konnte natürlich nichts tun, außer zuzusehen und meine Männer zu ermutigen. Zu versuchen, nach den Löwen zu suchen, wäre, selbst wenn ich unversehrt gewesen wäre, ohne Hunde (sogar Pice war in Kere gestorben) in dem Dickicht, das uns in jeder Richtung umgab, völlig nutzlos gewesen. Hätte ich schießen können, hätte ich mich vielleicht an einer Stelle postiert, von der aus ich den toten Esel die ganze Nacht beobachten konnte, nachdem ich ihn auf irgendeine Weise gesichert hätte, um zu verhindern, dass er weggeschleppt wird, um so weit wie möglich sicherzustellen, dass die Löwen bei ihm blieben, sollten sie überhaupt kommen, bis der Mond aufging, was in jener Nacht erst nach zehn Uhr der Fall sein würde. Selbst das wäre vielleicht nicht erfolgreich gewesen, da die Nacht sich als bewölkt und dunkel erwies, während die Stelle, wo der Kraal gewesen war, von Bäumen beschattet wurde; aber so wie es war, versuchte ich dergleichen natürlich erst gar nicht.

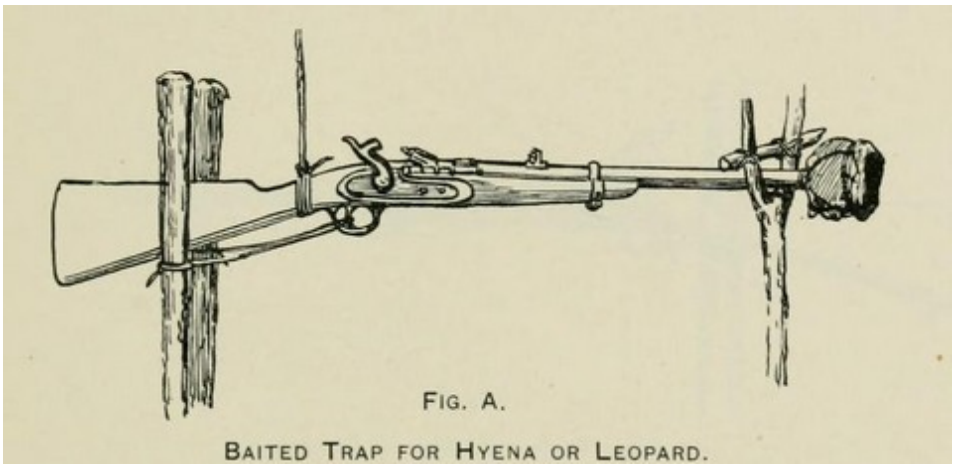


FIG. A.

BAITED TRAP FOR HYENA OR LEOPARD.

Wir waren gezwungen gewesen, alle Äste, aus denen das „Boma“ bestanden hatte, für das neue zu verwenden und weitere zu schneiden, um sie hinzuzufügen; und selbst wenn sie den ganzen Tag über ihr Bestes gaben, konnten meine wenigen Männer (einschließlich Koch und allen) keinen solchen Zaun errichten, der mir viel Vertrauen eingeflößt hätte, dass die panikgeschlagenen Esel ihn nicht durchbrechen könnten, wenn sie wieder erschreckt würden, so furchteinflößend die Barrikade aus Ästen auch aussah. Daher blieb keine Zeit, irgendeine Barriere um den Kadaver zu bauen, um mir das Aufstellen eines Gewehrs auf die einzige Weise zu ermöglichen, wie es über einem Riss sinnvoll getan werden kann; und das Einzige, was ich heute tun konnte, war, eines mit Fleischköder auf die Weise aufzustellen, wie ich es immer mit Erfolg anwende, wenn das Raubtier, dessen Ende man herbeiführen will, eine Hyäne ist.

Da ich die Aufgabe habe, das tote Tier zu entfernen, hielt ich es für das Beste, den Kadaver des Esels fortzuschaffen, um die Attraktivität des Köders zu erhöhen. Eine Gruppe Ndorobos, die sich im Lager aufhielt, bat darum, den Esel essen zu dürfen, da sie im Gegensatz zu Lesiats Stamm keine Vorurteile gegen dieses Fleisch hegten. Nachdem sie das Tier zerlegt und entfernt hatten, stellte ich mein Gewehr an der Stelle auf, von der ich die Rückkehr der Löwen erwartete. Obwohl sie zuvor gestört worden waren, kehrten sie tatsächlich zurück, mieden jedoch die Falle.

Während die Männer am Abend an den Feuern saßen, brach erneut Panik unter den Eseln aus. Trotz der Anwesenheit vieler Menschen im Lager riss ein Löwe nur wenige Meter von meiner Hütte entfernt eines der Tiere nieder. Da es stockfinster war und der Kampf im dichten Buschwerk stattfand, feuerte ich auf Verdacht in die Richtung der Geräusche. Ein helles Tier stürzte daraufhin aus dem Gebüsch hervor. In der allgemeinen Panik

flüchteten meine Männer in die Hütte, da sie glaubten, der Löwe greife an. Es stellte sich jedoch heraus, dass es der Esel war, den die Raubtiere nach meinem Schuss fallengelassen hatten. Das Tier überlebte seine Verletzungen später sogar.

Kurz darauf wurde jedoch ein weiterer Esel gepackt. Weder Schüsse noch brennende Holzscheite konnten die Raubtiere vertreiben, die ihre Beute schließlich tiefer in den Busch schleppten. Ich entschied, in der Dunkelheit keine weiteren Versuche zu unternehmen, da dies nur dazu geführt hätte, dass die verstreuten Esel nacheinander gerissen worden wären. Lesiat versuchte, die Stimmung mit düsteren Prophezeiungen über unsere bevorstehende Vernichtung anzuheizen, was meine ohnehin verängstigten Männer nur noch mehr beunruhigte. Als ich ihn am nächsten Morgen aufforderte, die Fährte der Löwen aufzunehmen, weigerte er sich jedoch feige.

Gemeinsam mit Juma folgte ich der Schleifspur des Kadavers. Wir fanden ihn in einer kleinen Schlucht, weniger als hundert Meter vom Lager entfernt, in einem höhlenartigen Versteck unter dornigem Buschwerk. Die Löwen hatten bereits die Hinterviertel verzehrt, waren aber momentan nicht zugegen. Den ganzen Tag über verstärkten die Männer den Pferch, während ich trotz meiner schmerzenden Hand eine Selbstschussanlage am Eingang der Löwenhöhle installierte.

Gegen drei Uhr morgens riss uns eine laute Explosion aus dem Schlaf, gefolgt von schrecklichem Gebrüll und Stöhnen. Als es hell wurde, fanden wir einen der Löwen tot in der Nähe der Falle vor. Während wir uns näherten, bemerkten wir Bewegungen in der Höhle. Der zweite Löwe versuchte zu fliehen und bot mir ein perfektes Ziel, doch mein Gewehr versagte im entscheidenden Moment durch eine Fehlfunktion des Hahns. Wir brachten den ersten Löwen, ein mageres Männchen, im Triumph ins Lager.

In der folgenden Nacht wurde das Gewehr erneut scharf gemacht. Wieder ertönte ein Schuss, gefolgt von dem charakteristischen Gurgeln eines sterbenden Tieres. Am Morgen lag auch der zweite Löwe tot vor der Mündung. Bei der Untersuchung des Kadavers fand ich in seiner Lippe die deformierte Kugel, die ich zwei Nächte zuvor blind in die Dunkelheit abgefeuert hatte. Trotz dieser schmerzhaften Wunde am Zahn hatte das Tier seinen Raubzug ungerührt fortgesetzt.

Nachdem die Gefahr gebannt war, kehrte Abdulla mit Vorräten zurück, und kurz darauf traf die lang ersehnte Post ein. Die Freude über die Nachrichten aus der Heimat wurde jedoch durch die Erkenntnis getrübt, dass viele Kontakte in der Ferne verblassen. Dennoch gab es Briefe, die mich tief berührten und mir in der Einsamkeit Trost spendeten.

Der Autor schließt das Kapitel mit einer detaillierten technischen Beschreibung und Illustrationen zur Konstruktion von Selbstschussanlagen für Hyänen, Leoparden und Löwen ab, wobei er auf die optimale Platzierung des Abzugsmechanismus und die richtige Höhe des Gewehrlaufs eingeht.

KAPITEL XVIII: VON EL BOGOI NACH MOMBASA

Ein Bergausflug — Ein lästiger Löwe — Das tragische Ende meines Gewehrträgers — Dreihörnige Giraffe — Grevyzebra — Varietäten der Oryx-Antilope — Vorschlag für das Britische Museum — Äquatoriale Elefanten: ihre Größe, Stoßzähne und Besonderheiten — Dimensionen von Nashorn und Zebra — Die Vorstellung der Ndorobo von der Gottheit — Die Erwartung eines Eingeborenen — Beschreibung des Landes — Abschied von den Ndorobo — Widerspenstige Lasttiere — Eine erzwungene Handlung — Ikutha — Wakamba-Raubritter — Jagdwaffen der Wasanya — Ein langer Marsch — Einzug in Mombasa — Eine malerische Prozession — Bezahlung der Träger — Abschiednehmender Rückblick.

Ich habe von dieser Reise nicht mehr viel zu berichten, das von Interesse sein könnte. Meine Hand war allmählich verheilt; obwohl die Finger noch steif waren und meine Beherrschung des Abzugs etwas beeinträchtigten, konnte ich wieder schießen, wenn auch nicht ganz in meiner gewohnten Form. Die Rückkehr der Postboten ermöglichte mir nun, da die Löwen beseitigt waren, einen weiteren Ausflug zu unternehmen, um die Zeit bis zur Rückkehr der Karawane aus Ukambani zu füllen, die unseren endgültigen Aufbruch zur Küste erlauben würde. Dieser zweite Besuch der Westseite der Lorogis diente hauptsächlich dazu, einige Sammlungsstücke zu beschaffen, verbunden mit der Chance auf etwas mehr Elfenbein. Er war noch fruchtloser als der erste und müsste nicht weiter erwähnt werden, wäre da nicht das Unglück, das uns dort ereilte: der Verlust meines Gewehrträgers Squareface.

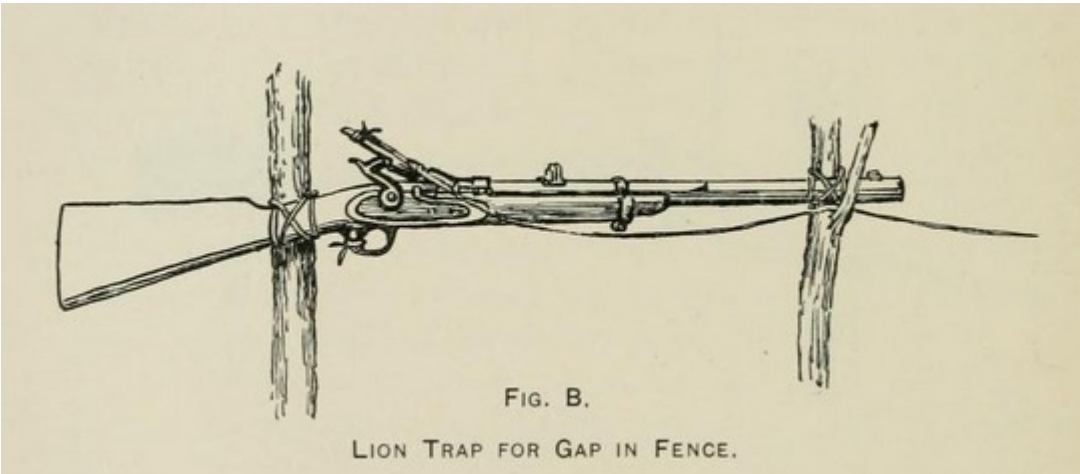


FIG. B.

LION TRAP FOR GAP IN FENCE.

Baithai begleitete mich zusammen mit einem weiteren Ndorobo. Er führte uns am zweiten Morgen, nachdem wir im Bergwald auf dem Gipfel der Kette geschlafen hatten, unglücklicherweise etwas vom Weg ab, sodass wir den Bach, an dem ich im offenen Gelände direkt am Waldrand lagern wollte, erst mittags erreichten. Meine Absicht war es, einen starken „Boma“ um unser Lager zu bauen, da ich glaubte, dass wir bei entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen sicher schlafen könnten und dass wir den Löwen, der die Gegend für schutzlose Ndorobo-Umherstreifende so gefürchtet gemacht hatte, mit einer Falle fangen könnten, sobald ein Ködertier erlegt wäre. Gleichzeitig glaubte ich nicht, dass unsere Gruppe in großer Gefahr schweben würde.

Unglücklicherweise setzte schwerer Regen ein (während dessen es unmöglich ist, Afrikaner zur Arbeit zu bewegen), was unsere Vorbereitungen weiter verzögerte. Als der Abend bewölkt und drohend hereinbrach, war der Zaun erst halb fertiggestellt. Das Gras

im offenen Land war nun gelb, und am Bach war es teils alt und ziemlich lang. Meine Männer lagerten am Fuß eines einzelnen Baumes auf einer kleinen Anhöhe, mein Zelt stand einige Meter entfernt. Als der junge Mond unterging, wurde es sehr dunkel und schaurig; ich gestehe, dass ich mich nicht sehr wohl fühlte, wenn ich an den menschenfressenden Löwen und unsere exponierte Lage dachte.

Vor meinem Zelt brannte wie üblich ein Feuer, und die Männer hatten reichlich Holz gesammelt und mehrere Feuer um sich herum entfacht, an denen sie bis fast Mitternacht erzählend saßen. Doch mit ihrer üblichen Sorglosigkeit waren sie alle zur gleichen Zeit eingeschlafen. Als ich kurz vor ein Uhr nach einem unruhigen Schlaf noch einmal hinausging, war alles still; nur Baithai saß noch aufrecht. Ich war gerade aus einem unruhigen Schlummer und einem unangenehmen Traum erwacht, in dem ein Löwe mein Lager überfiel, und fühlte mich unbehaglich. Ich legte mich jedoch wieder hin und war gerade wieder in einen leichten Schlaf gefallen, als ich plötzlich durch den Tumult eines Angriffs aufgeschreckt wurde – diesmal, ach, nur zu real – durch den Löwen, von dem wir so viel gehört hatten. Sein Knurren – mir nun so vertraute Laute, deren Bedeutung ich nur zu gut kannte – vermischte sich mit Rufen und Alarmschreien der Männer und dem Geräusch des Gerangels, das durch seine und ihre Bewegungen entstand. Ich griff nach meinem Gewehr und stürzte hinaus; doch der Löwe war bereits in der Dunkelheit verschwunden. Ich feuerte einen Schuss in die Richtung ab, die er laut seinem Knurren eingeschlagen hatte, und zwei der Männer feuerten unmittelbar darauf ihre Gewehre ab. Als Antwort erfolgte ein weiteres Knurren nicht weit entfernt, und er zog sich offensichtlich weiter zurück, denn die nächsten Schüsse blieben ohne Erwiderung, und wir hörten nichts mehr von ihm. Ich wusste, was geschehen war, ohne dass es mir gesagt werden musste – natürlich hatte er einen meiner Männer geholt. Ich fragte nur: „Wer ist es?“ und erhielt zur Antwort, dass Squareface weggeschleppt worden war. Ich sah auf meine Uhr; es war 1.15 Uhr.

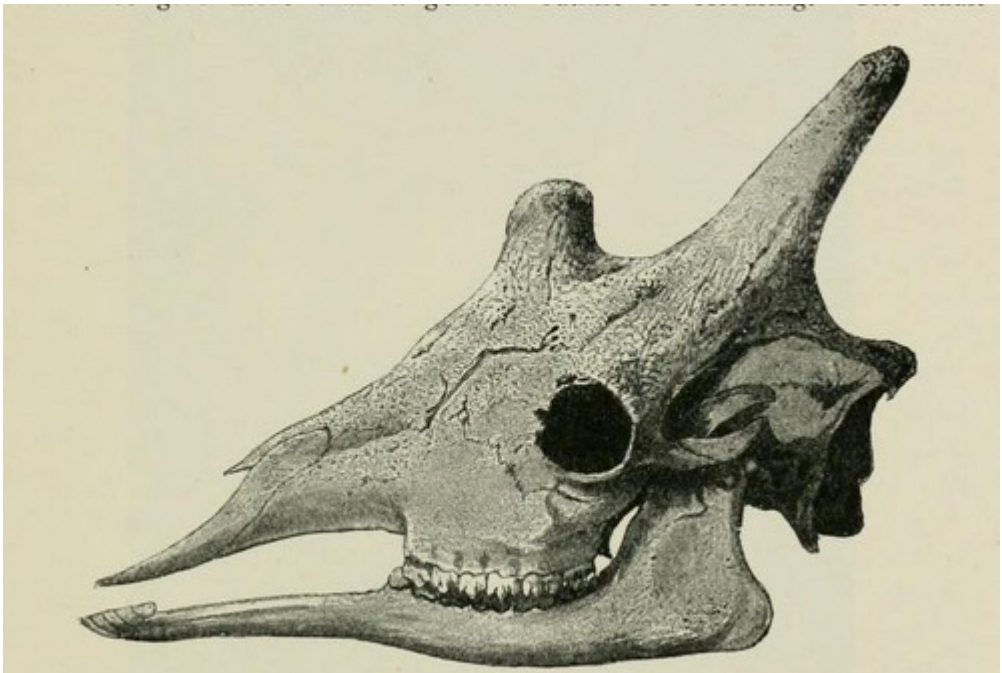
Ich will nicht versuchen, meine Gefühle zu beschreiben; sie waren umso unangenehmer, als ich mir Vorwürfe machte, meine Männer trotz der Warnungen diesem Risiko ausgesetzt zu haben. Das Ganze war grauenhaft, und ich fühlte mich hilflos. Die Männer kamen an mein Feuer, und wir saßen dort für den Rest der Nacht. Endlich graute der Morgen, und ich folgte – nur von Juma begleitet – der schrecklich eindeutigen Spur, die in einer Lichtung am Waldrand schwach erkennbar war. An den Geiern und Raben, die sich bereits niederließen, sahen wir bald, wo die Überreste lagen. Dies war auch ein Beweis dafür, dass der Löwe fort war. Ich werde keine weiteren Details dieses abscheulichen Anblicks schildern; ich konnte es selbst kaum ertragen, hinzusehen. Der Löwe war offensichtlich schon vor einiger Zeit abgezogen, da seine Spur im nassen Gras nicht sichtbar war; er war anscheinend ganz in der Nähe in den Wald eingedrungen, aber es war keine Fährte zu sehen.

Bei unserer Rückkehr fanden wir die niedergeschlagenen Träger vor, die nur noch weg wollten. Ich empfand es als entwürdigend, abzuziehen, ohne einen weiteren Versuch zu unternehmen, den Tod meines Mannes zu rächen; aber es war klar, dass die Männer nicht bleiben würden. Ich konnte sie auch nicht bitten, eine weitere Nacht dort zu verbringen (ohne die nichts zu tun war), denn es war meine Pflicht, die Sicherheit meiner lebenden Gefährten höher zu achten als das Andenken an den bereits Toten. Es war wahr, wie sie betonten, dass wir keine Werkzeuge hatten, mit denen wir an einem Tag eine sichere Unterkunft bauen konnten, in der sie schlafen konnten. Juma unterstützte ihren Protest gegen das Warten: „Wir werden alle sterben, Herr! Was können wir für den tun, der mit dem Sterben fertig ist? Es ist Gottes Befehl.“ So lauteten ihre Argumente. Hätte ich einen Weg gesehen zu bleiben, ohne ihr Leben zu riskieren, und hätte ich sie davon überzeugen können, so hätte ich zweifellos durch ein Bleiben von wenigen Tagen den

Tod jenes Löwen herbeiführen und das tragische Ende meines Gewehrträgers rächen können; doch die Mittel fehlten, und ich fühlte mich gezwungen, ihrem Drängen nachzugeben, denn ich konnte nicht riskieren, einen weiteren Mann zu verlieren. Meine Sachen waren während meiner Abwesenheit bereits gepackt worden, und wir kehrten traurig nach El Bogoi zurück. Ich fragte Baithai in jener Nacht, ob der Löwe groß gewesen sei. Er erwiderte kein Wort, sondern deutete auf den Stamm eines riesigen Baumes.

Am Morgen nach unserer Rückkehr nach El Bogoi brachten einige Ndorobo aus der Ferne vier weitere meiner lange vermissten Esel herbei. Es waren einige meiner besten Tiere, und wir freuten uns umso mehr über sie, als wir verzweifelt waren, sie jemals wiederzufinden, und die Suche als aussichtslos aufgegeben hatten. Sie waren im offenen Land zwischen dem Seya und der Mathews-Kette gefunden worden, wo sie in Gesellschaft von Zebras grasten; sie sahen so glatt aus wie ihre späten Gefährten und schienen anfangs fast ebenso wild zu sein. Die Finder wurden reichlich belohnt. Vier blieben weiterhin vermisst, und diese erhielt ich nie zurück; zweifellos waren sie von Löwen gefressen worden.

Ich erwartete nun bald die Rückkehr meiner Karawane. In den umliegenden Distrikten konnte ich keine Nachricht von Elefanten erhalten, und für einen längeren Ausflug blieb keine Zeit, da ich bereit sein wollte, sofort nach der Ankunft Abdullas zur Küste aufzubrechen. So widmete ich mich den Vorbereitungen; meine Jagd diente dem Zweck, Häute zum Verzurren von Elfenbeinlasten, Sammlungsstücken und Fleisch zu gewinnen. Unter den Sammlungsstücken befand sich der Kopf eines jungen Giraffenbullen sowie Schädel und Haut (komplett für die Präparation) eines Grevyzebra-Hengstes. Ich gab mir Mühe, diese zu konservieren und nach Mombasa und England zu bringen, um sie dem Museum zu schenken, in der Hoffnung, sie könnten von Interesse sein. Ersterer wurde schließlich angenommen; für das Zweite bestand, wie ich erfuhr, kein Bedarf. Ich wählte für diesen Zweck eine nicht ganz ausgewachsene Giraffe wegen der Transportschwierigkeiten, und selbst diese war eine beträchtliche Last für unseren Tross. Doch wenn sich etwas als wertvoll erweist, wird man für die Mühen belohnt, die der Transport an die Küste mit sich bringt; und dieses Stück erwies sich als interessant, da es Unterscheidungsmerkmale zwischen den nördlichen und südlichen Arten illustrierte.



THREE-HORNED GIRAFFE SKULL (*Giraffa camelopardalis*)
(From *P.Z.S.*, February 1897.)

Mit freundlicher Genehmigung ist es mir möglich, den Stich dieses Kopfes aus den *Proceedings of the Zoological Society of London* zu reproduzieren und aus den Bemerkungen von Mr. W. E. de Winton zu diesem Thema zu zitieren.

AUSZÜGE AUS DEN BEMERKUNGEN ÜBER DIE EXISTIERENDEN FORMEN DER GIRAFFE

Von W. E. DE WINTON, F.Z.S.

Aus den Proceedings of the Zoological Society of London

Unter Naturforschern scheint es Zweifel hinsichtlich der spezifischen Verwandtschaft der Giraffen Nubiens und der angrenzenden Länder zu jenen Afrikas südlich des Äquators zu geben; das fast völlige Fehlen von in der Wildnis erlegten Exemplaren der nördlichen Form während des letzten halben Jahrhunderts bis vor ein oder zwei Jahren ist zweifellos der Grund dafür, dass die Nomenklatur der beiden Arten in einem sehr ungesicherten Zustand verblieb.

Die Präsentation der Haut eines Tieres aus Somaliland durch Mr. Oldfield Thomas im Namen von Messrs. Rowland Ward & Co. bei einem Treffen der Gesellschaft am 20. Februar 1894 veranlasste mich, die Literatur zu diesem Thema zu sichten. Seitdem hatte das Britische Museum das Glück, das ältere Material durch Köpfe beider Arten zu ergänzen, die von den Sammlern selbst stammten – Mr. H. A. Bryden stiftete einen Kopf der südlichen Form, den Khama mitgebracht hatte und der in der Nord-Kalahari erlegt worden war; und Mr. Arthur H. Neumann einen Kopf der nördlichen Form, erlegt etwas östlich der Lorogi-Berge und nördlich des Gwaso Nyiro (etwa 1° nördl. Breite); darüber hinaus wurden weitere durch Kauf erworben.

„Nördliche Form“, Thomas, P.Z.S. 1894, S. 135; Matschie, Säug. Deutsch-Ost-Afr. S. 103 (1895).

Die Grundfarbe variiert von Weiß bis Rehbraun; die dunklen polygonalen Markierungen variieren von Orangerot bis Rot-Schokolade, wobei die Ränder gleichmäßig und scharf abgegrenzt sind; die Zwischenräume zwischen den dunklen Flecken sind im Allgemeinen schmaler und bei alten Tieren immer weitaus deutlicher definiert als bei Tieren gleichen Alters der südlichen Art. Die Beine unterhalb der Knie und Sprunggelenke sind weiß. Die Männchen haben ein drittes Horn in der Mitte der Stirn direkt über den Augen, zylindrisch, von 3 bis 5 Zoll Länge; beim jungen Tier wird diese Position von einem markanten Büschel schwarzer Haare eingenommen.

Bewohnt das Gallaland vom Tana-Fluss nordwärts, Somaliland, Abessinien, Kordofan und erstreckt sich wahrscheinlich quer durch Afrika bis nach Senegambien in geeigneten Lagen, vom Äquator bis etwa 15° N.

Es wird ersichtlich, dass ich mit dem Material, das ich sammeln konnte – etwa ein Dutzend Häute und dreizehn Schädel beider Arten jeden Alters –, nicht mehr als einen allgemeinen Umriss der Färbung geben kann. Die ausgewachsene nördliche Giraffe hat scharf definierte polygonale Flecken, die hellen Zwischenräume sind schmaler, die Unterbeine weiß und das Obergesicht rötlich-grau. Die Hörner der nördlichen Art sind länger, massiver und neigen sich stärker nach hinten als die der südlichen Art. Ich habe bei keiner Art jemals zwei Hörner von gleicher Länge gesehen.

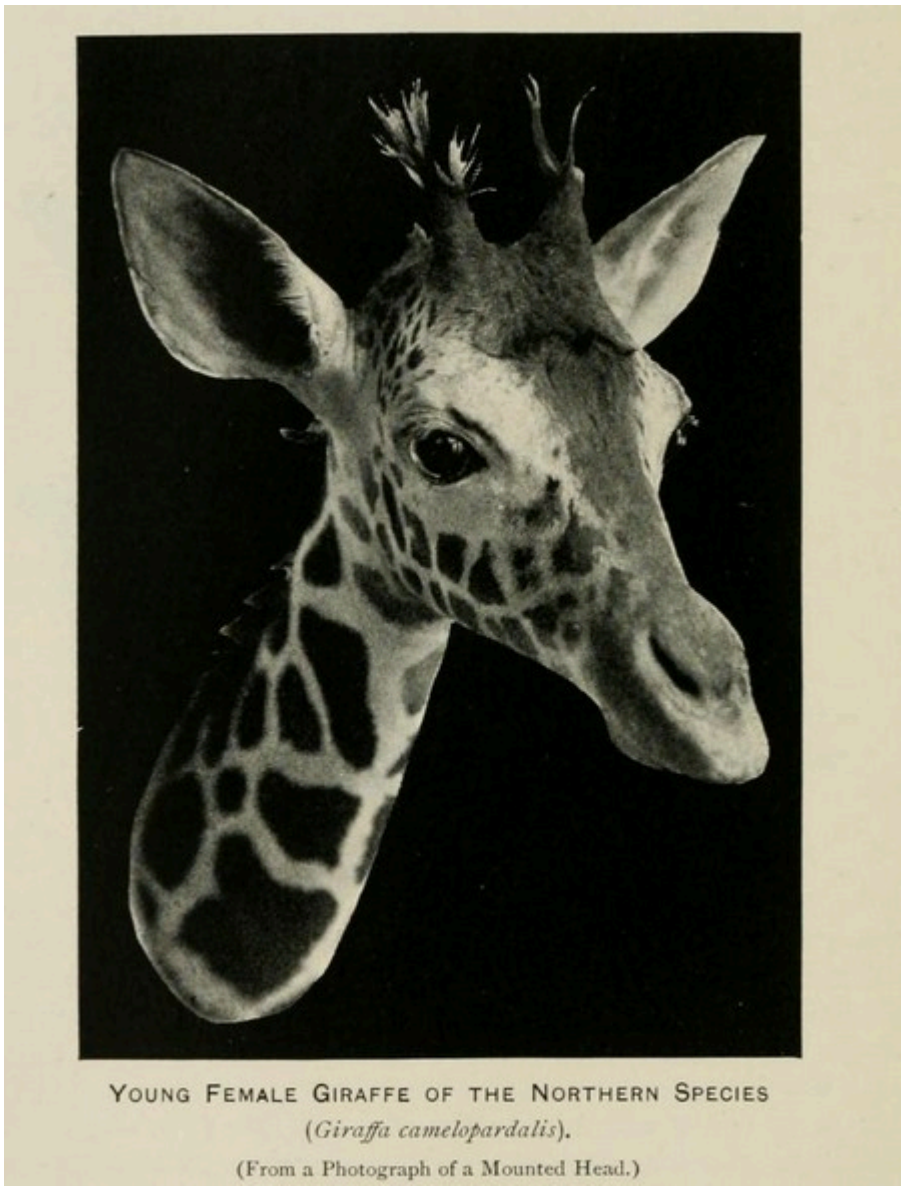
Mr. Selous berichtet mir, dass er in Südafrika nie einen Giraffenbullen mit einem dritten Horn gesehen hat, und Mr. Neumann sagt dasselbe.

Da mir der große Gewichtsunterschied zwischen den Schädeln der beiden Geschlechter auffiel, war ich neugierig und legte sie auf die Waage: Bei den getrockneten Schädeln zweier in der Wildnis erlegter abessinischer Tiere wog der des Männchens 19 lb. 8 oz., während der des Weibchens nur 7 lb. 6 oz. wog. Die Knochen des weiblichen Schädels sind sehr glatt und dünn; die gesamte Oberseite des männlichen Schädels ist mit einem rauen, oberflächlichen Knochenwuchs bedeckt, der sein Zentrum in den drei Hörnern hat und allmählich die gesamten Oberpartien des Schädels einhüllt, wobei er Klumpen an den Hinterhaupts- und Augenhöhlenknochen bildet und das Gesicht bis zum Ende der Nasenbeine und die Wangen bedeckt, sodass alle echten Knochen vollständig verborgen sind.

Mr. Arthur H. Neumann – dem ich für die Leihgabe von Exemplaren und die Hilfe bei der Ausarbeitung der Verbreitung sehr zu Dank verpflichtet bin, da er mit beiden Formen gut vertraut ist und vielleicht der einzige Jäger ist, der die zweihörnige Giraffe sowohl in Süd- als auch in Ostafrika sowie die dreihörnige Art erlegt hat – berichtet mir, dass auf einer Reise von Mombasa bis nach Usoga auf der Route nach Uganda keine anderen als die südliche oder gefleckte Art gesichtet wurden und dass westlich des Naivasha-Tals keine Giraffen gesehen wurden. In einigen Gebieten, besonders am Gwaso Nyiro, ist sie sehr zahlreich, weitaus mehr, als ich den südlichen Typus jemals irgendwo gesehen habe. Von etwas nördlich der Lorogi-Berge traf ich auf keine Giraffen mehr bis nahe dem Nordende des Sees.

Bezüglich der möglichen Nutzung dieses massiven Kopfes wollte ich herausfinden, ob die Hörner beim Kämpfen eingesetzt werden. Mr. Neumann sagt, das Ähnlichste zu einem Kampf, das er bei der dreihörnigen Art gesehen habe, seien zwei junge Männchen gewesen, die sich spielerisch mit den Köpfen stießen; er hat gesehen, wie Giraffen, die von Hunden bedrängt wurden, ihre Verfolger durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen abwehrten. Mr. Selous hingegen berichtet von

einem sehr rührenden Vorfall: Ein neugeborenes Kalb, das im Gras lag, wurde von zwei Leoparden gepackt; die Giraffenmutter kam sofort zur Rettung und kämpfte so wirkungsvoll mit den Vorderfüßen, dass es ihr gelang, die Leoparden zu vertreiben, doch unglücklicherweise traf ein Schlag, der dem Leoparden galt, das Kalb im Rücken und brach ihn. Alle Jäger sind sich einig, dass die Giraffe ihren Kopf niemals zur Selbstverteidigung einsetzt.



YOUNG FEMALE GIRAFFE OF THE NORTHERN SPECIES
(*Giraffa camelopardalis*).
(From a Photograph of a Mounted Head.)

Grevyzebras sind heute, was ihre Zeichnung betrifft, gut bekannt, da viele Häute aus Somaliland gekommen sind, aber es fällt mir auf, dass die Beschreibungen, die unsere Naturforscher vom Tier selbst geben, nicht ganz zutreffend sind. Als nicht-wissenschaftlicher Beobachter habe ich große Erfahrung mit diesem Tier gesammelt und zahllose Gelegenheiten gehabt, es – sowohl lebend als auch tot – mit der Form von Burchells (ich glaube, sie wird jetzt Grants genannt) Zebra zu vergleichen, die dieselbe Region bewohnt. Die beiden Arten kommen nebeneinander vor und schließen sich oft derselben Herde an. Aufgestellte Exemplare sind von sehr geringem Wert für die Einschätzung von Größe und Form, es sei denn, am frisch getöteten Tier wurden genaue Maße genommen. Die Haut schrumpft beim Trocknen völlig aus der Form. Ich finde die Angabe, dass *Equus grevyi* ein „leichtes, schlankes Tier“ sei, das im Körperbau dem echten oder Bergzebra nahekomme. Ich habe Letzteres nie gesehen, aber immer verstanden, dass es das kleinste der Zebras ist. Nun ist das Grevyzebra weitaus das größte. Weit davon entfernt, von leichtem Bau zu sein, ist es ein immens kräftiges, hochgewachsenes

Tier, mindestens doppelt so groß wie sein kleinerer Artgenosse. Es wirkt in Aussehen und Bewegung pferdeähnlicher als die kleinere Art, obwohl sein Ruf merkwürdigerweise mehr Ähnlichkeit mit dem des Esels hat und seine Ohren größer sind. Die Hufe illustrieren den Typunterschied ebenso gut. Auch die Gangarten sind charakteristisch. Die kleinen Zebras fallen bei Alarm in einen kurzen Eselgalopp. Das Grevyzebra läuft im Trab an, mit freier, hoher Aktion, und seine Bewegungen erinnern eher an das Pferd als an den Esel.

Ich wurde oft gefragt, ob sich die beiden Zebraarten nicht kreuzen. Ich antworte darauf: Sicherlich niemals. Wilde Tiere verschiedener Arten kreuzen sich im Naturzustand nicht – außer vielleicht sehr selten unter ganz außergewöhnlichen Umständen. Dass sie zusammen grasen, ist nichts Außergewöhnliches; viele völlig verschiedene Arten pflanzenfressender Kreaturen pflegen friedlich gemeinsam zu fressen; es dient der gemeinsamen Sicherheit. Aber ich vermute, dass in den meisten Fällen, in denen ein einzelner Grevy-Hengst in Gesellschaft von Zebras der anderen Art bemerkt wird, Letztere allesamt Männchen sind. Wie alle polygamen Tiere rotten sich die schwächeren Männchen in separaten Herden zusammen, nachdem sie von den stärksten Hengsten aus den Stutenherden vertrieben wurden.

Ein weiteres Tier, über das sich eine Bemerkung lohnen könnte, ist die Oryx-Antilope dieser Regionen. Ich hatte sie immer als die gewöhnliche „Beisa“ betrachtet, aber Messrs. Rowland Ward haben mich darauf hingewiesen, dass die Exemplare, die ich mitbrachte, in mancher Hinsicht der „Callotis“ ähnelten, obwohl sie kein Anzeichen von Haarpinseln an den Ohren aufwiesen. Die Ohren scheinen etwas spitzer als die der Somaliland-Oryx, der Streifen auf den Wangen ist deutlicher definiert und reicht tiefer herab. So mag dies eine Zwischenform sein.

Ich bin überzeugt, dass unsere Freunde vom Museum weit umfangreichere Serien von Exemplaren benötigen, um die Grenzen und Beziehungen der Arten beurteilen zu können. Einzelne Individuen besagen nicht viel. Wenn ich es wagen darf, so etwas vorzuschlagen, so denke ich, es wäre eine immense Steigerung des Lehrwerts unserer nationalen Sammlung, wenn mehr Exemplare der interessantesten Varietäten verwandter Arten in den öffentlichen Galerien ausgestellt würden. Die Idee, dass nur repräsentative Prachtstücke in den Vitrinen gezeigt werden sollten, halte ich für einen Fehler; die Präsentation sollte so umfassend wie möglich sein.

Einige Schlussfolgerungen, zu denen mich meine Erfahrung mit dem Elefanten des äquatorialen Afrikas geführt hat, mögen wert sein, festgehalten zu werden. Zuerst zur Größe. Ich glaube, dass er in den Regionen, in denen ich gejagt habe, seine größten Dimensionen erreicht, sowohl was die Körpermasse als auch das Gewicht des Elfenbeins betrifft. Der renommierte südafrikanische Jäger und sehr sorgfältige Beobachter Mr. F. C. Selous gibt die Durchschnittshöhe ausgewachsener Bullen mit zehn Fuß bis zehn Fuß sechs Zoll an. Ich werde die Maße einiger Tiere angeben, die ich selbst gemessen habe und die zwar zu den größten gehörten, die ich erlegt habe, aber in keiner Weise außergewöhnlich unter den voll ausgewachsenen Elefantenbullen dieser Regionen waren. Gleichzeitig gibt es zweifellos größere Exemplare, wie es auch kleinere gibt. Ich möchte vorausschicken, dass es keineswegs einfach ist, sehr genaue Messungen der Höhe eines toten Elefanten vorzunehmen, der auf der Seite liegt. Seine Beine haben ein enormes Gewicht, und es ist keineswegs einfach, das Kniegelenk gerade zu halten. Ich kann nur sagen, dass ich mich um größtmögliche Genauigkeit bemüht habe und eher darauf zielte, unter dem tatsächlichen Maß zu bleiben, um im Zweifelsfall nicht zu übertreiben.

VON EL BOGOI NACH MOMBASA

Maße meiner großen Elefantenstoßzähne

| Gewicht (lbs.) | Länge (ft. in.) | Umfang (ft. in.) |

| | | |

| (1) 116 | 9 0 | 1 6 |

| (2) 114 | 8 1 | 1 7 |

| (3) Kuh-Stoßzähne 36 | 6 0 | 1 0 1/4 |

Ich habe bereits die Gewichte einiger meiner schwersten Paare von Stoßzähnen angegeben. Bei den großen Bullen im exklusiven Alter (das heißt alte Einzelgänger, die sich nicht mit Kühen zusammentun) kann man im Durchschnitt mit einem Gewicht von etwa 70 lbs. oder 80 lbs. pro Stück rechnen – etwa zwischen 60 lbs. und 90 lbs. –, während die Zähne von „Herdenbullen" im Allgemeinen um die 50 lbs. wiegen. Gute Kuhzähne variieren zwischen 12 lbs. und 24 lbs. pro Stück. Mein schwerstes Paar der Letzteren wiegt jeweils 36 lbs., aber diese sind ganz außergewöhnlich groß. Der schwerste Bullenstoßzahn, den ich besitze, wiegt 116 lbs., und ich erlegte mehrere Elefanten mit Stoßzähnen von etwa einem Zentner (ca. 112 lbs.) pro Stück. Der Gewichtsverlust beim Trocknen variiert stark; der eben erwähnte verlor nur 1 lb., während ein anderer, den ich habe und der ursprünglich fast genauso viel wog, 7 lbs. verlor. Das Elfenbein sehr alter Elefanten verliert meiner Meinung nach weniger als das jüngerer Tiere, aber ich habe festgestellt, dass der Unterschied zwischen frisch und trocken in dem Land, über das ich schreibe, selbst bei einem großen Zahn meist nur 2 bis 3 lbs. beträgt.

Es scheint also, dass die Elefanten des zentralen Teils des Kontinents jene sowohl der nördlichen als auch der südlichen Gebiete übertreffen – nach allem, was man liest und hört – sowohl an Statur als auch an der Größe der Stoßzähne. Ich kann hinzufügen, dass ich bisher noch nie einen stoßzahnlosen Elefanten beiderlei Geschlechts gesehen habe, und ich bezweifle, dass es dort, wo ich gejagt habe, welche gibt.

Ein weiteres Merkmal, das mir als charakteristisch für die Elefanten dieser äquatorialen Regionen aufgefallen ist (jedenfalls auf der östlichen Seite Afrikas) und in dem sie sich offenbar etwas von denen weiter nördlich unterscheiden, ist das Ohr. Dieser Unterschied ist mir sehr aufgefallen, als ich mich mit Mr. Caldwell (dem Künstler, der viele meiner Elefantenbilder mit so gewissenhafter Sorgfalt gezeichnet hat) über die Illustrationen für dieses Buch beriet; nach meinen Beschreibungen und Maßen ist es ihm in der Illustration auf Seite 97 hervorragend gelungen, diese Besonderheit darzustellen. Ich meine die Form des oberen Teils des Ohrs. Man sieht, dass sich dieses oben in einer Kurve oder einem Bogen nach hinten rollt und dahinter als loser Lappen herabhängt.

Der Elefant im Zoo (der, wie man mir sagte, aus Nordafrika stammt) – und ich vermute, dass nach diesem oder früheren Bewohnern jener Ställe die meisten Illustrationen in Büchern modelliert sind – dieser vertraute Repräsentant des elefantenreichen Afrikas hat Ohren, die oben auf dem Nacken liegen, mit einer kleinen, flachen Falte, die nach außen umgeschlagen ist, als wäre sie wie ein Kragen auf die vordere oder innere Oberfläche gebügelt. Ich habe nie einen Elefanten mit solchen Ohren geschossen; und ich war so beeindruckt von dem Unterschied, dass ich den Wärter fragte, ob an diesen etwas manipuliert worden sei, was er jedoch verneinte. Die folgenden Maße des Ohrs eines der von mir geschossenen Bullen verdeutlichen, was ich gesagt habe:

- Tiefe des Ohrs von der Spitze bis zum oberen Rand der Rollung: 4 ft. 6 in.
- Tiefe des Ohrs von der Spitze bis zum äußersten Ende des Lappens: 5 ft. 3 1/2 in.

Aus diesem Maß ist ersichtlich, dass 9 1/2 Zoll des Lappens von der Oberseite der Rollung nach hinten überhängen. Dieser liegt niemals auf dem Nacken auf wie bei dem Exemplar im Zoo, sondern hängt lose zwischen der Rückseite des Ohrs und dem Nacken.

Wo ich gerade bei Maßen bin, werde ich auch jene angeben, die ich von Nashörnern und Zebras genommen habe. Die Maße der erstgenannten Tiere illustrieren die geringere Größe der lokalen Varietät, die östlich des Rudolfsees gefunden wird, während jene der Zebras den großen Kontrast zwischen *E. grevyi* und der in derselben Region vorkommenden Form von *Burchelli* (vielleicht *Granti*) zeigen. Es fällt auch auf, dass der Größenunterschied zwischen männlichen und weiblichen Nashörnern in der Länge viel ausgeprägter ist als in der Höhe, wobei das Männchen bei beiden Varietäten im Verhältnis zu seiner Höhe länger ist als das Weibchen. Diese Maße wurden alle sorgfältig genommen und an Ort und Stelle in mein Notizbuch eingetragen.

Maße von Nashörnern und Zebras

| Rhinoceros bicornis | Gesamtlänge ohne Schwanz (Gerade) | Schulterhöhe (Gerade) |

| | | |

| Bulle (erlegt bei El Gereh, Unter-Seya, 7. Sept. 1895) | 10 ft. 0 in. | 5 ft. 3 in. |

| Kuh (erlegt am Nyiro-Berg, 26. Mai 1896) | 8 ft. 8 in. | 4 ft. 10 in. |

| Bulle (erlegt am Ostufer des Rudolfsees, 21. Dez. 1895) | 9 ft. 0 in. | 4 ft. 9 in. |

| Kuh (erlegt am selben Ort, 24. Dez. 1895) | 8 ft. 3 in. | 4 ft. 7 in. |

Alle oben genannten waren alte Tiere.

| Zebra | Widerristhöhe (Gerade) | Länge von Ohren bis Schwanzwurzel (Gerade) | Umfang hinter Schulter |

| | | | |

| Grevy-Hengst (R. Seya, 7. Aug. 1894) | 4 ft. 11 in. | 6 ft. 8 in. | 5 ft. 9 1/2 in. |

| Grevy-Hengst (Nyiro-Berg, 17. Nov. 1895) | 4 ft. 10 in. | — | — |

| Grevy-Hengst (R. Seya, 27. Juli 1896) | 4 ft. 9 1/2 in. | — | — |

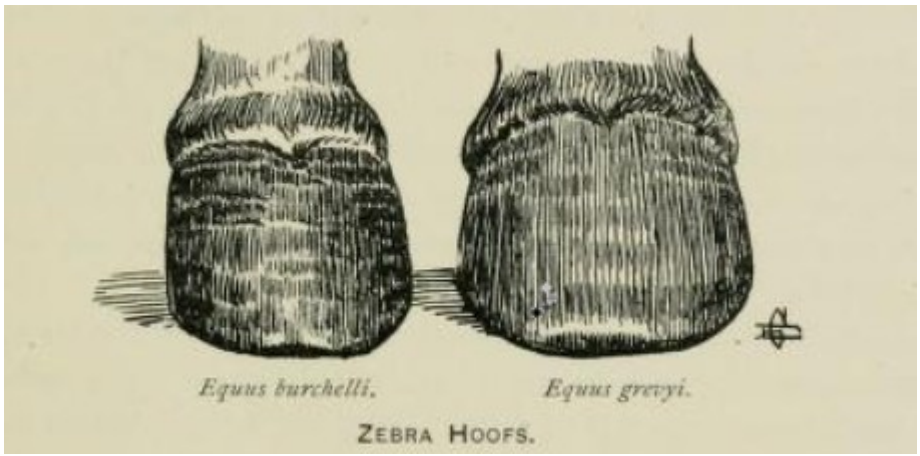
| Grevy-Stute (R. Seya, 26. Juli 1896) | 4 ft. 5 in. | 5 ft. 6 in. | — |

| Burchell-Hengst (R. Seya, 26. Juli 1896) | 3 ft. 11 in. | — | — |

| Burchell-Hengst (Westfuß Lorogi-Berge, 16. Okt. 1896) | 3 ft. 11 in. | 5 ft. 7 in. | 4 ft. 10 in. |

Alle diese waren erwachsene Tiere.

Bevor ich meinen Bericht über diesen Distrikt abschließe, möchte ich noch ein paar Worte über das Volk der Ndorobo sagen. Wäre ich ein Missionar, so wären dies die Eingeborenen, unter denen ich arbeiten möchte. Nicht, dass ich befürworten wollte, dass man sich ihrer annimmt, denn unsere missionarischen Methoden neigen zu oft dazu, interessante und unverfälschte afrikanische Rassen zu verderben. Dennoch glaube ich, dass bei diesem speziellen Stamm wenig Gefahr besteht, dass er in dieser Weise von uns ausgenutzt wird – es gäbe nicht genug vorzuweisen.



ZEBRA HOOFS.

Für meine eigene Sympathie sind die Vorstellungen der Ndorobo von der Gottheit in ihrer Einfachheit sehr ansprechend. Im Gegensatz zu den Eingeborenen des südlichen Afrikas, von denen man nicht sagen kann, dass sie irgendeine Vorstellung eines Höchsten Wesens haben, besitzen diese einen ausgeprägten Glauben an Gott und schreiben alle Ereignisse Seiner Ordnung zu. Gefragt, was sie von Ihm wissen, sagten sie mir: „Wir wissen nur, dass Er alle Dinge gemacht hat. Wenn es regnet, sagen wir, es ist Gott; wenn der Wind weht, sagen wir, auch hier ist Gott; und wenn der weiße Mann kommt, sagen wir, auch dies ist Gottes Werk."

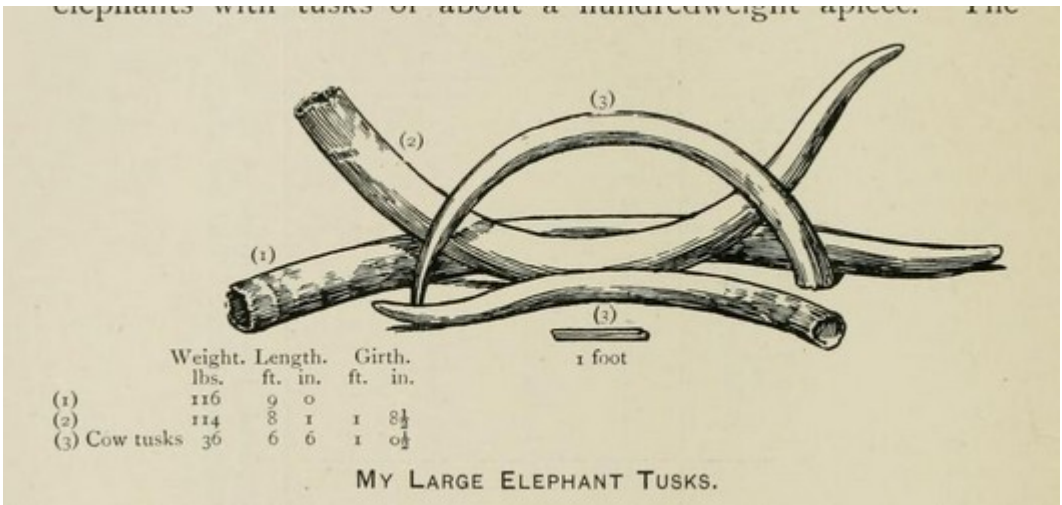
Als ich mich von meinem alten Freund Lesiat verabschiedete – wobei ich ihm unter anderem eine Decke von meinem Bett gab, die ich ihm auf dem Hinweg versprochen hatte –, fragte ich ihn, ob er nicht einen seiner Söhne mit mir an die Küste schicken wolle; ich sagte ihm, dass er viel lernen könne und wunderbare Berichte über all die Wunder mitbringen würde, die er sehen würde, sowie viele schöne Dinge. Er antwortete, dass er, wenn er mir einen Jungen mitgäbe, von mir erwarten würde, dass ich ihm den Weg zum Himmel zeige, damit er Gott sehe und von Ihm lerne, wie er seinem Vater ein neues Herz einsetze!

Diese bemerkenswerte Aussage machte anfangs großen Eindruck auf mich, und ich bemühte mich (natürlich durch meinen Dolmetscher), eine präzisere Erklärung seiner Bedeutung zu entlocken. Ich bedauere sagen zu müssen, dass jede Idee einer spirituellen Bedeutung seiner Worte sofort durch Lesiats Geständnis zerstreut wurde, dass er ausschließlich von seinem fleischlichen Herzen sprach. Er meinte schlichtweg, dass er wünschte, wieder zum Leben erweckt zu werden, falls er sterben sollte. Er sagte auch, dass ihre Söhne bei der Suche nach wildem Honig zu nützlich seien, um entbehrt zu werden.

Ungeachtet des Zusammenbruchs der Theorie, dass diese hübsche kleine Rede ein romantischer Appell für religiöse Unterweisung war, erklärte Lesiat auf meine Fragen hin, dass sie einen Europäer willkommen heißen würden, der unter ihnen lebt, und dass die Frauen und Kinder kämen, um unterrichtet zu werden. Es scheint dort gewiss Raum

für nützliche Arbeit unter solch unverbrauchtem Material zu geben. Wenn sie nur dazu bewegt werden könnten, den reichen Boden am Fuß ihrer Berge zu bebauen, wo es häufig regnet, könnten die Ndorobo von Lorogi immer Überfluss haben. Aber ich fürchte, wenn man ihnen eine sesshafte Lebensweise beibringt, würden sie ihre Pittoreskheit verlieren und das romantische wilde Leben vermissen.

Ich gehöre nicht zu denen, die ein optimistisches Bild von diesem oder irgendeinem anderen Distrikt in Äquatorialafrika zeichnen. Es gibt hier und da geeignete Plätze am Fuß der Lorogis für Stationen, wo Bäche aus den Bergen kommen – um bald darauf in der Erde zu versickern, wie alle Ströme in diesem Land, aber ausreichend, um ein wenig des angrenzenden reichen Bodens zu bewässern –, und das Klima ist nicht schlecht. Am westlichen Fuß ist das Land attraktiver, obwohl der Boden weniger fruchtbar ist; Wasser ist dort reichlicher vorhanden, während der Bergwald (der gar nicht wie ein afrikanischer Wald aussieht) mit nützlichem Bauholz in der Nähe ist. Aber all solche bevorzugten Plätze sind in Äquatorialafrika – wie ich es kenne – Ausnahmen, wie Inseln in der Wüste; es gibt keine weiten Flächen nützlichen Landes. Die Bäche fließen über keine weite Distanz; ihr Wasser verdunstet oder wird vom Boden aufgesogen. Von der Jambeni-Kette und dem Kenia nordwärts bis zum Bassu und darüber hinaus erreicht keines der Abwässer jemals den Ozean – jedenfalls nicht oberirdisch –, und solche Flüsse, die einen längeren Lauf haben, fließen zum größten Teil durch ödes und unfruchtbares Land.



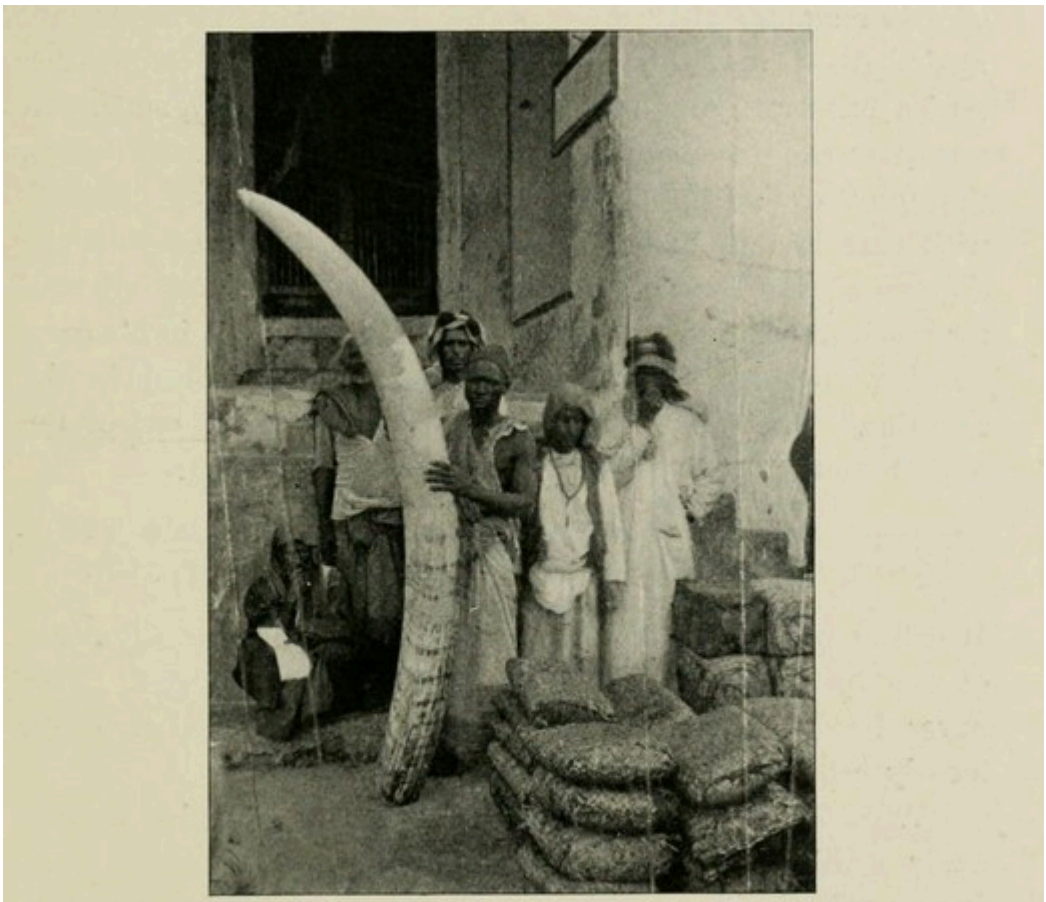
	Weight. lbs.	Length. ft.	in.	Girth. ft.	in.
(1)	116	9	0		
(2)	114	8	1	1	8½
(3) Cow tusks	36	6	6	1	0½

MY LARGE ELEPHANT TUSKS.

Wir Reisenden und Pioniere neigen nur zu sehr dazu, glühende Beschreibungen neuer Länder zu geben – wahre gelobte Länder, wie sie oft dargestellt werden, mit jedem möglichen Vorteil und jeder Schönheit. Wahrscheinlich wurde das Land nach Regenfällen gesehen, wenn es sich von seiner besten Seite zeigt. Man neigt auch dazu, sich umso leichter von jedem grünen Gürtel gefangen nehmen zu lassen, je krasser der Kontrast zur verdörrten Monotonie ist, die die Regel darstellt; denn selbst das aussichtsloseste und trockenste Gestrüpp wird nach schweren Regenfällen schön und attraktiv. Wie auch immer, ich habe bemerkt, dass der neueste Distrikt ausnahmslos als der begehrenswerteste Fleck auf Erden gepriesen wird; aber kaum ist er annektiert oder besetzt und vertraut geworden, schwindet seine ideale Vollkommenheit, und seine Nachteile und Mängel sind dann das, wovon man am meisten hört. Vielleicht hat dieser Teil des Kontinents mehr als seinen Anteil an wasserloser Einöde. Es gibt einige liebliche Flecken Erde, das ist wahr. Aber von wie begrenztem Ausmaß! Zudem sind gut bewässerte, fruchtbare und gesunde Länder in der Regel bereits dicht von Eingeborenen besiedelt, sodass kein Platz für Kolonisten ist. Was Afrika fehlt, sind Schneegbirge, die ganzjährige Flüsse speisen, welche unerschöpfliche Wasservorräte für die Bewässerung liefern könnten. Mit Feuchtigkeit mag selbst die Wildnis wie eine Rose blühen.

Mit großem Bedauern und der Hoffnung, sie eines Tages wiederzusehen, trennte ich mich von diesen angenehmen Ndorobo. Lesiat und andere Freunde gaben mir reichlich Honig für die Reise mit und erflehten Gottes Segen für uns mit rührendem Ernst. Ich habe keinen Zweifel, dass er jetzt Honig für mich hortet.

Auf unserem Weg nach unten fanden wir das Land trockener vor, als ich es je gesehen hatte; kein fließendes Wasser, wo wir den Seya überquerten, und keines zwischen dort und dem Gwaso Nyiro. Unsere Esel – viele davon halbwild Turkana-Esel – waren unruhig, leicht zu erschrecken und während dieses Teils der Reise äußerst mühsam. Zweifellos hatte der Schrecken der Löwenangriffe sie verstört. Manchmal stampedierten sie bei Wild, an dem wir auf dem Marsch vorbeikamen, was lange Verzögerungen und harte Arbeit verursachte, bevor sie gewendet und zurückgebracht werden konnten.



THE BIG TUSK (8 FT. 7½ IN., 165 LBS.) PRESENTED BY THE OFFICERS SERVING IN BRITISH EAST AFRICA TO H.R.H. THE DUKE OF YORK ON THE OCCASION OF HIS MARRIAGE.

(From a Photograph by Mr. J. R. W. PIGOTT.)

Mnyamiri, der uns vorausgegangen war, hatte, wie ich später erfuhr, mehrere der seinen ganz verloren, die einem Nashorn gefolgt waren, das ihren Pfad kreuzte. Er hatte zudem das Pech, dass bis auf einen alle übrigen im Tana ertranken, als er versuchte, meinem Plan zu folgen, sie mit einem Seil durch die Stromschnellen zu ziehen. Wir verloren keine, aber die unseren ließen uns kaum Ruhe, wenn wir im Freien bivakierten, wo es kein Wasser gab und wir keinen Boma bauen konnten. Sie stampedierten ständig nachts durch Fehlalarm durch das Lager. Dann rochen sie meinen kleinen Vorrat an kostbarem Wasser aus, warfen ihn um und fraßen sogar meine Ration an grobem Fladen für mein Frühstück, wenn sie auf dem Tisch liegen blieb. Aber dank unserer Kenntnis des Landes litten wir selbst in dieser außergewöhnlich trockenen Jahreszeit nie nennenswert unter Wassermangel. Unser Marsch verlief ereignislos und frei von Unglücksfällen oder nennenswerten Unannehmlichkeiten.

Eines Nachmittags, als wir das Ende der Jambeni-Kette umgingen und nur wenige Stunden vom ersten Bach auf der Tana-Seite entfernt waren, sah ich mich widerwillig gezwungen, innerhalb einer halben Stunde zwei Nashörner zu erschießen, für die wir keine Verwendung hatten. Es bereitete mir echte Qualen, ihr Leben so zu nehmen; aber jedes war so nah an unserem Pfad, dass das Risiko groß war, dass sie eine Massenpanik unter meinen schreckhaften Eseln sowie unter den Trägern auslösen würden. Da der Wind von ihnen zu uns wehte, sind diese blinden Kreaturen zu dumm, aus dem Weg zu gehen, bis die Karawane direkt vor ihnen steht, was dann einen Schrecken verursacht. Abdulla hatte einen solchen auf seiner Reise mit der ersten Ladung Elfenbein von El Bogoi erlebt, was dazu führte, dass viele Stoßzähne auf die Steine geworfen und mehrere mehr oder weniger beschädigt wurden; auch Mnyamiri hatte aus demselben Grund einige seiner Esel verloren. Die .303-Kugel war bei diesen beiden genauso tödlich, wie ich es immer gefunden habe; besonders für diese Tiere scheint sie fast unfehlbar. Ein Schuss genügte für jedes. Glücklicherweise trafen wir kurz darauf eine Gruppe Wakamba, für die das Fleisch ein Glücksfall war. Sie waren offensichtlich hungrig, da sie gerade dabei gewesen waren, einige von Löwen übrig gelassene Zebraknochen vor den Geiern zu retten; so wurden die Nashörner nicht verschwendet.

Beim Durchqueren des Tana-Busches sah ich diesmal (Ende August) nur sehr wenige „Fliegen“ (Tsetse) und verlor infolgedessen nur drei Esel auf dem Weg nach unten. Die Zeit von da an bis November oder Dezember ist am sichersten, um mit Tieren durch „Fliegen-Land“ zu reisen, wenn es am kahlsten ist. Alle meine übrigen erreichten Mombasa in glänzender Verfassung und vollkommener Gesundheit. Es zahlt sich immer aus, seinen Tieren besondere Aufmerksamkeit zu schenken; ob nun Trekochs in Südafrika oder Packesel in Äquatorialafrika, ich habe den meinen stets viel Sorgfalt gewidmet und wurde dadurch belohnt, dass sie fett und fit blieben.

Wir überquerten den Fluss ohne Missgeschick – diesmal den unpassierbaren Arm über eine Brücke – und konnten, nachdem wir bei Mtiya neue Männer von der Küste mit meinen Boten getroffen hatten, unseren Weg mit all unseren Effekten von dort aus fortsetzen. An der kleinen deutschen Missionsstation Ikutha – dem ersten erreichten Außenposten der Zivilisation – traf ich, obwohl mein gütiger alter Freund, Herr Säuberlich, für einen wohlverdienten Urlaub nach Europa gefahren war, auf einen nicht weniger gastfreundlichen Empfang durch seine Nachfolger, Herrn und Frau Hoffmann, und erhielt die zuvorkommendste und wertvollste Hilfe bei der Beschaffung von Vorräten für den Weg zur Küste. Ich konnte nicht die direkte Route durch die Wüste vom Athi zur Uganda-Straße bei Samburu nahe der Küste nehmen, da das Wasser ganz versiegt war; aber da ich in früheren Jahren den ganzen Fluss entlang gereist war, wusste ich, dass ich weiter flussabwärts einen Pfad mit täglichem Wasser nach Mombasa finden würde, wenn auch ein wenig länger; und es lohnt sich durchaus, mehrere Tage Umweg zu machen, anstatt mit einer schweren Karawane Durst und mögliches Unheil zu riskieren.

Auf dieser wenig genutzten Flussroute den Athi (oder Sabaki, wie er in seinem Unterlauf meist genannt wird) hinunter begegneten mir zwei Beispiele für die räuberischen Tendenzen der Wakamba, selbst so nah an der Küste. Eines Tages holte mich eine Gruppe Giriama-Eingeborener ein, die von Machakos zurückkehrten, wo sie auf einer kleinen Handelsexpedition neun Ziegen gekauft hatten (was durch den Pass bezeugt wurde, den sie trugen, unterzeichnet vom diensthabenden Offizier jener Station an der Hauptstraße nach Uganda). Sie waren auf einige Wakamba gestoßen, die nominell jagten, aber in Wirklichkeit offenbar Wegelagerer waren. Diese griffen sie in der Nacht an und raubten ihre Ziegen, wobei sie einen der Besitzer verwundeten. Ein Junge, der Sohn eines Letzteren, verschwand in der Verwirrung, und obwohl seine Gefährten ihn einen ganzen Tag lang suchten, nachdem die Plünderer mit ihrer Beute abgezogen waren, konnte er

nicht gefunden werden und musste seinem Schicksal überlassen werden, jämmerlich im Busch zu verdursten.

Der zweite Überfall, von dem ich erfuhr, wurde auf ein Dorf der Wasanya verübt. Diese Leute sind ein Stamm degradierter Galla, die hauptsächlich von der Jagd leben. Sie nehmen gegenüber den viehhaltenden Galla dieselbe Stellung ein wie die Ndorobo gegenüber den Masai. Zwei oder drei von ihnen kamen eines Tages in mein Lager und erzählten mir, dass einige Wakamba kürzlich ihr Dorf angegriffen und zwei Frauen als Gefangene weggeführt hätten.

Die Wasanya sind bemerkenswert dafür, dass sie immens starke Bögen und höchst zweckmäßig aussehende Pfeile tragen. Diese Waffen stehen in markantem Kontrast zu den kurzen, leichten Bögen und Pfeilen, die von den meisten zentralafrikanischen Eingeborenen benutzt werden. Es muss große Kraft erfordern, eines dieser furchterregenden Geräte richtig zu spannen; und man kann wohl verstehen, dass diejenigen, die in ihrem Gebrauch geschult sind, mit der zusätzlichen Hilfe von Gift auf dem Geschoss – wie sie sagen – sowohl Elefanten als auch Nashörner ohne große Schwierigkeit töten können.

Als Beweis dafür, wie sehr meine Männer daran gewöhnt waren, ihre Stoßzähne zu tragen, mag der Marsch dienen, den wir an dem Tag machten, als wir den Fluss verließen und die Distanz zum ersten Wasser beträchtlich war. Der Eintrag für jenen Tag (26. September) lautet in meinem Tagebuch wie folgt: „Um 2 Uhr morgens aufgestanden und um 3.15 Uhr gestartet. Nach vier Stunden Marsch auf die 'Safari' gewartet, aber die Männer wollten nicht anhalten und wir gingen noch eine Stunde weiter, bevor wir rasteten; wir hatten somit fünf Stunden soliden Marsch ohne Halt hinter uns. Dann, nach fünfzehn Minuten Pause, drei weitere Stunden; eine halbe Stunde gerastet und weiter zum Lager, welches die Karawane um 1.45 Uhr erreichte. Somit machten wir fast zehn Stunden reinen Marsch, den größten Teil des Weges durch dichten Busch, der schmale Pfad oft stark überhangen."

Am 1. Oktober zogen wir schließlich wieder in Mombasa ein; und die Männer – in prächtige Kleider gehüllt und angeführt von Trommlern, die in perfektem Takt den regulären „Safari"-Schlag hämmerten – genossen die lang ersehnte Parade durch die Straßen. Es ist ein malerischer Anblick, eine Kette von Trägern zu sehen, die mit glänzenden Elfenbeinbögen auf den Schultern langsam durch die engen Straßen ziehen, die von dunkelhäutigen, aber sauber gekleideten Zuschauern gesäumt sind; die Spitzenleute springen auf und tanzen mit ihren zentnerschweren Stoßzähnen umher, um vor ihren bewundernden weiblichen Freunden zu glänzen. In der Tat ist es oft schwierig, sie überhaupt voranzubringen, so stolz und aufgeregt sind sie, ihre Metropole nach all den Abenteuern einer so langen Reise wieder zu betreten; und der Brauch erlaubt es dem „Kilangozi" (oder Leit-Träger), sich zu weigern, sich weiterzubewegen, bis ein Backschisch an Rupien gesandt wurde, um ihn zu bewegen, mit der Karawane die Lasten im Zollhaus abzuliefern. Sobald das getan ist, gebe ich jedem Mann eine Rupie als „Posho" (Verpflegungsgeld) für den Tag, und sie zerstreuen sich, um mit ihren Freunden in der Stadt zu feiern. Ein schwerer Beutel Silber muss für sie bereitstehen, wenn sie sich am nächsten Morgen in meinem Quartier versammeln, um ihren Lohn zu empfangen. Sorglose, vertrauensselige Kerle, diese Träger; sie unternehmen keinen Versuch zu berechnen, wie viel ihnen zusteht, noch denken sie jemals daran, nachzuzählen, was sie erhalten. Derjenige, dessen Name gerufen wird, hält den Zipfel seines Gewandes für die doppelte Handvoll Rupien hin, dreht ihn ohne ein Wort zusammen und geht davon – in den meisten Fällen, um rücksichtslos den Lohn eines Jahres oder längeren Dienstes zu verprassen.

Ich hatte keine Abzüge vom Lohn meiner Männer vorzunehmen, außer für die Vorschüsse, die sie vor Beginn der Expedition erhalten hatten; denn ich empfand, dass das Mindeste, was ich aus Dankbarkeit für ihr gutes Benehmen und ihre Freundlichkeit während meiner Krankheit tun konnte, darin bestand, ihnen den Stoff, den sie benötigten, zu geben, ohne ihn – wie üblich – gegen sie zu verbuchen.

Die Zeit zum Geben ist, wenn sie nichts haben: dann sind sie zu Dankbarkeit fähig; aber zehn, zwanzig oder fünfzig Rupien mehr oder weniger, wenn ihre Hände bereits voller sind, als sie in der nächsten Woche verbrauchen können, lassen sie gleichgültig. Wahrscheinlich wird in einem Monat das Geld ganz weg sein – ein Monat voller Luxus und Zügellosigkeit, wie sie es kennen: dann wird eine einzelne Rupie dankbar empfangen werden. Bis zu diesem Zeitpunkt oder wenig später werden die meisten von ihnen bereit sein, sich erneut für eine weitere Expedition „einzuschreiben". Man gewinnt seine Männer lieb und ist stolz auf sie, wenn sie gut sind, wie die meinen es waren; und es tat mir leid, sie nicht wieder engagieren zu können, bevor sie in andere Dienste abgedriftet waren.

Ich fürchte, die Tatsache, dass meine Reise mit so wenigen ernsthaften Schwierigkeiten oder Entbehrungen verbunden war, mindert das Interesse für andere; aber es ist eine Quelle beträchtlicher Genugtuung für mich zu denken, dass meine Männer nie unter Hunger, Durst oder Krankheiten litten; dass sie täglich ihre reguläre Ration erhielten, ohne dass wir jemals die Eingeborenen beraubt oder ihnen etwas mit Gewalt genommen hätten; dass sie ihre Lasten bereitwillig, fröhlich und ohne Leiden trugen; und dass ich sie alle, mit Ausnahme der zwei tragischen Verluste, die ich zu beklagen hatte, sicher, gesund und glücklich nach Mombasa zurückbrachte.

Anhang: Konstruktion von Tierfallen (nach Fig. A und B im Original)

Fig. A stellt die beste mir bekannte Methode dar, um ein Gewehr für eine Hyäne oder einen Leoparden aufzustellen. Diese Falle wird mit einem Stück sehnigem Fleisch beködert, das fest über die Mündung des Gewehrs gebunden wird. Der Kolben sollte so aufgehängt sein, dass er frei schwingt und ohne Anstrengung nach vorne gezogen werden kann. Zwei in den Boden getriebene Pfosten halten ihn in Position. Da der Abzug durch eine Schnur mit diesen Pfosten verbunden ist, erschießt sich das Tier beim Aufnehmen des Köders selbst. Dornenzweige müssen rundherum platziert werden, um sicherzustellen, dass sich das Tier nur von vorne nähert.

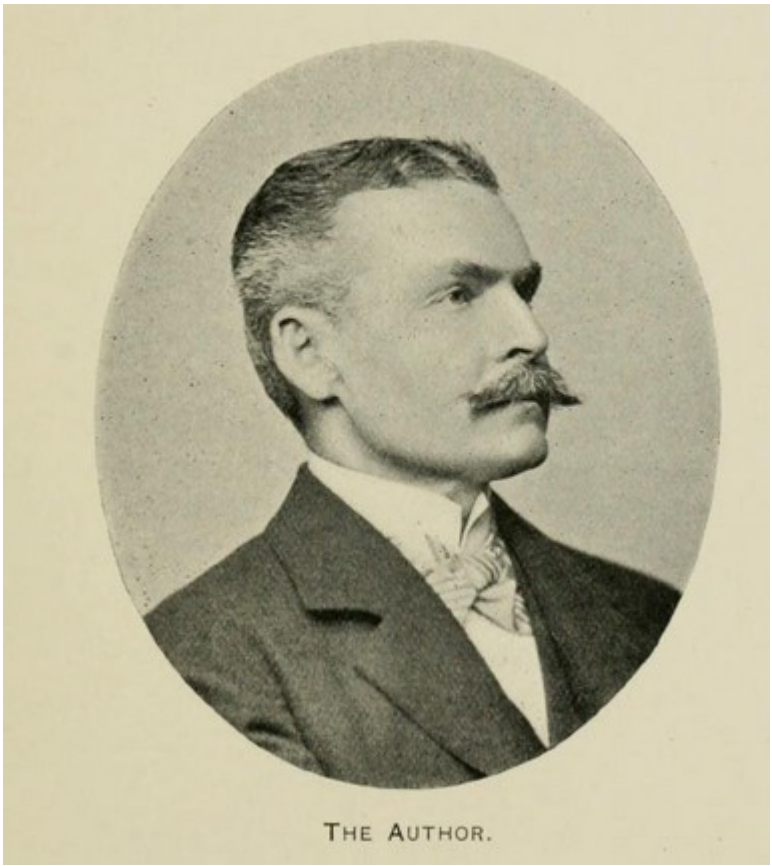
Fig. B zeigt den besten Weg, ein Gewehr an einer Öffnung in einem Zaun aufzustellen, etwa dort, wo ein Tier von Löwen getötet wurde. Das Gewehr wird fest an Pfosten gebunden und der Hahn durch ein Stück hartes Holz (wie in der Zeichnung gezeigt) abgestützt. Eine Schnur von seinem oberen Arm wird quer über den Pfad geführt. Wenn die Brust des Tieres gegen die Schnur stößt, löst sich der Schuss genau dann, wenn die Schulter etwa gegenüber der Mündung ist. Für Löwen ist eine Höhe von etwa 2 Fuß 3 Zoll (ca. 68 cm) für den Lauf angemessen.

VON EL BOGOI NACH MOMBASA

Sie ihrerseits waren während meiner Krankheit so gut zu mir wie Gold, und ich empfinde größte Dankbarkeit für ihr freundliches Entgegenkommen mir gegenüber. Ich versuchte, sie so gut wie möglich zu behandeln, und sie zahlten es mir reichlich zurück und würden mir, wie ich weiß, morgen überallhin folgen. Ich wünschte nur, ich könnte dasselbe Vertrauen in Bezug auf meinen ausdauernden Leser hegen!

Der Autor.

MOMBASA.
(From a Photograph by Major ERIC SMITH.)



THE AUTHOR.

ANHANG

EINE LISTE DER GESAMMELTEN LEPIDOPTERA

VON MR. ARTHUR H. NEUMANN

Von Emily Mary Sharpe

Das Folgende ist eine Liste der Schmetterlinge, die von Mr. Arthur H. Neumann auf seiner Reise zum Rudolfsee gesammelt wurden. Sie wurden in dem Land zwischen Mombasa und dem Nordende des Rudolfsees gesammelt, aber der größte Teil wurde in

den Jahren 1894, 1895 und 1896 in der Umgebung des Mount Kenia, der Jambeni-Kette und der Lorogi-Berge erbeutet.

Mr. Neumann gelang es, drei neue Schmetterlingsarten zu finden, die den Gattungen *Mylothris*, *Catachrysops* und *Mycalesis* angehören. Letztere wurde zuerst von Mr. F. J. Jackson in Kikuyu und Kavirondo beschafft, und Mr. Neumann war so freundlich, eine Abbildung davon beizusteuern. Eine Farbtafel dieser Arten befindet sich auf S. 66.

Familie Danaidae.

- *Tirumala petiverana.*
- *Limnas klugii.*
- *Limnas dorippus.*
- *Amauris ochlea.*
- *Amauris dominicanus.*

Familie Satyridae.

- *Melanitis solandra.*
- *Gnophodes parmeno.*
- *Mycalesis dentata, sp. n.* (Abb. 4, 4a, 5 auf Tafel, S. 66.)

Beide Flügel auf der Oberseite gänzlich dunkelbraun; ein matter ockerfarbener Fleck nahe dem apikalen Teil des Vorderflügels, jedoch nicht sehr deutlich; zwei submarginale Linien, eine hellbraun und die zweite viel dunkler, auf dem Hinterflügel stark ausgeprägt. Der Hinterrand beider Flügel sehr stark gezackt, im Aussehen *M. suassurri*, Dewitz, nahekommend.

Unterseite: Basalbereich sehr dunkelbraun, endend in einer Wellenlinie; der Randsaum heller getönt, mit ockergelb überhaucht. Drei deutliche weiß-gekernte schwarze Augenflecken mit gelber Iris.

Hab. ♂ Kavirondo. Nov.-Dez. 1889. Spannweite 1,7 Zoll.

Das Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, etwas größer und blasser in der Farbe.

Hab. ♀ Kikuyu. Aug.-Sept. 1889. Spannweite 1,9 Zoll.

Typen in Slg. F. J. Jackson.

(– A. Mein Exemplar wurde in Embe in der Jambeni-Kette erbeutet. H. N.)

- *Mycalesis caffra.*
- *Mycalesis perspicua.*
- *Neocaenyra duplex.*
- *Neocaenyra gregorii.*

- *Ypthima asterope.*

Familie Acraeidae.

(Liste zahlreicher *Acraea*- und *Planema*-Arten, darunter *Acraea natalica*, *A. neobule*, *A. anemosa*, *Planema johnstoni*, etc.)

Familie Nymphalidae.

(Liste zahlreicher Arten, darunter *Atella phalantha*, *Pyrameis cardui* (Distelfalter), *Junonia clelia*, *Precis sesamus*, *Hypolimnas misippus*, *Charaxes*-Arten, etc.)

Familie Lycaenidae.

- *Catachrysops cuprescens, sp. n.* (Abb. 3, 3a auf Tafel, S. 66.)

Verwandt mit *C. osiris*, Hopff., Flügel etwas spitzer; der blaue Basalbereich kaum sichtbar, beide Flügel mit kupfernem Glanz überhaucht.

Spannweite 1,1 Zoll.

Hab. Lorogi-Berge (1894).

(Weitere Arten wie *Castalius*, *Iolaus*, etc.)

Familie Pieridae.

(Liste zahlreicher Arten, darunter *Terias*, *Pieris*, *Eronia*, *Colias electra*, *Teracolus*-Arten.)

- *Mylothris neumanni.* (Abb. 1, 1a, 2, 2a auf Tafel, S. 66.)

Familie Papilionidae.

(Liste von Ritterfaltern, darunter *Papilio nireus*, *P. jacksoni*, *P. demoleus*, *P. phorcas*, etc.)

Familie Hesperidae.

(Liste von Dickkopffaltern, darunter *Rhopalocampta*, *Pyrgus spio*, etc.)

INDEX

- **Abdulla**, Swahili-Vorarbeiter des Autors, 133, 135, 148, 167, 213, 224, 226, 248, 286, 404

- **Abenteuer** mit Elefanten, 187, 322, 350; mit einer Schlange, 254; mit Löwen, 233, 391, 397

- **Afrika, Zentral-**, durchschnittliche englische Vorstellung der Lage, 1; Transport, 7, 48, 351; Rinderpest in, 27, 117, 142, 253, 333; Umgang des Autors mit Eingeborenen, 78, 226; Luxusgüter in, 329, 332; Sklaverei, 330; Beschreibung des Landes, 427

- **Alia Bay**, 272, 274, 373

- **Ameisenhügel**, 284, 294, 297, 355, 358

- **Athi-Fluss**, 138, 431; Wegebau des Autors am, 141; Perlhuhn-Varietäten am, 142
- **Bananen**, 12, 31, 77, 120; Zubereitungsart der Eingeborenen, 126
- **Baobabs** (Affenbrotbäume), 82; zum Aufhängen von Bienenkörben, 144; Eignung für Kanus, 151
- **Barasaloi-Fluss**, 177, 184, 192, 198, 248, 385
- **Baringo**, 30, 256
- **Bassu (Rudolfsee)**, 256, 266, 273, 289, 331, 378; Beschreibung, 257, 382; Steinkreise am, 258; Krankheit des Autors am, 322
- **Bienen**, 104, 245, 248; Autor von Bienen angegriffen, 57
- **Biltong** (Trockenfleisch), 19, 23, 27, 51, 285, 364; Herstellung, 365 Note
- **Blutsbrüderschaft**, des Autors, 11, 42, 78, 128, 130; Mr. Chanlers, 33; Dr. Kolbs, 130
- **Bomas** (Einfriedungen) bei Laiju, 12, 119, 124; bei Mthara, 40; bei El Bogoi, 167, 393
- **British Museum**, 9; Grants Gazelle des Autors, 238; Kopf einer nördlichen Giraffe, 411; Vorschlag zur Anordnung von Exponaten, 419
- **Bubalis neumanni**, 301; Notiz von Hon. W. Rothschild über, 303
- **Büffel**, 35, 84, 372; in Natal, 2; Seltenheit seit der Rinderpest, 27, 142, 253
- **Bumi**, 291, 294, 308, 339; Einwohner, 295; Geflügelzucht, 333
- **Burchell-Zebra**, Beobachtungen des Autors, 210 Note, 242, 372; Proportionen, 425; am Rudolfsee, 275, 280

Würdest du gerne eine detaillierte Aufstellung der im Index genannten Seitenzahlen zu bestimmten Themen oder Personen erhalten?